

Erzählungen

W. Heimburgs

illustrierte

Romane und Novellen.

Neue Folge.

Dritter Band.

Erzählungen.



Leipzig.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.

Erzählungen.

Von

W. Heimburg.

Inhalt:

Sabinens Freier. — Franziska von Schlehen.
Das Raupenhäuschen.
Der silberne Hirschfänger. — Großmutters Whistkränzchen.
Marianne Sievening.

Mit Illustrationen von R. Reinicke, W. Claudius und Fritz Bergen.



Leipzig.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Sabinens Freier.





Diese Sabine ist mein Patenkind.

Eigentlich hatte ich im Sinn, die Ehre dieser Gevatterschaft abzulehnen; ja, ich war so wütend über das elegante Papierkärtchen, welches den Lieutenant Viktor von Brenken dazu einlud, daß ich es auf den Tisch warf und sporenklirrend im Zimmer auf und ab schritt, überlegend, ob ich nicht die Czapka aufstülpen und mir einige Tage Urlaub von meinem Commandeur holen solle, um eine dringende Reise als Grund meiner Ablehnung angeben zu können. Eine solche Zumutung kann auch nur von einer Frau gestellt werden, die — na — die gar nicht weiß, wie weh sie einem gethan hat! Wahrhaftig, da hatte sie noch etwas an den Rand hingekritzelt, da stand — ich habe das alte Ding mit dem Goldrand noch — da stand:

„Mein lieber Viktor! Es bittet Dich in alter Freundschaft, bei meiner Kleinen Pate zu sein, Deine Leni."

Na, dann los! Aber, weiß Gott, ich hätte lieber Holz gehackt, als das alles mit angesehen. Erstlich das Gesicht des Taufvaters! Ich bin nicht unparteiisch, und wollte ich hier sein Bildnis malen, so könnte es am Ende doch zu unvorteilhaft ausfallen — aber das ist und bleibt wahr und das kann jetzt noch jeder sehen, der sein Oelbild betrachtet,

daß er, der Herr Justizrat Bayer, kein Adonis war, im Gegenteil eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Bulldogge hatte. An diesem Tage nun verzog er zwar das verdrießliche breite Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln, aber dieses Lächeln machte keinen ganz ungezwungenen Eindruck, denn er hatte eigentlich etwas von einem kräftigen Buben in die Zeitung setzen lassen wollen, und nun war da ein Fräulein, ein so kleines zartes Geschöpfchen, daß die Großmama, bei der ich mich nach dem Ergehen ihrer Tochter und dem ihrer Enkelin pflichtschuldigst erkundigte, mir sagte: „Ach, Viktor, das Kind ziehen wir nicht groß! Paß auf, es erlebt die Taufe gar nicht!“

Nun war aber doch diese Taufe da.

Der Pomp, der entfaltet wurde, hatte beinahe etwas Brutales; ich begriff Tante Klara und Cousine Leni nicht, daß sie bei ihrem feinen Geschmack eine derartige Ueberladung duldeten. Freilich, wie ich dann die Leni so blaß, mit gesenktem Köpfchen neben dem Altar sitzen sah, der in dem mit gelber Seide ausgeschlagenen Salon hergestellt worden war, und wie ich dann einen Blick that nach dem, dem sie angehörte, der eine funkelnde Brillantgarnitur im Vorhemd und einen daumennagelgroßen Solitär am Zeigefinger trug und mit seiner Riesenfigur sämtliche Anwesenden überragte, da sagte ich mir: hier gilt nur ein Wille! Diese zarte kleine Frau kann nichts andres thun als ihr Köpfchen beugen, immer wieder beugen. Selbst meine resolute Tante Klara wagte es trotz ihrer schwiegermütterlichen Stellung nicht, ihm zu widersprechen.

Es war eine sehr stattliche Gesellschaft, die sich um den Tauftisch versammelt hatte; eine große Anzahl von „Freßgevattern“ und acht Paten, darunter der Landrat, die Frau Commandeuse, Großmama, eine Freundin Lenis, Sophie von Plessen, ich — die andern weiß ich nicht mehr zu nennen. Eine Menge Kerzen brannte an den Wänden und auf dem



Glaslüster, trotz der Tageshelle, und die Nachmittagssonne wob um Lenis braunes krauses Haar eine Strahlenkrone, die ihr das Ansehen einer Madonna verlieh. Ich glaube, auch die Taufrede, die der alte Pastor Funk hielt, war schön und rührend, denn meine beiden Nachbarinnen schluchzten in ihre Taschentücher. Ich? Mir war schlecht zu Mute, ich

konnte die Augen nicht von Leni wenden, und als mir endlich die hochbelobte Frau Schmidt das weiße mit blauen Schleifen besteckte Spitzenbündel in die Arme legte und ich in ein Paar stiller, grünlichklarer Kinderaugen blickte, die ausdruckslos und doch wie staunend an den Knöpfen meiner Uniform hingen, kam mir auch so ein eigentümliches Schlucken in die Kehle, daß ich froh war, als mir die Kleine wieder abgenommen wurde.

Leni hielt, als wir nach beendeter Ceremonie uns glückwünschend nahten, meine Hand ein wenig fester als sonst in der ihrigen, aber sie sah an mir vorüber. Und dann schrie mir der Hausherr den Namen meiner Tischnachbarin in die Ohren und ich führte Fräulein Sophie von Plessen in den Speisesaal.

Wie gesagt, es ging hoch her. Bayer war als Feinschmecker bekannt, und „Johannisberger Schloß“ mit Trüffelpüree kann man ja immerhin genießen, wenn man auch den Gastgeber am liebsten dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Es wurden viele Reden gehalten. Leni und ich tranken uns ein paarmal zu, und als ihr Wohl ausgebracht wurde, stand ich auf und ging mit dem Schwarm der Gäste zu ihr hinüber. Wir sahen uns auch an beim Berühren der Gläser, und da hatte ich das Unglück, die weiße Seide ihres Kleides mit „Röderer“ zu begießen. Ich entschuldigte mich aber nicht, und sie lächelte nicht verzeihend wie sonst; in ihren Augen hatte ich etwas gesehen wie Thränen, und die galten nicht dem Kleid.

Nach Tisch — der Salon war zum Tanzsaal hergerichtet — fing der übliche Walzer an. Ich wand mich wie ein Aal durch die Menge und eroberte Leni noch mit knapper Not.

„Du, Cousine,“ fragte ich, „wann tanzten wir zum letztenmal zusammen?“

Und schon im Wirbel des Tanzes sagte sie: „An dem Tage, bevor ich — — ach, Viktor!“

Wir standen still, sie mit erblaßtem Gesicht und fast verzerrtem Lächeln. Und dann begann sie hastig zu plaudern.

„Weißt du auch, Vetter, warum ich die Sophie Plessen neben dich setzte? Du mußt ans Heiraten denken, hörst du? Du bist sechsundzwanzig Jahre, und deine Mutter wünscht es so sehr.“ Und ehe ich noch antworten konnte, bat sie: „Laß mich noch einmal mit dir tanzen, Viktor!“

Ich legte den Arm um sie. „Leni, ist dir das gut? Du hustetest eben.“

„Ach ja,“ sagte sie traurig und ließ den Kopf sinken, „der Arzt hat es mir überhaupt verboten! Aber weißt du, Viktor, hol' mir ein Tuch, ich will einmal in die Kinderstube gehen.“

Ich holte ihr das Verlangte, irgend eine Hülle aus der Stube, wo die Damen abgelegt hatten, und dann fragte ich: „Darf ich mitkommen?“

„Ja, komm!“

Das Zimmer lag im oberen Stock und war groß und still; eine Nachtlampe erhellte es nur dämmernd. Auf den Zehen schlichen wir über den Teppich zu dem weißverhangenen Bettchen. Die alte Kinderfrau, die im Winkel in einem Lehnstuhl geschlafen hatte, verschwand, als sie uns erblickte, wohl froh, sich durch einen Schluck Bowle in der Küche stärken zu können. Leni aber hatte sich über die Wiege gebeugt und ihr schönes Gesicht lag fast auf dem winzigen Kopf des Kindes.

„Du armes kleines Ding!“ hörte ich sie flüstern. Dann sank sie auf den Stuhl neben dem Bettchen und zupfte gedankenschwer an den Spitzen der Decke.

„Sie schläft schon,“ sagte ich, mich zum Scherzen zwingend, „sonst würde ich ein Wiegenlied singen, Cousine.“ Und ich zog ein Schemelchen herzu und hockte mich zu ihren Füßen.

Sie faltete plötzlich die Hände im Schoß; ich hielt das Ende einer Schleife von ihrem Kleide zwischen den Fingern und spielte damit. Kein Laut, kein Ton hier oben, nur das leise Atmen des Kindes und das einförmige Ticken der Schwarzwälder Kuckucksuhr an der Wand. Ich konnte kein Auge von ihr verwenden; ich hatte diese Frau so unendlich geliebt, hatte bestimmt geglaubt, daß sie die Meine werden würde, und wenn das nicht, daß sie wenigstens keinem andern gehören dürfe. Aus Sorge, aus wahnsinniger Angst, sie sei zu zart, war ich ihr gegenübergestanden wie einer Heiligen, der irdische Wünsche gar nicht nahen dürfen. War sie doch die einzige, die der Tante Klara geblieben war von fünf blühenden Töchtern; alle, alle starben sie weit drunten im Süden, wo sie gemeint hatten, ihre kranken Lungen zu kräftigen, zu heilen. Mit Leni blieb die Tante auf den Rat der Aerzte hier, da sie anscheinend gesund war, und doch kam sie uns alle vor wie eine dem Tode Geweihte. Ihre zarte, fast überirdische Schönheit hatte mir Arm und Zunge gelähmt, so daß ich sie nicht an mein Herz zog, um ihr zu sagen: „Ich liebe dich, Leni — sei mein!“

Monatelang war ich wie im Taumel umhergewandert und umhergeritten, immer mit dem Zweifel kämpfend: darf ich sie begehren? — immer wieder mich überredend, ich dürfe ihren Frieden, ihr sonniges Mädchendasein nicht stören; immer in dem Glauben, Tante Klara werde sagen, wie sie zu ihrem Schwiegersohn gesagt hatte, als ihre zweitjüngste Tochter nach kaum einjähriger Ehe starb: „Hätte sie hier so still weiter gelebt — ich besäße sie noch!“

Nein, ich fand nicht den Mut, die Tante um dieses ihr Letztes zu bitten. Ich wußte auch nicht, ob Leni mich liebe. Bis zu dieser Stunde wußte ich es nicht. Ich war grenzenlos zurückhaltend gewesen, unser Verkehr ein geschwisterlich inniger. Nur einmal auf einem Ball — da glaubte ich



Ich konnte kein Auge von ihr verwenden; ich hatte diese Frau so unendlich geliebt.
(S. 12.)

etwas in ihren Augen zu lesen, das mich in den Himmel hob und dann tiefer denn je zu Boden drückte. Sie durfte wenig tanzen, aber wir hatten wenigstens zusammen den Cotillon abgesessen oder waren noch dabei, da brachte mir ihre beste Freundin, die Sophie von Plessen, einen Orden. Von besagter Sophie ging die Rede, daß sie mich nicht ungern sähe; im Kreise der Kameraden wurde ich mit ihr des öftern geneckt. Ich selbst hatte nichts bemerkt, mich nahm das eine so völlig gefangen. Nun, wo ich im Tanz mit der großen stattlichen Blondine dahinflog, die so recht das Bild der Gesundheit war, verfolgte uns ihr Auge mit einem Ausdruck, den ich noch nie darin gesehen hatte, gespannt, ja düster, und so blickte sie uns auch entgegen.

„Was ist dir, Leni? Bist du nicht wohl?“ war meine Frage gewesen.

Sie versuchte zu lächeln, aber es gelang ihr nicht. Nach einer Weile sagte sie leise: „Sie ist schön, die Sophie — nicht wahr, Viktor?“

„Ich weiß es nicht, Leni,“ antwortete ich, „möglich, daß sie von vielen für schön gehalten wird — ich habe nicht darüber nachgedacht.“

Da ging so ein strahlendes Lächeln über ihr brünettes Gesichtchen, und mit einem Aufleuchten der glänzenden klaren Augen sagte sie: „Ach, Viktor, einmal möchte ich mit dir tanzen heute abend — einmal, es wird ja nicht schaden!“

Und dann tanzten wir zusammen.

In jener Nacht faßte ich den Entschluß, am andern Tage mit Tante Klara zu reden, ihr mein gequältes Herz offen darzulegen. Am liebsten wäre ich schon in aller Morgenfrühe hingegangen, aber der Dienst verhinderte mich, und mittags hatten wir Gäste am Tische unsres Kasinos, so daß ich erst gegen Abend dazukam, das Witwenheim Tante Klaras im alten Brenkenhause aufzusuchen. Ich pflegte fast

jeden Tag um diese Stunde hinzugehen; es war nicht gebräuchlich, daß mich das alte Lieschen anmeldete. Auch heute schritt ich die breite Stiege hinauf, die ich unzähligemal schon erklommen hatte in Bangen oder Hoffen, je nachdem, und trat nach kurzem Anklopfen in das große Wohnzimmer.

Die letzte Dämmerung des Februarabends erhellte noch eben notdürftig die liebe alte Stube, aber doch noch genug, um mir mit einem einzigen Schlage zu zeigen, was mir das Schicksal angethan hatte. Da stand sie, die zarte leichte Gestalt, von dem Arm eines großen Mannes umfaßt; vor ihnen die Mutter, die beider Hände hielt. Wie die Schlußscene eines glücklich endenden Schauspiels war es anzusehen.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die Treppe hin-



unter und in meine Wohnung gekommen bin. Das, das hatte ich nicht erwartet! Mir war es ja nicht unbekannt geblieben, daß der Rechtsanwalt Bayer um Helene herumschmachtete, aber in alle Ewigkeit nicht wär' in mir der Gedanke aufgetaucht, daß dieser plumpe Geselle die Hand ausstrecken könne nach dem vergötterten Mädchen. Es waren fürchterliche Stunden, die nun folgten. Anfänglich dachte ich daran, mich versetzen zu lassen; dann kam es wie Trotz über mich — ich wollte dennoch bleiben. Und thatsächlich bekam ich es fertig, ihr mit lächelnden Lippen Glück zu wünschen inmitten einer Menge andrer Besucher, die zu gleichem Zweck erschienen waren. Draußen aber, als ich an der Küchenthür vorüberschritt, da stand „de oll Lieschen" und hielt mich am Aermel meines Paletots fest.

„Herr Leutnant," flüsterte sie, „wat uns Frölen is, de is nich schuld. Uns gnä Fru — — ach Gott, Herr Leutnant, Sei glöwen nich, wat Leni kämpft hat mit ehr lüttes Hart! Jk mein, Herr Leutnant, dit Paar stimmt nich tosamen."

„So, so, die ‚gnä Fru'?" sagte ich. „Nun, es wird schon gut werden, Lieschen." Von dem Augenblick an war meine Verehrung für Tante Klara spurlos verschwunden.

Ach, und nun! Nun wußte ich ja längst, daß sie nicht glücklich war. Nun saß sie da vor mir, und jeder Zug ihres lieben Gesichtes erzählte von inneren Kämpfen; auf den zarten Wangen aber, da brannten zwei Rosen, die nur zu deutlich sprachen — vom Vergehen, vom Scheiden!

Und sie war nicht mein gewesen. Ich hatte nicht den Mut gehabt, sie an meiner Seite sterben zu sehen, nicht den Mut gehabt, sie zu verlieren nach kurzem Glück — ich Thor! Vielleicht starb sie nicht, wenn ich sie besaß! Wie kann der Tod etwas nehmen, das man so fest hält, so vergöttert? Unmöglich! Und nun — — Mein einziger Trost war noch,

daß sie meine Liebe vielleicht doch nicht erwidert, daß sie nur schwesterlich an mich gedacht hatte.

„Viktor!“ sagte sie leise und riß mich aus diesen Gedanken.

„Leni!“ antwortete ich.

„Hör', Viktor, du mußt mir etwas versprechen —“

„Was du willst, Leni!“

Sie neigte sich etwas herunter, so daß ihr schönes klares Antlitz dicht vor dem meinigen leuchtete. „Viktor, ich weiß, lange lebe ich nicht mehr. Nein, sprich nicht dazwischen, sei ruhig!“ Und ihre kleine Hand preßte sich auf meinen Mund. „Laß es mich doch ein einziges Mal von der Seele herunterreden, was mir keine Ruhe läßt bei Tag und Nacht seit der Stunde, in der die Kleine zum Leben erwacht ist. Sieh, ich weiß bestimmt, ich sterbe bald, und ich würde ja so leicht von hier gehen, wenn mich dies nicht hielte.“ Sie neigte den Kopf ein wenig nach dem Bettchen. „Nun weiß ich aber keinen weiter auf der Welt, Vetter, als dich, den ich bitten könnte um eine große echte Liebesthat. Du bist immer so gut gegen mich, Viktor, sehr gut —“

Sie schwieg ein Weilchen, dann fragte sie: „Findest du nicht, daß sie mir ähnlich sieht? Ach, und das ist so schrecklich; sie wird ein ebenso armes herzenseinsames Geschöpf werden wie ihre Mutter. Bayer wird es ihr nie verzeihen, daß sie kein Bube ist, und wenn sie erst eine Stiefmutter hat, dann wird sie ebenso ohne echten wahren Sonnenschein aufwachsen wie ich und wird sich ebenso tief danach sehnen und ebenso todesunglücklich sein wie ich.“

„Aber, Leni,“ sagte ich mühsam, „wer, von dem du Liebe geheischt, würde sie dir versagt haben?“

Sie preßte heftig meine Hand. „Du!“ sagte sie; es klang wie ein erstickter Schrei. Dann ließ sie meine Rechte fallen und sank kraftlos zurück.

Hatte sie es wirklich gesprochen, dieses „Du"? Oder war es nur ein Seufzer gewesen, der mir geklungen hatte wie jenes Wort — eine thörichte sündhafte Einbildung?

Wir waren beide verstummt, aber mir klopfte das Herz wie wahnsinnig. Ich fühlte, dieses Schweigen durfte nicht länger dauern, dieses Beisammensein hier ebenfalls nicht, wenn ich ihr nicht zu Füßen fallen, ihr alles gestehen sollte, was ich um sie gelitten. Wie im Krampf umklammerte ich den Rand des Bettchens und fühlte, wie mir die kalten Tropfen auf der Stirne perlten.

„Leni," sagte ich heiser und richtete mich mühsam auf, und allmählich erst erstarkte meine Stimme, „Leni, wenn's dir eine Beruhigung ist, so verspreche ich dir, ich werde mich als Patenonkel comme il faut deinem Fräulein Tochter gegenüber aufspielen. Ich" — jetzt versuchte ich zu lachen — „ich werde ihr Ballkleider kaufen, Reitpferde aussuchen und womöglich auch einen Mann, vorausgesetzt, daß dir alle diese Dinge gefallen, denn ans Sterben, Leni — wie kannst du ans Sterben denken!"

Sie sah mich noch immer starr und traurig an. „Ein gutes Wort nur will ich für sie, Viktor, wenn ihr mal das Herz weh thut. Du hast vielleicht dann eine liebe Frau, eine traute Häuslichkeit — laß sie davon ein wenig mitgenießen; es wird nicht viel Gutes für sie aufgehoben sein im Leben, in diesem Hause. Ach, es würde mir so viel leichter werden, das Fortgehen von ihr, wenn — —"

Sie war aufgestanden und beugte sich wieder über die Kleine. „Komm," sagte sie dann, ihre Hand auf meine Schulter legend, „komm, Viktor — ich weiß es, du hältst Wort; wenn auch dein Mund nichts verspricht, dein Herz hat's gethan. Komm, es ist besser, wir gehen. Großes Kind," fügte sie dann weich hinzu und strich mir mit den kühlen Fingern leicht über die nassen Augen. „Aber denke

dir, ich freue mich in dem Gedanken, daß du mir eine Thräne nachweinen wirst, wenn ich tot bin."

„Leni!" flüsterte ich fassungslos und griff nach ihrer Hand. Aber sie wandte sich rasch ab und ging der Thür zu, und ich folgte ihr, zitternd wie ein Fieberkranker.

Ihr Mann kam ihr mit weinrotem Gesicht entgegen und zog ihren Arm in den seinigen. Ich konnte es nicht mit ansehen, ich konnte diese ganze übermütige Taufgesellschaft nicht mehr ertragen, suchte im Flur Mantel und Säbel und ging. Der graue Morgen fand mich noch in der Ulanka vor dem Schreibtisch sitzend, ich hatte mein Versetzungsgesuch geschrieben, zu gleicher Zeit mit der Bitte um Urlaub. Mein Schwager war damals Adjutant an maßgebender Stelle, und ich hatte mich privatim an meine Schwester gewandt, ihr mein ganzes Seelenleid geschildert und sie gebeten, so diskret als möglich ihren Mann zu beeinflussen, um das Ungewöhnliche für mich zu erlangen.

Am Tage nach der Taufe reiste ich ab und kehrte erst, als die Versetzung genehmigt war, zurück, um mich abzumelden. Ich war zu einem Regiment in Ostpreußen beordert.

Wie bei allen andern Abschiedsbesuchen kam ich auch zu Bayers in Czapka und Ulanka. Als mir das Stubenmädchen erzählte, der Herr sei auf einer Geschäftsreise, glaubte ich einen Augenblick lang, es sei besser, nur eine Karte abzugeben, dann aber fand ich, daß ich ein Abschiedswort von ihr wohl noch mit hinübernehmen dürfe in die öde Zukunft, ja, daß ich schließlich das Recht hätte, zum Dank für mein Opfer ihr nochmals die liebe Hand zu drücken — und so stand ich ein paar Minuten später vor ihr. Sie saß in ihrem kleinen Boudoir am Ofen in einem Sessel, das Kind auf dem Schoße.

Sie sah mich groß an, als habe sie mich erwartet. „Du willst mir lebewohl sagen, Viktor?"

„Jawohl, Cousinchen!" versuchte ich zu scherzen, „dir und dem Fräulein Sabine da. Wenn ich sie wiedersehe, wird sie hoffentlich ‚Onkel' sagen können."

„O, ich denke ja wohl," flüsterte Leni.

Ich begann nun geflissentlich von allem möglichen zu erzählen, richtete die Grüße aus, die mir Mutter und Schwester für sie aufgetragen hatten, sprach von meiner neuen Garnison,



kurz, ich schwatzte das Blaue vom Himmel herunter, nur um das entsetzliche laute Klopfen meines Herzens zu betäuben.

„Nun, dann leb' wohl, Viktor," sagte sie, mich plötzlich unterbrechend, als wollte sie die Qual des Abschieds kürzen. „Du weißt, wer glücklich ist, wenn es dir gut geht. Unmittelbar werde ich nichts von dir hören, aber deine Mutter und die meine, die schreiben sich ja, ich werde also immer wissen, wie du lebst, ob du glücklich bist — so lange ich noch — —"

Sie brach ab. Ich hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie an meine Lippen.

„Leb' wohl, Viktor! Ich weiß, weshalb du gehst — ich danke dir!" Ich wandte mich rasch um und schritt der Thüre zu, da rief sie noch einmal meinen Namen: „Viktor!"

Sie hatte das Kind auf den Sessel gelegt, von dem sie sich erhoben. „Vergiß dein Versprechen nicht!" bat sie mit versagender Stimme und streckte mir die gefalteten Hände entgegen.

„Nie, Leni, nie!"

„So leb' wohl, Viktor!"

Ich konnte nicht antworten. Ich sehe sie noch heute vor mir stehen. Sie trug ein helles faltiges Hauskleid, ihre leichte Gestalt hatte etwas Ueberirdisches, wie sie sich abhob von dem dunklen Hintergrund.

Und dieses eine Mal suchten sich unsre Augen so, als ob nichts dazwischen stände, was diesen Blick zur Sünde machte. Wer solchen Blick kennt, der weiß, daß er weher thut als alle andern Schmerzen der Welt zusammen, der weiß, daß man ihn brennen fühlt, so lange man lebt, und das Gefühl, sich vorwurfsfrei benommen zu haben, ach, das ist erst dann ein Trost, wenn die ersten wahnsinnigen Schmerzen sich abgestumpft haben. In jener Minute hab' ich es nicht als Erleichterung empfunden! Ich stürzte fort, elend wie noch nie. Ich wußte, ich sah sie nicht wieder.

Fünf Jahre später, in dem großen herrlichen Jahre 1870 war es, da erhielt ich ihre Todesnachricht. Fünf lange Jahre hatte sie gebraucht zum Sterben! Tante Klara schrieb es mir; der Brief war fast unleserlich von den Thränen, die auf das Papier gefallen waren. Drinnen lag ein kleines Briefchen.

Ich weiß noch genau, wo es war, als diese Botschaft kam; man vergißt bei großen Schmerzen und großem Glück auch nicht die kleinsten Nebendinge. In dem Salon eines Schlosses bei Paris war es, um Weihnachten. Man hatte die Möbel, die ihre ursprüngliche hellblaue Farbe kaum mehr erkennen ließen, bunt durcheinander geschoben; die Kameraden saßen bei einer Riesenbowle rauchend und spielend um den Tisch in der Mitte. Einige seidene Fenstervorhänge waren teilweise heruntergerissen; man hatte den schweren Stoff vielleicht gebraucht zum Schutz gegen die Kälte, oder er war verbrannt von den Franctireursbanden, die vor uns hier gehaust hatten. Das zarte Muster des Riesenteppichs ließ sich kaum noch unterscheiden. Am verstimmten Flügel sang ein junger Kamerad ein schwermütiges Lied; ein Stalleimer, gefüllt mit Schnee und Eis, stand mitten in einer trüben Lache auf dem Fußboden, und die Ordonnanz hockte davor, die Champagnerflaschen drehend. Dazu der leichte Rauch von Cigaretten und Pfeifen und das Lachen und Sprechen der Herren, die bemüht waren, eine seltene Konifere aus dem Park als Weihnachtsbaum aufzuputzen oder gleich mir die soeben eingegangenen Feldpostbriefe zu lesen oder gar Kisten zu öffnen.

Ich hatte selten oder vielmehr nie von Tante Klara einen Brief bekommen, so daß ich ihre Handschrift nicht kannte. Der Poststempel war sehr verwischt. Ich wandte den Brief erst eine Zeit lang nach rechts und links, bemüht, den Schreiber zu erraten; dann — es war in der Dämme-

rung — setzte ich mich an einen der beiden großen Kamine, in denen mächtige Holzscheite flammten, um die Zeilen zu lesen, und da entzifferte ich mühsam bei dem flackernden Schein die Worte:

„Unsre Leni ist gestern nachmittag sanft entschlafen! Mein lieber Viktor, ich bin ganz gebrochen! Sie war nicht lange zu Bett, aber seit der Geburt der kleinen Hella kränkelte sie beständig. Dann, vor ungefähr acht Tagen, war sie nicht mehr im stande, sich aufrecht zu halten. Sie starb bei völliger Klarheit über ihren Zustand und gab mir noch einen Tag vor ihrem Tode beiliegendes Briefchen mit der Bitte, es Dir zu senden, sobald sie entschlafen sei. Ich erfülle den Willen meines teuren Kindes. — Ach, Viktor, ich bin namenlos unglücklich! Die beiden armen Mädchen mutterlos und — unter Verhältnissen, die entsetzlich schwer sind; ich kann es nicht hierher schreiben. Leni wäre ihnen so nötig gewesen, so sehr!

Verzeihe, wenn ich so durcheinander schreibe! Bayer steht als Landwehroffizier in X; er hat das Schwere nicht mit angesehen. Ich wollte ihn rufen lassen, aber Leni wünschte es durchaus nicht.

Viktor, welch ein furchtbares Jahr! Ich bin so sterbensmüde, und doch, ich darf noch nicht ruhen, denn wer soll die Kinder erziehen? Denke unser in alter Treue und kehre gesund heim! Gott schütze Dich!

Deine trostlose alte Tante
Klara von Brenken."

Ich stand auf, trat in eine der tiefen Fensternischen und legte den Kopf an die Scheiben. Ausgelitten! Erlöst! Das waren die ersten Empfindungen, sie gaben mir ein Gefühl von Erleichterung. Ich hatte nie an sie denken können ohne quälende Pein. — Dir ist wohl, Leni, schlafe sanft! Nun kann keine Roheit dich mehr verletzen, keine aufschreiende

Sehnsucht dich ruhelos umhertreiben, du fühlst nichts mehr, du schläfst!

Und ich konnte ruhig das kleine Briefchen öffnen, um es in dem grauen Schneelicht von draußen und dem herüberdämmernden Lampenschein zu lesen. Sie schrieb:



„Ich habe allezeit gebetet für Dich; Gott gebe Dir gesunde Heimkehr, mein lieber Viktor, und viele glückliche Jahre! Es grüßt Dich noch einmal mit Dank für alles, was Du thun wirst,

Deine Leni."

Und darunter stand von ungeschickter Kinderhand, die offenbar von der Mutter geführt worden war:

„Lieber Onkel, Mütterchen sagt, ich soll Dich immer sehr lieb haben. Vergiß auch nicht Deine

kleine Bine.“

Da erst liefen mir die Thränen aus den Augen.

Hinter mir jubelten die Kameraden, sie hatten Weihnachtsgeschenke von daheim ausgepackt und freuten sich darüber, dazwischen kamen Nachrichten von einem Gefecht, das heute stattgefunden haben sollte, Vermutungen über einen zu erwartenden Ausfall der Pariser nach unsrer Seite und so weiter. Das Leben des großen Krieges, dieses einzigen Siegeszuges, der wie ein Märchentraum uns emportrug zu stolzer ungeahnter Höhe! Ich starrte hinaus in den öden verlassenen Park — er war so öde wie meine Zukunft. Wie mancher brave Junge lag da in Frankreichs Erde, der jäh einem großen Glück entrissen wurde! Mich hatte das Schicksal verschont, um mich weinte keine schluchzende Braut, keine verzweifelte Gattin, keine trostlose Mutter — sie hatte ich noch vor dem Ausmarsch begraben — wie ich keinen mehr besaß, der sich so recht freuen würde über meine Heimkehr.

„Vergiß nicht deine kleine Bine!“ klang es da in mein Ohr.

Dieses Kind! Ach Gott, es würde mich ja nicht vermissen, es kannte mich ja gar nicht und hatte einen Vater, der — — Nein, nein! Ich will versuchen, es zu lieben, will versuchen, ihm eine Stütze zu sein, sollte es dereinst keine bessere finden und — — sollte ich heimkehren. Man war doch schließlich mitten im Leben und Sterben! Leni, arme kleine Leni, schlaf ruhig — ich versprach's dir ja! Und im Geiste sah ich ihr Grab. Gestern mochten sie sie eingesenkt haben in unsre Familiengruft zu Wardelingen.

Wir waren beide Wardelinger Kinder, sie die Tochter von meines Vaters verstorbenem Bruder. Die Brenkens stammten aus Wardelingen; das uralte Haus an der Marien-

kirche mit seinen vorgeschobenen Stockwerken, über dessen rundbogiger Pforte unser Wappen in halbverwittertem Sandstein prangte, das hatten unsre Voreltern bewohnt zu der Zeit, als noch die Quitzows das Land beunruhigten; damals war ein Brenken Lehensherr der Burg Wardelingen gewesen. Mein Großvater erwarb das alte Haus, kurz bevor es wegen Baufälligkeit abgebrochen werden sollte, und ließ es wiederherstellen und den verwilderten Garten in Stand setzen. Bewohnt wurde es nicht von uns, bis mein Onkel starb und mein Vater es als Zuflucht der in dürftigen Verhältnissen zurückgebliebenen Tante Klara anbot, die dieses Asyl in dem kleinen märkischen Neste für sich und ihre Kinder dankbar annahm. Und ich, angelockt durch alte Familienerinnerungen, hatte nicht geruht, bis ich in das Kavallerieregiment, das dort lag, eintreten durfte. Wenn ich geahnt hätte, was meiner dort wartete — und doch, ich hätte die Erinnerung daran um alles nicht missen mögen, um alles nicht!

Und nun schlief sie dort neben ihren Schwestern und den alten längst vergessenen Familienmitgliedern. Hoffentlich hatte man sie dort bestattet und nicht etwa in die Bayersche Familiengruft geschafft! Im Tode wenigstens sollte sie heimkehren zu uns.

„Herr Premier! — Brenken!“ riefen ein paar Stimmen hinter mir, „kommen Sie doch, der Punsch wird kalt!“

„Ich danke, meine Herren! Ich habe Briefe zu schreiben,“ antwortete ich, suchte in dem Gartensaal, der mir als Quartier angewiesen war, meine Schreibmappe aus dem Koffer hervor und kritzelte zwei Briefe hin bei einem Stümpfchen Licht — den einen an ein bekanntes Blumengeschäft in Berlin mit dem Auftrag, das Herrlichste, was es eben an Blumen gebe, nach Wardelingen zu schicken, den andern an eine Spielwarenhandlung in Nürnberg mit der Weisung, die schönste Puppe, die am Ort zu haben sei, an Fräulein

Sabine Bayer in Wardelingen zu senden. Auf eine Visitenkarte schrieb ich dazu: „Von Deinem Onkel Viktor, der Dich immer lieb haben wird.“ Das war vorläufig alles, was ich für sie hatte, außer dem, was ich nicht in eine Kiste packen konnte, um es hinzuschicken — die tiefe innere Trauer, das innige Mitgefühl.

An Tante Klara zu schreiben, wollte mir aber nicht gelingen. Ich zerriß vier bis fünf Briefe, die einen, weil sie doch allzu kalt und formell ausgefallen waren — zu einem wärmeren Ausdruck vermochte ich mich nicht zu zwingen — die andern, weil sich bittere Vorwürfe mir in die Feder gedrängt hatten, die ich der Frau am frischen Grabe ihres letzten Kindes nicht machen wollte, obgleich ich dazu berechtigt gewesen wäre. Ich schwieg also, ich schwieg noch lange Zeit hinterher. Das einzige, womit ich mein Versprechen an Leni erfüllte, waren die alljährlich sich wiederholenden Weihnachts- und Geburtstagsgaben für ihr Kind. So hatte sie es nicht gemeint, ich wußte es, aber ich konnte mich dennoch nicht entschließen, nach Wardelingen zu reisen. Bei dem bloßen Gedanken, die Stätte wiederzusehen, überkam mich eine Seelenstimmung, die mich elend und nervös machte und mich schlechterdings zum Aufgeben meines Vorsatzes zwang, den ich alle Jahre um Neujahr herum faßte, wenn ich ein Briefchen erhielt, das die Ueberschrift: „Lieber Onkel Viktor“ und die Unterschrift: „Deine kleine Bine“ aufwies. Ich fühlte mich dann so ungemütlich, als sei mir eine alte längst fällige Rechnung zum so und so vielten Mal vorgezeigt worden und ich stände da ohne einen Pfennig in der Tasche, weil ich all mein Geld schon ausgegeben hatte.

Mein Gott, was konnte ich diesem Kinde nutzen? Gar nichts! So ein lediger Ulanenrittmeister, den auf der Welt höchstens noch der Sport interessiert und seine Schwadron! Und überdies, Cousine Leni hatte mir ja erst für später das

Kind anempfohlen, für die Zeit, in der es bei ernsten Lebenslagen meinen Schutz gebrauchen könnte. Vorläufig war diese Bine noch ein Kind, und Kinder vermissen nichts; und das, was sie vielleicht vermißte, die Liebe der Mutter, die konnte ich ihr nicht geben.

So lernte ich denn Lenis Vermächtnis nicht persönlich kennen und lebte in der kleinen ostpreußischen Garnison mein Leben weiter, so gut es eben gehen wollte, erwarb mir den Ruf eines vollendeten Ehefeindes und ward allmählich von den Müttern erwachsener Töchter aus der Liste der Heiratskandidaten gestrichen. Thatsächlich hatte ich die wunderliche Marotte, jedes Mädchen mit Leni zu vergleichen, und damit war ihr Urteil gefällt und meine Ruhe gewahrt, denn keine einzige hielt den Vergleich aus.

Inzwischen war ich Major geworden; das Ereignis traf so um Weihnachten herum ein. Auf dem Sylvesterball war ich mit den silbernen Fransen erschienen und mußte nun plötzlich eine bedeutend ältere Dame zu Tische führen als bisher. Nach dem Essen spielte ich, anstatt zwanglos da und dort zu plaudern, zum erstenmal Whist mit dem Commandeur, dem Landrat und einer der allerältesten Damen der Gesellschaft, und beim Nachhausekommen sagte ich mir: man habe es mir doch recht deutlich fühlbar gemacht, daß ich jetzt ins Register der Ehrwürdigen eingetragen sei, obgleich ich schließlich doch von gestern auf heute keineswegs ein alter Herr geworden war.

Aber ich erhielt am selben Abend gleich noch zwei Beweise dafür, daß die Zeit nicht stillsteht. Da lagen ein paar Briefe auf meinem Schreibtisch, der eine von meiner Schwester, der andre — der mußte von der kleinen Bine sein, denn der Poststempel war „Wardelingen", die Handschrift aber schien damenhaft niedlich, so daß ich doch wieder irre ward.

Meine Schwester schrieb mir, ein Wardelinger Kaufmann habe sich an sie gewendet mit der Frage, ob wir ihm unser altes Haus verkaufen wollten. „Wie denkst Du darüber, Viktor? Wenn Du so meinst wie ich, so lehnen wir ab, trotz des namhaften Preises. Wir haben es doch beide nicht nötig, das alte Haus zu verschachern, in dem unsre Voreltern gesessen haben und Leni ihre Mädchenzeit verlebte. Ich denke auch immer, es sei einmal so ein stiller Winkel, in den man sich retten kann, wenn man von der übrigen Welt nichts mehr wissen mag. Ich habe manchmal das Leben im Strudel recht satt, Viktor, aber meines Mannes wegen — — kurz und gut, Bruder, wenn Du also denkst wie ich, behalten wir das alte Gerümpel, wär's auch weiter aus keinem Grunde, als der köstlichen Gravensteiner wegen, die im Garten wachsen."

„Na, das versteht sich!" murmelte ich. „Uebrigens werde ich dem Manne antworten."

Dann sah ich noch eine Nachschrift: „Tante Klara soll noch immer die alte sein, Du weißt ja. Die zweite von Lenis Mädchen, die Hella, wird von ihrem Vater wie ein Junge erzogen. Tante Klara schrieb mir ganz trostlos darüber; Hella habe einen Pony und mehrere Hunde und stecke voll der mutwilligsten Streiche. Dieser Herr Bayer ist doch ein recht merkwürdiger Mensch — die älteste ist für ihn kaum vorhanden. Tante Klara sagt übrigens gar nichts über Dein Patchen."

Nun, dieses Patchen meldete sich ja wohl eben schriftlich bei mir? Ich öffnete auch diesen Brief.

Wirklich — hatte sie denn das selbst geschrieben? Das war ja eine Schrift wie gestochen und der ihrer Mutter so ähnlich; sogar dieselben kleinen unmotivierten Häkchen an den großen Buchstaben, dieselben U-Bogen! Mir fiel das jetzt zum erstenmal auf.

„Mein lieber Onkel Viktor," stand da, „recht herzlich danke ich für Deine schönen Weihnachtsgeschenke, die mir

wieder eine große Freude machten; ersehe ich doch daraus, daß Du immer wieder an mich denkst, obgleich Du mich doch gar nicht kennst und mich nur lieb hast, weil Dich die gute arme Mama darum bat.

Lieber Onkel Viktor, ich würde Dir so gern auch etwas schenken, aber ich weiß nicht, was. Denn ich kenne Deine Wünsche nicht. Wenn ich Dir doch einmal eine Cigarrentasche sticken dürfte! Rauchst Du? Ich habe immer nicht den Mut gehabt, Dir etwas anzubieten, aber jetzt arbeite ich schon ganz sauber.

Und nun habe ich noch eine sehr große Bitte, lieber Onkel — schenke mir doch keine Puppe mehr; ich werde ja an Ostern konfirmiert und Hella spielt gar nicht mit Puppen und lacht mich aus, weil ich alle diese schönen Wickelkinder und Balldamen so lieb habe. Sind sie doch von Dir geschickt! Ich glaube, nun habe ich zehn Stück. — Es wäre doch sehr hübsch, wenn Du einmal kommen könntest. Die Großmama sagt, Du hättest uns gar nicht mehr lieb, aber das glaube ich nicht. Hella ist auch so neugierig, Dich zu sehen.

Vielen Dank, lieber Onkel! Deine treue Bine."

Ich lachte hell auf. Herr Gott, das hatte ich nicht bedacht, daß so ein „Gör" wächst! Diese zehnte Puppe war mal wieder die richtige Gedankenlosigkeit von mir gewesen; als ob ein Mädel ewig mit Puppen spielte! Nein, es ist doch — — Plötzlich war ich Major und wunderte mich, und plötzlich hatte ich ein nahezu erwachsenes Patenkind und wunderte mich nochmals!

Arme kleine Bine! Wie herzig dieser Brief war!

Ich kaufte am andern Tag eine niedliche Brosche und schickte sie ihr als Ersatz für die Puppe, die sie doch verschenken solle. Aber da antwortete sie: nein, diese letzte Puppe wolle sie gerade recht sorgsam aufheben.

Drei Jahre vergingen, da erhielt ich die Kunde vom Tode des Justizrats Bayer; er sei ganz plötzlich an einem Herzschlag gestorben. Diesmal schrieb ich an Tante Klara einige teilnehmende Worte und an mein Patchen auch. Ein paar Wochen blieb ich ohne Nachricht, da kam ein Brief der Tante, der mich erschreckte. Sie bat mich, ihr und den beiden Kindern doch ein Obdach zu gewähren in unserm alten Hause. Bayer habe seine Töchter in den denkbar ungünstigsten Verhältnissen zurückgelassen, eigentlich seien die Kinder auf ihr, der Großmutter, geringes Witwengehalt angewiesen, ich wisse ja: dreihundert Thaler, und — wie lange lebe sie noch? Und da ich doch gewiß vorläufig keine andre Verwendung für die leerstehenden Zimmer hätte, so bitte sie mich, wieder dort einziehen zu dürfen.

Ich war gerade im Begriff, meine Koffer zu packen, um nach beendetem Manöver eine Urlaubsreise anzutreten; ich wollte mit einem alten Kameraden, dem Rittmeister von Leeden, in Berlin zusammentreffen, um von dort aus mit dem Römerzug direkt über die Alpen nach Italien zu reisen und neapolitanische Sonne zu genießen. — Wie auf einmal alles wieder lebendig vor mir steht, das alte Haus, der große Flur darin und die dunkle Treppe, über deren Geländer sich ein liebes blasses Mädchenantlitz biegt. Ich sehe diese Augen so deutlich vor mir, höre ebenso deutlich die Stimme: „Viktor, kommst du? Ach, wie lieb von dir!“

„Böhme!“ rief ich in das Nebenzimmer, „eine Depesche besorgen, sofort! Geh gleich auf den Bahnhof!“

„Befehl, Herr Major!“

„Packe vorläufig nur den Handkoffer — ich reise, anstatt morgen früh, heute abend mit dem Zehnuhrzuge. Nur den Handkoffer vorläufig!“

Böhme, mein Bursche aus dem Feldzuge, jetzt Diener bei mir, verschwand schleunigst mit dem kleinen Blatt, das

meinen Reisekameraden lakonisch ersuchte, nur immer voraus zu fahren; ich hätte vorderhand noch eine Familienangelegenheit zu ordnen, hoffte aber, in etwa fünf bis sechs Tagen nachkommen zu können. Meine Adresse sei vorläufig: Wardelingen in der Mark.

Um zehn Uhr stieg ich in ein Coupé erster Klasse des Schnellzuges, Böhme nebst dem Koffer verschwand in der dritten Klasse, und in schwindelnder Eile ging's der Heimat zu. Eine lange Fahrt; aber diesmal, diesmal konnte ich die unbezahlte Rechnung nicht beiseite schieben, und diesmal wurde es mir trotz der aufgegebenen Reise nicht schwer, denn der Mann, den zu sehen ich vermeiden wollte, war tot und ich konnte endlich mein Wort einlösen — Lenis Kind brauchte mich.



Am andern Nachmittag schon fuhr der Zug durch die einförmige Landschaft der Mark. O du liebe kieferndustige sandige Heimat, wie reizvoll bist du mir stets erschienen! Welch süße Schwermut liegt über diesen einsamen Dörfern, von Eichen umstanden, über den winzigen Städtchen, über die der plumpe Kirchturm aufragt. Wie gern bin ich diese birkenumsäumten Feldwege geritten oder über die Heide dahin gesprengt, am Saume des Kiefernwaldes entlang, mit sehnsüchtig traurigen Gedanken an ein Paar klarer Mädchenaugen, die mein Hoffen waren und mein Schmerz geblieben sind.

Und da war ja schon der Stadtforst von Wardelingen mit dem Jägerhause, in dessen Gaststube wir bei Waldpartien zu tanzen pflegten; und hinter den Bäumen kam der alte



schiefe Turm der Marienkirche zum Vorschein, in dessen Schutz das Brenkenhaus stand. Wie sonst funkelte die sinkende Sonne in den Fenstern des hohen Rathauses und wie sonst standen ein paar Menschen auf dem Bahnsteig, ein paar Bauern mit ihren Weibern und ein paar Offiziere, die einem Kameraden das Geleit gaben oder einmal nach Hannover hinüberrutschen wollten; und wie sonst der Inspektor in roter Dienstmütze — alles unverändert!

Ich kam unerwartet und beschloß, zuerst in den Gasthof zu fahren; dann besann ich mich anders. Die Wardelinger klappernden Gasthofswagen kannte ich noch von früher her zu gut, um sie nicht gern zu vermeiden; sie sahen thatsächlich noch ebenso vorsündflutlich aus, diese alten Kasten, wie damals. Ich setzte also Böhme in den Wagen des „Deutschen Hauses“ und schlenderte an diesem dämmernden warmen Oktobernachmittag zu Fuß weiter. Es war zum Lachen — alles noch dasselbe, höchstens daß die Bahnhofanlagen, das heißt die Sträucher und Hecken etwas gewachsen waren, sonst alles genau wie früher. Dort der kleine Teich, an dem der Weg geländerlos sich hinzieht, noch immer im Besitz seines

üppigen Pflanzenwuchses unter der bräunlich klaren Flut. Dort das „Hamburger Thor“, das aus zwei roh aufgemauerten Pfeilern besteht, zwischen denen an einer Kette die Oellaterne hängt; und da, im Schatten der halb entlaubten Bäume, die Ausspannung „Zu den sieben Linden“. Die ausgebissenen Pferdekrippen stehen noch immer vor dem Hause, und vor den torfbeladenen Leiterwagen die kräftigen Pferde, die habe ich ja auch damals schon gesehen, vielleicht auch den Bauer, der eben sein Braunbier trinkt. Und doch sind achtzehn Jahre vergangen! Ein mächtiger, ein gewaltiger Sturm ist über unser Vaterland hingebraust. Allenthalben hat es sich gereckt und gedehnt, ist es emporgeblüht, nur du, mein Wardelingen, bist noch genau so bescheiden, so schlicht, so einfältig geblieben. Wie es Gesichter gibt, die das Alter nicht zu ändern vermag, so auch du!

Mich rührte es, so die Straße entlang zu gehen, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich den Weg nach dem alten Familienhause einschlug, obgleich ich nur auf die Personen acht hatte. Es kannte mich wohl keiner mehr, nicht einmal die alte Pastorin, die genau so wie vordem am Fenster saß, die Kaffeetasse neben sich. Ob sie noch immer so klatschte? Ich grüßte sie und sie stieß sich beinah die Nase an der Fensterscheibe ein, aber sie erkannte in dem großen Mann, der Civilkleider trug, wohl nicht mehr den Springinsfeld, über den sie sich baß zu ärgern pflegte, wenn er klappernden Säbels unter ihren Parterrefenstern dahinschritt, just wenn sie nach Tische auf ihrem Sofa ein kleines Nickerchen machen wollte.

Nein, nein, ich war allen fremd in dem Lande meiner Jugend, ich war alt geworden! Und dennoch, auf einmal höre ich hinter mir meinen Namen rufen: „Herr Leutnant, wollt' sagen Herr Rittmeister — Herr Oberst — entschuldigen Sei doch man — nein, wie ich mich freue — Sei

sind's doch?“ Und atemlos kam ein altes Weiblein hinter mir her, das mir eben erst begegnet war. Und das war „oll Dört“, die alte Mutter Buschen, die als Kastellanin im Erdgeschoß unsres Hauses ein Stübchen hatte.

„Un nich die Spur hebben Sei sich verännert!“ schreit sie, „un noch eben so sehen Sei ut, blot en beten vülliger.“ Und sie steigert sich nach und nach in ihren Lobeserhebungen und meint, ich sei jetzt „veel staatscher“, und dabei geht sie neben mir und redet so laut, daß alle Leute uns nachstarren.

Auf einmal wurde sie stille, ich hatte nach Tante Klara gefragt.

„Ja, du leeve Gott, Herr Leutnant — wull seggen, Herr General — oder wat sünd Sei denn eigentlich? Da is man slecht von to vertellen, de oll gnä Fru werd dat wol selbsten beter seggen. Sehn Sei,“ fuhr sie fort, „wat de Herr Justizrat was, de hat ja allens, sin Geld und allens verloren. De Lüd seggen ja, hei hat grausam spekuleert. Aber ik weit nich, Herr General, oder wat sünd Sei denn eigentlich?“

„Major, Frau Busch, Major!“

„Herr Major, von mir aus wissen Sei nichts, nich wohr? Ik will de gnä Fru nich weih dauhn, un wenn se nu wedder in uns Haus intreckt — de Lüd seggen ja, sei will wedder — un wi sollen da tosammen wohnen, denn möt dat Freeden sin — ik hef nicks seggt!“

„Na, liebe Frau Busch, morgen komme ich und sehe mir das Haus an. Guten Abend!“

„O Herr, es ist allens propper. Sei können stantepeh mitgahn,“ rief sie. „Und bi Bayers, da is hüt Auktschon wesen, da is doch man ungemütlich.“

„Dank' schön! Morgen komm' ich, Mutter Buschen. Gute Nacht!“

Ich schritt meinen Weg eilig weiter und bog nach kurzer

Zeit in die Gasse ein, in der das stattliche Bayersche Haus lag. Richtig, da waren ja noch die Spuren der Versteigerung! Vor der Thür stand allerhand Hausgerät, und Leute waren beschäftigt, dasselbe fortzuschaffen oder einzupacken. Das Hofthor stand angelweit offen, und eben zogen zwei Männer einen eleganten Landauer heraus. Ich trat auf die Hausdiele und spähte nach einem dienstbaren Geist, der mich bei Tante Klara anmelden sollte. Aber da war niemand als ein Mann mit Lederschurzfell, der eine große Anzahl Weinflaschen auf einen Handwagen lud.

„Wissen Sie nicht," fragte ich, „wo das Stubenmädchen oder die Köchin zu finden ist?"

„Die finden Sie nicht, Herr, die sind seit gestern abgelohnt; die Herrschaft hält nun keine mehr. Wenn Sie aber die alte gnädige Frau sprechen wollen, so — ich glaube, sie ist vor einer Stunde die Treppe da hinaufgegangen."

Ich stieg bangen Herzens die Stufen empor, aber oben blieb ich stehen und beobachtete eine Scene, die sich auf dem Vorplatz abspielte und wahrhaft originell war. In der leichten Dämmerung stand die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens, fast noch eines Kindes, in knappem tiefschwarzem Trauerkleide. Sie hatte mir den Rücken zugewendet und beobachtete zwei Dachshunde, die beschäftigt waren, ihr Mahl mit ziemlichem Heißhunger und in nicht ganz vollendeter Uebereinstimmung einzunehmen, denn gelegentlich bissen sie nacheinander und knurrten sich an.

„Donnerwetter!" rief plötzlich eine jugendfrische Stimme, „du kriegst die großartigsten Keile, wenn du deinem Bruder das Beste wegfrißt!" und die junge Dame knallte mit einer ledernen Hundepeitsche über die beiden Kerlchen so kunstgerecht hinweg, daß nicht einmal das glänzend schwarze Fell der drolligen Geschöpfe gestreift wurde, die sich übrigens aus dieser Drohung durchaus nichts zu machen schienen, sondern weiter schlangen.

Nun kniete das Mädchen nieder, und jetzt fiel das Licht aus dem großen Fenster auf blondes knabenmäßig verschnittenes Haar.

„Aha, das wird Fräulein Hella sein," dachte ich, „eine recht vielversprechende junge Dame!"

Und jetzt begann sie, die Teckel streichelnd, mit ihnen zu reden, so weich und kosend, wie man es zu einem Kinde thut. „Nein, nein, ihr sollt nicht hungern, lieber hungere ich! Und fortgeben thu' ich euch auch nicht, wie die böse alte Dame will; dann geh' ich eben auch mit fort. Nein, nein,



ihr sollt nicht schlecht behandelt werden, lieber vergifte ich euch und mich dazu. . So — freßt nur — freßt! Donnerwetter, sieh mal, da ist ja noch ein schönes Stückchen Fleisch — friß, mein Tierchen!"

In diesem Augenblick hatte ich aber wohl eine Bewegung gemacht, die Hunde ersahen mich und fuhren wie rasend auf mich los.

„Donnerwetter!" schrie das Mädchen, „Parapluie — seid ihr toll? Hierher — zurück!" Und sie knallte wieder mit der Peitsche dazwischen, daß man vor diesem Getöse und dem Kläffen der Herren Köter sein eigenes Wort nicht hörte. Dann aber ward's plötzlich still, und aus einem ganz verweinten Gesichtchen schaute mich ein Paar trotziger blauer Kinderaugen nicht eben freundlich an.

„Mein Herr — die Herren vom Gericht sind, soviel ich weiß, unten im Bureau," sagte sie kurz.

„Verzeihen Sie, Fräulein Bayer — Fräulein Hella Bayer, nicht wahr?" antwortete ich. „Ich habe nicht die Absicht, die Herren vom Gericht zu sprechen, ich möchte zu Ihrer Frau Großmutter. Gestatten Sie aber zuerst, daß ich mich als Ihren Onkel vorstelle — Onkel Viktor Brenken."

Ein Aufschrei des Entzückens, und im nächsten Augenblick hatten mich zwei schlanke Arme umfaßt und eine vom Weinen heiße Wange sich an die meinige geschmiegt. „Onkel — du? Gottlob! Das ist famos — das ist furchtbar schneidig von dir, daß du gekommen bist, du Goldonkelchen! Ach Gott, das ist einzig, das ist —"

Und nun gar ein, zwei Küsse, und ebenso wahnsinnig in der Freude bezeigten sich die Teckel, die unablässig an mir in die Höhe sprangen und Freudentöne ausstießen.

„Herr des Himmels, Hella, laß mich doch zu Atem kommen — beruhige die Teckel, ich habe einen ganz neuen Civilanzug an!"

„Donnerwetter! Parapluie!“ schrie Fräulein Hella, und nun wurde mir klar, daß die zwei krummbeinigen Gesellen so schneidig getauft waren.

„Du hast dir ja ein paar recht anmutige Namen für die beiden Strolche ausgesucht,“ sagte ich zwischen Aerger und Lachen, „muß einen netten Effekt geben, wenn du auf der Straße so nach ihnen rufst.“

„Da rufe ich nicht, Onkel, da pfeife ich, siehst du — so!“ Und sie legte den gekrümmten Zeigefinger zwischen die Lippen, und ein kunstgerechter Straßenjungenpfiff gellte mir in die Ohren.

Ich starrte förmlich entsetzt dieses Wunder der väterlichen Erziehung an. So ein verd— Unsinn, aus einem Mädel einen halben Jungen machen zu wollen! Das gibt dann solch angenehme Zerrbilder.

„Na, da führ' mich mal zu deiner Großmutter!“ sagte ich.

„Ja, Onkel, aber — aber ich muß dich vorher noch um etwas bitten — lieber, lieber Onkel!“ Und sie hob die gefalteten Hände zu dem kleinen, in verhaltenem Weinen zuckenden Mund empor. „Sage doch Großmama, daß ich meine Teckel behalten will — ich bitte dich, lieber, lieber Onkel! Den ‚Hans‘ haben sie mir heute schon verkauft und den — hat — der Gärtner Kuhne, und da muß er nun“ — das alles unter heftigem Schluchzen — „den Kartoffel- und Gemüsewagen ziehen, und wenn er nicht will, weil er es nicht gelernt hat, so wird er Prügel bekommen, und das ist doch so schrecklich! Wenn sie mir aber nun auch die beiden da fortnehmen, dann — ach, lieber Onkel!“ Und wieder schmiegte sie ihr thränenüberströmtes Gesicht an das meinige.

„Na, sei nur gut,“ tröstete ich, von diesem kindlichen Schmerz gerührt, „du wirst sie schon behalten dürfen! Aber nun führ' mich endlich zur Großmama und zu deiner Schwester!“

„Großmama liegt aber im Bett," meinte sie zögernd, „sie war recht leidend heute; und Bine — ich weiß nicht, wo Bine ist. Vorhin sah ich sie fortgehen. Am Ende ist's doch besser, du kommst morgen früh wieder; morgen sind wir nämlich noch hier im Hause; übermorgen" — sie zuckte verächtlich die Schultern — „müssen wir es geräumt haben. Es ist immer möglich, daß Bine gegangen ist, ein Unterkommen für uns zu suchen. Die Frau Oberst hat uns ja ihr Fremdenzimmer angeboten, bis Antwort von dir da wäre, aber die Möbel, weißt du —"

„Mein liebes Kind, Großmama hätte doch wahrhaftig nicht auf meine Antwort zu warten brauchen," sagte ich erregt, „das Haus steht zu eurer Verfügung! Teile ihr das augenblicklich mit; ich selbst werde sofort zur alten Busch gehen und ihr das Nähere sagen." Ich wandte mich auf dem Fleck um und schritt die Treppe hinunter. „Adieu!" rief ich zurück, „grüß' die Damen — auf Wiedersehen morgen, ich komme mit dem früheſten!"

Sie ließ es sich nicht nehmen, mir die Treppe hinunter das Geleit zu geben, samt den Hunden, und mich noch einmal in der noch immer weit geöffneten Hausthür an mein Versprechen zu erinnern, für die Lieblinge zu bitten bei der „Großalten", wie sie sich liebevoll und burschikos zugleich ausdrückte.

„Seid ihr hier nun ganz allein im Hause?" fragte ich.

„Die Hunde sind ja da," antwortete sie, „und dann, weißt du, Onkel," — sie lachte hart auf — „zu stehlen ist hier nischt mehr."

„Das mag ja sein," gab ich zu, „aber —"

„Na, und außerdem hat uns Lieutenant von Felsenberg seinen Burschen aufgedrängt, der irgendwo in einem der untern Zimmer schlafen wird."

„So, so! Das ist sehr vernünftig von diesem Lieutenant — wie heißt er doch?"

„Felsenberg, Onkel. Ja, sehr aufmerksam in der That! Ich wundere mich nur, daß er sich nicht selbst, eingewickelt in seinen Mantel, wie zu alten Zeiten auf die Schwelle unsrer Stube legt. Aber nun gute Nacht, lieber Onkel! Kommt her, ihr Racker, sagt adieu, auf Wiedersehen!"

Ich winkte dem enfant terrible noch einmal mit der Hand und schritt durch die jetzt vom Mondschein erhellten Gassen der Wasserstraße zu, in der das Brenkenhaus lag. Hinter den Fenstern war allenthalben Licht, nur unser altes Haus, das ich nach wenigen Minuten raschen Gehens erreichte, lag dunkel und verlassen da. Im Mondlicht unterschied ich aber doch deutlich das verwitterte steinerne Wappen über der rundbogigen Thür und den wunderlichen schmiedeeisernen Klopfer, der die Jahreszahl 1615 trug und mit dem ich, als Tante Klara und Leni noch hier wohnten, so oft das Zeichen gegeben hatte, daß ich Einlaß begehre. Eben wollte ich ihn heben, da merkte ich, daß die Thür nur angelehnt war, und nun trat ich ein. Die Klingel schrillte laut über den großen Flur. Ich wartete ein Weilchen in völliger Dunkelheit — niemand kam. „Oll Mutter Buschen" mochte noch nicht zurückgekehrt sein — aber wie kam es dann, daß die Thür offen war? Schlief vielleicht die Alte in ihrer Stube?

Allmählich war das Dunkel lichter vor meinen Augen geworden, und ich sah nun, daß gegenüber die Gartenthüre offen stand und daß die Mondstrahlen, welche hereinlugten, genügend Licht schufen, um den alten trauten Raum in allen Einzelheiten erkennen zu lassen. Und in dieser spukhaften Stille, in diesem Dämmern war es mir plötzlich, als seien viele Jahre weggelöscht aus meiner Erinnerung, als sei ich wieder der junge frische Offizier, als sei ich wie einst in der goldenen Zeit hier eingetreten, um sehnsüchtig und klopfenden Herzens hinaufzueilen — zu ihr.

Wie wunderlich traumhaft das über mich kam! Selbst



den Geruch, den Geruch von Gravensteiner Aepfeln glaubte ich zu spüren, der damals aus der Kellerthür zu quellen pflegte. Vielleicht war das alles und das ganze öde trockene Leben dazwischen ist nur ein Traum gewesen, der nie zur Wahrheit werden kann – ein Traum, daß sie einem andern gehörte, ein Traum, daß sie tot ist! Sie lebte noch, sie mußte ja noch leben, und sie würde mein sein! — Und dort oben an der Treppe taucht jetzt ein schwacher Lichtschimmer auf und wirft die Umrisse des Geländers in großen schwarzen Schatten an die Wand, und nun schreitet eine schlanke dunkle Gestalt die Treppe her-

unter, sorgsam das Licht mit der feinen durchsichtigen Hand schützend, und die Strahlen dieses Lichtes fallen hell auf ein süßes, ach so vertrautes Mädchenantlitz. Das sind ja die grünlichklaren Augen, das ist das braune schlichte Haar, das sind die feinen Brauen und der rote Mund. Wie ein holder sinnverwirrender Spuk kam sie daher. Und mit demselben Klange, der mein Herz einst wie jetzt rasend pochen machte, fragte sie: „Sind Sie da, Frau Busch?"

Wie sie mich erblickte, da erschrak sie, daß ihr das Licht aus der Hand fiel und verlöschte, und ich hörte, wie sie die Treppe wieder hinaufeilte.

„Leni!" rief ich mit halberstickter Stimme.

Die leichten Schritte hielten inne. „Wer — wer sind Sie?"

„Ich bin's ja, Viktor!" sagte ich ebenso klanglos.

Da lief sie die Stufen herunter und ein Freudenschrei zitterte zu mir herüber. „Onkel Viktor — du? Du bist es wirklich? Ach, lieber Onkel, wie gut von dir, daß du gekommen bist!"

Und ich fühlte, wie ihre zitternden Hände die meinen ergriffen, und fühlte, wie die kühlen frischen Mädchenlippen sich darauf drückten. „Laß doch, Leni!" sagte ich.

„Sabine, Onkel — Bine heiß' ich! Warte, gleich will ich Licht holen. Mutter Buschen ist freilich nicht da und — ach, Onkel, ich wußte nicht wohin mit den paar Sachen, die uns geblieben waren, und da wollte ich mich bei der alten Frau erkundigen, ob du ihr vielleicht eine Anweisung geschrieben habest oder ob sie glaube, daß wir es auch ohne deine Antwort wagen dürften, die paar Möbel hierher zu bringen. Ich fand sie nicht, die Alte, da aber die Hausthür offen stand, so nahm ich ein Lichtstümpfchen vom Fensterbrett und schlich hinauf, um mir den Flur oben anzusehen, ob dort vielleicht Platz sei. Ach, Onkel," unterbrach sie sich, „ich kann die Streichhölzer nicht finden, hast du vielleicht?"

Nein, ich hatte keine, und so schritten wir zu der Gartenthür hinüber, als müßten wir uns wenigstens beim Mondlicht ins Gesicht schauen. Leni — Leni war es Zug für Zug in erschütternder, fast unbegreiflicher Aehnlichkeit!

Ich starrte in das blasse Gesichtchen, bis mir die heißen Tropfen in die Augen traten. Sie sah mich ihrerseits an mit einem forschenden und verwunderten Ausdruck, wie ihn Kinder haben, die zum erstenmal Dinge erblicken, mit denen ihre junge Phantasie stets aufs angelegentlichste beschäftigt gewesen ist.

„Du bist Onkel Viktor?“ sagte sie endlich wie staunend, „ich habe mich immer sehr darauf gefreut, dich einmal zu sehen, aber — aber ich hatte dich mir immer ganz anders vorgestellt, Onkel.“

„Wie denn?“ fragte ich befangen, als sei ich ein junger Fant, und hatte nicht den Mut, die kleine Hand zu fassen, die sich mir entgegenstreckte.

Trotz der schwachen Beleuchtung sah ich eine Purpurröte über ihr Gesicht fliegen. „Ich weiß nicht,“ stotterte sie, „ganz anders — du siehst ja beinah noch ebenso aus wie auf der alten Photographie, welche Mama in ihrem Nähtischchen hatte. Den Nähtisch habe ich geerbt, das Bildchen liegt noch darin — ich will es dir zeigen, wenn du kommst. Onkel, warst du schon bei der Großmama?“

„Ja, aber gesprochen hab' ich sie nicht. Morgen komme ich, und dann helfe ich euch umziehen, Leni!“

„Bine, Bine! Sehe ich denn Mama wirklich so ähnlich?“

Ich antwortete nicht, und in diesem Augenblick kam der alte Drache dieses Hauses von dem nachbarlichen Schwatz zurück und erschrak nicht wenig, als da zwei Leute im Mondschein standen, ganz so, als wären sie hier zu Hause.

„Herr Gott doch,“ rief sie, „und ich hab' doch man zugeschlossen!“



„Nein, es war offen, Frau Busch," antwortete das junge Mädchen.

„Du leiwe Tid, man wird vergeßlich, Herr General, oder wat sünd Sei doch glik?"

„Ja, ja, Mutter Busch, und deshalb ist's gut, daß hier noch mehr Leute wohnen. Morgen kommt Frau von Brenken mit ihren beiden Enkelinnen; da stehen Sie nur mal ein Stündchen früher auf und öffnen Sie alle Fenster, damit —"

„Herr," unterbrach mich die Alte ganz beleidigt, „da oben is alle Dag open west, da is 'ne Luft, die is für Prinzessinnen nich zu slecht und keine Spur von Staub."

Und als ich mit dem Mädchen schon die Stufen der Hausthürtreppe zur Straße hinunterschritt, zeterte ihre Stimme noch hinter uns her: „Un allens is wie neu, un auf dem Fußboden können Sei Speck snieden, so propper is da. Goode Nacht, Herr Major, oder wat sünd Sei doch glik?"

Ich ging neben Leni, es war wie ein Märchen. Ich gab mir auch keine Mühe, meine nach rückwärts schweifende Phantasie wieder in die Gegenwart zu versetzen. Sie sprach mit der weichen, etwas verschleierten Stimme, ich weiß nicht mehr, was. Ich lauschte nicht den Worten, nur diesem lieben vertrauten Tonfall, und als wir endlich in ihrem Hause standen, da zog ich ihre Hand an die Lippen, respektvoll, als sei sie eine kleine Königin; ja, da küßte ich Leni die Hand — und es war doch mein Patenkind, dem ich noch

vor drei Jahren Puppen geschickt hatte. Und verwirrt wie ein Sekundaner hörte ich ihr reizend verlegenes: „Aber Onkel, das darfst du nicht thun!"

Ich zögerte und hielt die kleine Hand mit meinen beiden fest. „Gute Nacht, Leni!"

Sie duldete das „Leni", ohne mich zu verbessern. „Gute Nacht, Onkel, auf Wiedersehen! Ach, Onkel, du wirst morgen viel Trauriges hören!"

Und dann stand plötzlich wie aus der Erde gewachsen ein riesenhafter Ulan vor uns und meldete in streng militärischer Haltung: „Herr Lieutenant von Felsenberg schickt mich zur Wache!"

„Gute Nacht!" sagte sie noch einmal zu mir, und zu dem Mann: „Kommen Sie mit hinein!"

Dann war ich allein, in der wunderlichsten Stimmung, die ich je gehabt. O diese Wardelinger Luft, der grelle Mondschein und — Herr Gott, diese Aehnlichkeit, diese wunderbare Aehnlichkeit!

Ich fand nur wie im Traume den Weg zum „Deutschen Hause". Der Wirt begrüßte mich schon in der Thür aufs höflichste. „Wünschen der Herr Major zu speisen? Der Herr Major werden die Beefsteaks noch ebenso delikat finden wie vor zwanzig Jahren. Erinnern sich der Herr Major vielleicht noch meiner, des damaligen Oberkellners Jean? Nicht wahr, den Jean, den kennen Herr Major noch? Habe dann die kleine Emilie geheiratet. Der Herr Major erinnern sich doch noch der kleinen Emilie, die das Kochen hier lernte? Wünschen Herr Major vielleicht im Offizierspeisezimmer zu essen? Einige der Herren sind noch da, der Herr Rittmeister von Schlieben, Herr Lieutenant Randow und Herr von Felsenberg."

Hol' ihn der Teufel — schon wieder dieser Felsenberg! Muß er überall dabei sein? dachte ich.

In diesem Augenblick that sich die Thür des Speisesaals

auf und ein junger Mensch, schön wie ein Bild in der kleidsamen Uniform, schritt säbelklirrend der Hausthür zu.

„Unterthänigsten guten Abend, Herr von Felsenberg!" rief mein diensteifriger Wirt, sich verbeugend.

Ich sah dem hübschen Jungen nach, bis er in der Dunkelheit verschwand. So, so — das ist der Felsenberg! dachte ich. Hm!

„Ich will auf meinem Zimmer speisen," sagte ich dann. Droben aber konnte ich doch nicht mit dem gewohnten Appetit essen. Die Uebermüdung natürlich!

Auf Schlaf hoffend, suchte ich mein Lager auf — umsonst. Der verwünschte Mondschein! Diese Wardelinger Luft! Fort, sobald ich morgen mit der „Großalten" gesprochen hatte! Auf nach dem Süden! Dieser ganze Erinnerungstraum taugte nichts, war nur dazu angethan, einen sonst leidlich vernünftigen Menschen verdreht zu machen. Gegen Morgen schlummerte ich endlich ein.

* * *

Es war allerdings viel Trauriges, was ich am andern Morgen von Tante Klara zu hören bekam.

Hella nebst ihrem Gefolge „Donnerwetter" und „Parapluie" that mir die Ehre an, mich gegen zehn Uhr im Gasthof aufzusuchen, um mich zu benachrichtigen, daß Großmama meiner warte.

„Sie war schon um neun heute früh ‚aufgezäumt'," sagte das unartige Mädel — „das dauert jetzt schon immer ein bißchen lange, Onkel Viktor, sie hat also um sieben Uhr angefangen, sich zu putzen; ich glaube, sie will durchaus eine Eroberung an dir machen."

„Aber, Hella, du bist ein entsetzliches Mädchen!"

„Warum denn?" Die blauen Augen, die wieder geweint haben mochten, sahen ganz erstaunt zu mir herüber.

„Weil du in Ausdrücken sprichst, wie sie eine wohlerzogene junge Dame nicht gebraucht, noch dazu von ihrer Großmutter.“

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin auch gar nicht auf die junge Dame dressiert, Onkel! Wohlerzogenheit ist Ansichtssache. Papa fand jedenfalls meine Erziehung äußerst angemessen. Er hat mir ja auch noch täglich vom Wachtmeister Schmückert Stunde geben lassen.“

„Stunde geben lassen? Reiten natürlich?“



„Reiten und — Gehen. Ich habe richtig exerzieren müssen. Papa sagte immer, er wolle ein gesundes Mädel aus mir machen, und nicht so ein quackeliges Ding, wie Mama gewesen sein soll. Er sagte, da hätte er genug darunter gelitten. Lieber weniger feine Manieren, aber gesunde Nerven.“

„Ich habe ja nichts gegen den Sport, liebes Kind, aber — die Redeweise! So, nun komm', wir wollen die alte Dame nicht warten lassen.“ Der Unband pfiff den Hunden und wir machten uns auf den Weg nach dem Bayerschen Hause. Als wir über den Rathausplatz gingen, wo gerade Wochenmarkt abgehalten wurde, stürzte Hella plötzlich auf einen kleinen braunen Pony los, der, vor ein Leiterwägelchen gespannt, sich das Leben und Treiben um ihn herum mit noch nicht abgestumpftem Interesse ansah, denn das Spiel seiner Ohren war äußerst lebhaft, auch schien ihm das Stillestehen sauer zu werden.

„Hans, mein lieber goldener Hans!“ hörte ich das Mädchen rufen, und im nächsten Augenblick hatte sie das Tier um den Hals gefaßt und weinte die bittersten Thränen in die krause Mähne, während sie mit der einen Hand in die Kleidertasche fuhr und dem Pony Zucker hinhielt. Die dicke Gemüsefrau, jedenfalls die neue Eigentümerin, stemmte die Arme in die Seite und lächelte. „Aber, gnä' Fräulein, gnä' Fräulein, dem geht doch nichts ab! Wie kann man nur so einem Tier nachweinen, das ist 'ne große Sünd'!“

Aber als ob sie nichts hören wollte, riß Hella sich schnell wieder los und kam herüber. Und dann ging sie stumm neben mir her, immer leise schluchzend.

Und wenige Minuten später saß ich neben Tante Klara. Sie war mir mühsam bis an die Thür entgegengeschritten; nun mußte ich sie stützen, so zitterte sie in bitterlichem Weinen.

„Ach, ich danke dir, Viktor, daß du gekommen bist, ich danke dir! Ich bin am Rande meiner Kräfte angelangt; es war zu viel, dies alles.“

Endlich kam sie zum Erzählen. Mein Gott — thatsächlich war für die beiden Mädchen nichts gerettet, aber auch gar nichts. Alles in Spekulationen verloren — „und als Bayer dem Nichts gegenüberstand, da starb er — verstehst du mich, Viktor? In der Kreuzzeitung war etwas von Herzschlag zu lesen — also Herzschlag. Na ja! Was man hier so munkelt, weiß ich nicht; der Wahrheit wird's wohl nahe genug kommen. Die Kinder aber, die wissen nichts; nur das wissen sie freilich, daß ihr Vater sie als Bettlerinnen zurückgelassen hat. Nun hast du mir ja eine Zuflucht angeboten, wir werden ein Dach über dem Kopfe haben, vor dem äußersten Hunger schützt meine Pension — aber dann, Viktor, wie dann weiter? Was soll nur werden aus den armen Geschöpfen? Die eine ganz verdreht erzogen, ein halber Junge, die Bine wie eine Mimose, und beide wie die Prinzessinnen,

denn wir haben ja alle gedacht, sie würden dereinst reiche Erbinnen sein — Viktor, sage selbst, kann man Schwereres erleben auf seine alten Tage?"

Ich sah in das alte furchtbar vergrämte Gesicht der einst so stattlichen lebensfrohen Frau. Hier standen sie deutlich eingeschrieben, die letzten achtzehn Jahre, mit den Sorgen, dem Kummer, die sie über dieses Haus gebracht hatten. Arme Tante! Das „Aufzäumen" hat dir nichts geholfen, die schwarze Perücke macht dich nur älter, die weiße Puderschicht nur greisenhafter.



„Du siehst mich so starr an, Viktor," sagte sie. „Ach, nicht wahr, Sorgen machen alt? Wenn du wüßtest! Aber du, mein Junge, du siehst gut aus, du bist ja auch noch jung — wie alt bist du denn?"

„Zweiundvierzig, Tante."

„Ja, ja, ein junger Mann, ein Mann in den besten Jahren. Warum nur hast du nicht geheiratet?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, sah sie plötzlich starr vor sich hin, als versenkte sie sich mit ganzer Seele in irgend einen Plan. „Viktor, du sahst doch die Mädel schon?" sagte sie endlich nach langer Pause.

„Ja, Tante!"

„Und findest du nicht, daß Bine meiner armen Leni recht ähnlich ist?"

„Sehr ähnlich, Tante; ich war ganz überrascht."

„Nicht wahr?“ flüsterte sie, und abermals zeigte ihr Gesicht den nachdenklichen Zug, wie wenn jemand sich müht, eine schwierige Rechenaufgabe im Kopfe zu lösen. Sie saß mäuschenstill da, in einen alten indischen Shawl gewickelt, den sie schon vor zwanzig Jahren getragen hatte. Ich erkannte ihn wieder; Leni und ich hatten uns einst überzeugt, daß sie dieses Kleidungsstück in verzweifelten Stimmungen umzunehmen pflegte.

Sie mochte meine beobachtenden Blicke bemerkt haben, die über sie hinglitten. „Ja,“ sagte sie, „wenn man achtzehn solche Jahre hinter sich hat, Viktor“ — und nun begann sie eigentlich erst ihr Herz ganz auszuschütten. „Er trank, Viktor; er spielte, er war roh, er war — ach, welche schlechte Eigenschaft besaß er nicht! Und wie hat Leni gelitten!“

Ich stand auf, bis ins Herz getroffen bei dieser Wendung. „Tante, ich bitte dich, erzähle mir nichts davon — es ist geschehen, es ist nicht mehr zu ändern.“

„Nicht mehr zu ändern,“ wiederholte sie scharf, „aber es wäre zu ändern gewesen, wenn — —“ Ihre Augen sahen vorwurfsvoll und zugleich kreuzunglücklich auf mich.

„Wenn du ihr nicht zugeredet hättest, Bayer zu nehmen,“ wollte ich ergänzen, verschluckte es aber. Sie schien diese Thatsache vollständig vergessen zu haben.

„Na, du hast recht, es ist vorüber,“ sprach sie weiter, „auch Sabine kann er nicht mehr quälen. Ach, wie hat es das Kind schlecht gehabt von dem Augenblick an, wo Leni ihre Augen schloß! Schon als kleines Würmchen war sie ihm überall zuviel, und nun gar zuletzt, als die Geldnot ihm zu schaffen machte, als er den ganzen Tag mit weingerötetem Kopfe umherlief! Das arme Ding, so viel Atemzüge, so viel Thränen! Und die andre, die sein Abgott war, die half noch, das Maß unsres Elends voll zu machen, denn aus der Angst um den Wildfang kam man nicht heraus, und je toller

sie es trieb, um so mehr lobte sie der Vater. Ich denke noch immer daran, wie wir sie entdeckten oben im Glockenturm der Marienkirche in den Schallfenstern stehend, um ein Dohlennest auszunehmen. Wochenlang habe ich nachts davon geträumt, daß sie herunter gestürzt sei, und bin mit einem Schrei emporgefahren. Ach Gott, Viktor, und schließlich, als er tot war — wie da die Gläubiger gekommen sind, was wir da hören mußten, die Kinder und ich! Wie sie den Vater entschuldigen wollten, die armen Dinger, wenn ihn die Leute einen Betrüger nannten! Ich kann ja sagen, die alten Bekannten, die uns in der letzten Zeit fast ganz verlassen hatten, die sind zurückgekehrt, mich und die Kinder zu trösten; aber was nützte der Trost, damit war uns nicht geholfen. Alles wurde versiegelt, alles verkauft. Diese paar alten Möbel, die meinigen, mit denen ich, als ich nach Lenis Tode hierher zog, meine Zimmer einrichtete, sind das einzige, was wir mitnehmen in das Brenkenhaus, und wenn du nicht wärst, Viktor —"

Sie brach abermals in Thränen aus, die sie mit dem stark nach Patchouli duftenden Taschentuch zu trocknen bemüht war. Und dabei sah ich ihre alten mageren zitternden Hände und sah, daß ihr Stolz fehlte, ihr Brillantring, von dem sie sich selbst in ihren dürftigsten Witwentagen nicht getrennt hatte.

„Lieber Viktor," setzte sie endlich hinzu, „Gott hat mir im Leben viel Schweres geschickt, aber dies ist doch das Schlimmste, und wenn ich denke, es hätte alles so ganz anders sein können. — Und glaube mir, Leni wäre nicht so rasch gestorben, in glücklichen Verhältnissen lebte sie heute noch!" Und sie nickte mir zu mit denselben vorwurfsvollen Augen wie vorhin.

„Ja, ja!" stieß ich hervor. „Aber wann willst du denn einziehen, Tante? Ich bleibe natürlich so lange hier, bis du eingerichtet bist."

„Heute noch, Viktor; es wird ja bald geschehen sein. Sabine arbeitet drüben schon seit aller Morgenfrühe. Du glaubst nicht, was für ein gutes Geschöpf dieses Mädchen ist, ganz wie ihre Mutter, Viktor, ganz so. Nicht wahr, wenn man sie sieht, vergißt man die Jahre, man denkt, es ist wieder wie damals, als Leni noch ein Mädchen war und in der getäfelten Stube im Brenkenhause uns den Thee einschenkte? Wie freute sich das Kind immer auf dein Kommen, Viktor; ihr jubelndes ‚Guten Tag, Vetter!' wenn du in die Stube tratest, das hör' ich immer noch. Und du kamst oft, Viktor!"

„Wozu denn das alles?" dachte ich, peinlich berührt.

„Ich wünschte nur eines," fuhr sie unbarmherzig mit ihrer eintönigen blechernen Stimme fort, „daß sie sich gut verheiraten möchte, die Bine."

„Nun?" fragte ich und griff nach dem Wochenblättchen, das auf der Sofalehne lag. Dabei war mir auf einmal ganz wunderlich zu Mut und es wurde mir schwer, die Worte gleichgültig zu sprechen — „nun, hat sie etwa schon einen Freier? Bei ihrer Schönheit wär's kein Wunder."

„Einen Freier?" fragte Tante Klara zurück, „Hm!" Ihre Augen senkten sich und sie zupfte am Taschentuch, dann blitzte es hinter den gehobenen Lidern auf. „Ja freilich," sagte sie rasch, „sie hat einen Freier, Viktor, warum soll ich es dir nicht erzählen? Den Radowitz auf Oetzen!"

„Ist denn da ein Sohn? Wohl ein Verwandter von Rudolf Radowitz?" Und wie die Frage selbst beantwortend, setzte ich hinzu: „Aber der Rudolf Radowitz ist ja gar nicht verheiratet gewesen, lebt wohl auch nicht mehr?"

„Doch, mein Junge! Der Rudolf Radowitz ist's selbst."

„Na, Gott sei Dank, Tante, deinen Humor hast du noch!" bemerkte ich.

„Wahrhaftig, Viktor, es ist mein Ernst!" beteuerte sie.

„Aber, Tante, der alte Saufaus — er muß ja an die sechzig sein — und ein achtzehnjähriges Mädchen!“

„Ja, es ist aber so!“ erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Ich bitte dich um alles in der Welt,“ fuhr ich auf, „das ist ja — das ist —“

„Mein goldener Junge,“ sagte Tante Klara wehmütig, „sie ist ein armes, ein ganz armes Mädchen, und arme Mädchen dürfen nicht — hm“ — sie hustete heftig — „dürfen nicht — ach, der schreckliche Husten!“

„Was dürfen sie denn nicht?“ fragte ich ungeduldig.

„Nicht wählerisch sein!“ hauchte sie.

„Und du glaubst, daß das Mädchen fähig wäre, einen — einen solchen — es ist einfach unmöglich, Tante Klara!“

„Ich habe kein Wort mit ihr darüber gesprochen, Viktor, ich mische mich nie in solche Sachen, das muß man nicht. Die Jugend will ihre Erfahrungen selbst machen; je mehr man redet, desto eigensinniger ist so ein achtzehnjähriger Kopf. Wie oft habe ich damals, als der Bayer sich als Freier zeigte, zu der Leni gesagt: ‚Leni, entscheide dich nicht so rasch, warte noch, vielleicht ist er der Rechte doch nicht‘, aber — na, sie hatte tausend Gründe dagegen, und —“

„Lüg' du und der Deibel!“ dachte ich, und der Zorn stieg mir in den Kopf.

„Ach Gott, und Bine ist gerade so wie ihre Mutter,“ fuhr sie fort, „redet sich vielleicht gar ein, sie thut uns allen eine Güte, wenn sie den reichen Radowitz nimmt, und — lieber Himmel, es wär' ja auch so, wir sind eben auf so etwas angewiesen, Viktor! Es ist hart, ist prosaisch — ach ja, aber das Leben, das unbarmherzige Leben!“ Sie nickte mit ihrem wunderlichen Greisengesicht unter der jugendlichen Spitzenhaube noch einmal zu mir herüber: „Ja, ja, das Leben, Viktor!“

„Ich muß mich nun empfehlen, Tante,“ sagte ich, mich

mühsam beherrschend, „will den Herren vom Regiment mal ‚Guten Tag!‘ sagen, muß mich auch entschuldigen, daß ich so in Civil dahergekommen bin und ohne Meldeanzug. Auf Wiedersehen heute nachmittag im Brenkenhause!“

„Viktor,“ flötete sie, „es thut mir so leid, dich nicht auf einen Löffel Suppe hier behalten zu können, aber so mitten im Umzug —“

„Bitte, bitte, Tante, mir — ist aller Appetit vergangen,“ wollte ich sagen, hätte es auch dreist behaupten können. Ich nahm einen Anlauf, ihr die Hand zu küssen, aus alter Gewohnheit, aber auf halbem Wege ließ ich sie wieder sinken. „Leb' wohl!“ murmelte ich, und draußen gab ich ihr, leise vor mich hin scheltend, ein paar sehr despektierliche Namen. Na, sie hatte ja schon die Tochter auf dem Gewissen, warum denn nicht auch noch die Enkelin! Hol' der Teufel alle alten Weiber, die aufs Ehestiften aus sind! Uebrigens, da war ja der Augenblick gekommen, wo Lenis Kind meiner Hilfe bedurfte! Arme kleine süße Bine! Was mache ich nur mit dir, wie helfe ich dir?

In meinen Gedanken war ich rasch vorwärts geschritten, immer vorwärts, zum Thore hinaus. Da, an dem stillen langsamen Flüßchen, das beschaulich durch die Wiesen schlich, zog sich dicht an der Stadtmauer ein Feldweg hin; den schlug ich ein. Ich war ihn früher tausendmal gegangen, denn der Garten des Brenkenhauses ward von dieser alten Mauer begrenzt, und ein Pförtchen führte heraus über den Weg zum Fluß hinab, wo man das Wasser zum Begießen der Gemüsebeete und Blumen schöpfte und wo der alte morsche Kahn lag, den wir, Leni und ich, so oft zum Spazierenfahren benutzt hatten oder als Brücke, um auf die Wiesen zu gelangen, denn der Kahn war gerade so lang wie das Flüßchen breit, und wenn wir ihn quer drehten, gab er die schönste Brücke.

Ich betrachtete die hohe Mauer, in deren Fugen Gras

und Hauslaub wuchsen, und dachte dabei an ganz andres. Dieser unglaubliche Plan mit dem Radowitz! Ich starrte auf die alte Thür, neben der ein Ebereschenbaum stand mit purpurroten Fruchtbüscheln — ob etwa Bayer den Radowitz angepumpt hatte? Ueber den Wiesen braute der Nebel, durchsichtig weiß und silberschimmernd in den blassen Strahlen der Herbstsonne, so zart und duftig wie ein Brautschleier.

Donnerwetter, der Radowitz! War es denn nur möglich? Dieser — na, jetzt mußte er ja ein Mummelgreis sein, war aber damals schon kein Jüngling mehr, so ungefähr in dem Alter, in dem ich mich jetzt befand, und damals schon hatte er eine rote Nase, die der Güte seines Burgunders ein so beredtes Zeugnis ausstellte, freilich auch seinem Durste. Und damals schon war es eine bekannte Thatsache, daß der alte Kutscher, wenn er seinen Herrn in die Stadt gefahren hatte, jedesmal fragte: „Herr Baron, wer ist heute dran? Ich glaube, Sie waren es das vorige Mal, Herr Baron!“ Und wenn der Mann recht hatte, so trank Herr von Radowitz nur zwei Flaschen Sekt oder Burgunder, um nüchtern zu bleiben und auf dem Heimweg die Pferde lenken zu können, weil der Kutscher diesmal das Recht hatte, einen über den Durst zu trinken. Das nächste Mal durfte dafür der Herr sich bezechen und Christoph blieb nüchtern. Sie hatten diesen schönen Pakt einst miteinander geschlossen, als sie, beide angeheitert, um ein Haar verunglückt wären samt den neuen ungarischen Juckern, die den Weg von Wardelingen nach Oetzen noch nicht kannten und sich die schwankende Leitung vom Bock aus nicht anders zu erklären wußten denn als eine Aufforde-



rung, ein bißchen durchzugehen. — Und der wollte Bine heiraten!

Ja, im übrigen ein Ehrenmann, der Rudolf Radowitz, aber wie kam er auf den hirnverbrannten Gedanken, heiraten zu wollen, und gar dieses Kind?

Ich war vor dem altbekannten Pförtchen stehen geblieben, zog, in tiefe Gedanken versunken, die beiden Brenkenhausschlüssel heraus, die ich vorsorglich und trotz aller Eile vor der Abreise eingesteckt hatte, und schloß auf. Dann blieb ich noch einmal stehen und schaute mir die hohe Mauer an. Könnte auch nicht schaden, wenn die mal ein wenig mit Cement verputzt würde; natürlich, ich war zu lange nicht hier gewesen, und andre Menschen kümmerte es nicht, ob — — Dann blieb mein Auge an dem braun und purpurrot schimmernden Gerank der alten Laube hängen, die über diese Mauer hinwegschaute und auf einem künstlich geschaffenen Hügel im Garten errichtet war, um einen Blick ins Land zu verstatten. Und da stand wie in einem Rahmen von Purpursammet die Leni, oder vielmehr ihr schönes Töchterlein, und schaute, die Hand an die Stirn gelegt, mit träumerischen Augen in die Ferne. Reizend sah sie aus in dem schwarzen Trauerkleid und der roten Umgebung. Sie mußte eben erst hergekommen sein und mich noch gar nicht erblickt haben.

„Morgen!“ rief ich. „Interessante Aussicht, Bine—was?“

Sie erschrak und erglühte; als sie mich erkannte, nickte sie freundlich und verschwand. In den Garten tretend, sah ich sie die morschen Holzstufen des Hügels heruntereilen. Sie hatte Füßchen wie — wie die Leni sie gehabt, so schmal, so zierlich.

„Lieber Onkel,“ rief sie, „ich hatte dich gar nicht gesehen!“

„Glaub' ich schon, Binchen; du gucktest ja so angelegentlich in den Nebel hinaus, als könntest du ihn durch und durch schauen; der Schloßturm von Oetzen war aber wohl doch nicht zu erkennen?“

Sie sah mich groß an mit einem eigentümlich forschenden Blick, als wollte sie fragen: wer hat dir denn das schon verraten? Aber sie antwortete nicht. Sie trug über ihrem Trauerkleidchen eine weiße Schürze — denn sie habe Gardinen aufgesteckt — und oben an der Kreppprüsche einen kleinen Ebereschenzweig mit einigen der dunkelroten Beeren, die sonderbar aus dem düstern Schwarz hervorleuchteten.

Schweigend schritt sie neben mir durch den Mittelweg des Gartens, und ich wußte auch nichts zu sagen. Es ging mir am hellen Tage wie gestern abend beim Mondschein: die ganze Vergangenheit wurde mir lebendig an der Seite meines schönen Patenkindes.

Mit Gewalt riß ich die Augen von ihr los und bemühte mich, meine Aufmerksamkeit dem Garten zu schenken.

„Ja, sieh nur mal, Onkel," begann sie freundlich, „wie vernachlässigt hier alles ist! Die Wege grün von Unkraut, die Buchseinfassung nicht beschnitten und auf den Rabatten die unglücklichen verkommenen Stachel- und Johannisbeersträucher! Thut dir so etwas nicht auch weh? Ich kann es gar nicht sehen. Schau nur die Obstbäume an — ein Wunder, daß sie noch getragen haben! Ich darf hier doch ein bißchen Ordnung schaffen, nicht wahr? Und das ist mir ein lieber Gedanke, daß ich wenigstens an den Bäumen dir ein wenig deine große Güte vergelten kann."

„Aber, liebes Kind, du —"

„Sag' nur nichts, Onkel, es ist so; und denke dir, ich bin sogar noch obendrein schrecklich unbescheiden. Darf ich dich um etwas bitten?"

„Natürlich, Leni — bitte nur, bitte!"

„Aber du mußt ehrlich sagen, wenn du es nicht gern erlaubst!" Sie bog das errötende Gesicht vor und sah mich ernsthaft, treuherzig an, so ganz wie Leni einst.

„Ich erlaube dir alles, Leni," murmelte ich.

„Bine, Onkel, Bine! Aber wenn du mir das erlaubst, um was ich dich bitten will, erlaube ich dir auch etwas, dann darfst du ‚Leni‘ zu mir sagen, und ich will immer darauf hören. Ich könnte ja doch auch eigentlich wie Mama heißen,“ setzte sie nachdenklich hinzu, „warum nur nicht, Onkel?“

Ich schluckte ein paarmal. „Na, so wünsche nur!“ sagte ich dann.

„Also Onkel, wenn du mir jetzt antwortest, da sagst du entweder ‚ja, Leni!‘ oder ‚nein, Bine!‘ — aber nicht böse sein, lieber Onkel!“ Sie erfaßte meine Hand und über ihre thränenschimmernden Augen senkten sich die dunklen Wimpern.

„Die Buschen hat mir nämlich vorhin die Stube gezeigt, in der Mama als junges Mädchen gewohnt hat, und da wollte ich dich fragen, ob — die Buschen sagt freilich, das erlaubtest du nicht — bist du böse, Onkel? Ach, du siehst auf einmal ganz blaß aus! Nein, nein, ich will's auch gar nicht, Onkel, es war auch so unbescheiden, nur daran zu denken, daß ich dort gern gewohnt hätte — ach, Onkel!“

Ich hatte mich hinunter gebeugt und befreite ein paar verkrüppelte Astern von welken Blättern; ich mochte mich etwas hastig zu dieser Arbeit entschlossen haben. Sie stand regungslos hinter mir und ich hörte ihre letzten flehenden Worte nur wie einen Hauch.

„Himmeldonnerwetter, nimm dich zusammen!“ schimpfte ich innerlich auf mich, und laut sagte ich, so ruhig ich konnte: „Zieh hinein, Leni, zieh nur hinein!“

„Ja? O, ich danke dir viel, vielmal, Onkel!“

Als ich sie ansah, rannen ihr ein paar Thränen über die Wangen, aber sie lächelte. „Komm' doch mal mit hinauf in die Stube, Onkel Viktor!“ bat sie.

„Später, Leni, später!“ wehrte ich hastig. Um die Welt hätte ich nicht mit ihr zusammen da eintreten können, in das Zimmer, das, so lange ich lebte, nicht wieder hatte bewohnt



„Komm' doch mal mit hinauf in die Stube, Onkel Viktor!" bat sie. (S. 60.)

werden sollen; das ich Tante Klara nach Lenis Hochzeit einfach fortnahm unter dem Vorwand, Bücher dort hineinstellen zu wollen, die mir in meinem Junggesellenheim zuviel Platz versperrten, in Wahrheit aber, weil — weg damit!

„Onkel, ich will das Stübchen halten wie ein Heiligtum," fuhr das Mädchen fort. „Ach, du kannst dir ja nicht denken, wie lieb ich jede Erinnerung an Mama habe! Siehst du, ich kann mich noch genau besinnen, wie sie mich geküßt hat, so lieb und weich, und wie es dann so schrecklich wurde, als sie plötzlich nicht mehr da war, und wie ich geschrieen habe, als mir Großmama das kleine blauseidene Kissen, das Mama sich immer unter den Kopf schob, wenn sie ruhen wollte, fortnahm — weil es ansteckend sei. Es war mir immer, wenn ich mein Gesicht darauf preßte, als fühlte ich das ihrige neben mir. Ich bin wohl recht thöricht, Onkel? Nein? Das denkst du nicht? Ich freue mich so sehr, droben zu schlafen! Die Buschen sagt, es sei dasselbe Bett, in dem Mama als junges Mädchen schlief, so ein altmodisches Himmelbett mit gedrehten Säulen. Ist das wahr, Onkel? Und dann stelle ich mir das Nähtischchen hinein und meine Bilder, und die alte Kommode ist auch noch da — ach, ich danke dir, Onkel!"

Sie drückte mir die Hand und ich bückte mich abermals nach irgend etwas, aus Angst, sie könnte mir die frischen Lippen zum Kuß bieten; ich hätte ihr keinen Onkelkuß geben können. Und, gottlob, dann kam Mutter Buschen und rief, daß da ein paar Ulanen seien, die Möbel brächten, und das Fräulein möge kommen, um zu bestimmen, wohin sie gestellt werden sollten.

Sie lief eilends dem Hause zu. An der Thür wandte sie sich noch einmal um. „Aber Onkel, heute abend mußt du Thee bei uns trinken, um sieben, dann ist alles so in Ordnung, als ob wir schon hundert Jahre hier wohnten."

Sie wartete meine Antwort nicht ab, und ich folgte ihr,

um durch das Haus auf die Straße zu gelangen. Im Vorübergehen sagte ich Mutter Buschen, daß das Zimmer, in dem die alten Bücherkisten ständen, von dem gnädigen Fräulein bewohnt werden würde und daß daher die Kisten auf den Boden gebracht werden sollten.

„Herr du mein Leven!“ rief die Alte, „nee, und ich sag' noch zu ihr, bilden Sei sich man bloß das nich ein, gnä' Fräulein, daß er Sei die Stube gibt! Da könnt' der Kaiser selber kommen! Hat erst im vorigen Jahre geschrieben, als ich ihm gemeldet hab', daß der olle Ofen so wackeln thät, in die Stube soll gar nichts gemacht werden — nee! Und nu? Na, mir kann's recht sind, Herr General — Herr Major, wollt' ich sagen.“

Ich machte, daß ich aus dem Hause kam, suchte den mir von früher bekannten Commandeur auf, fand ihn glücklicherweise nicht zu Hause, und schließlich aß ich wohl oder übel an der Offizierstafel. Es speisten nur vier Herren da, ein unverheirateter Rittmeister und drei Lieutenants. Ich erfuhr auch, daß alles, was abkömmlich war, bei Radowitz zum Diner sei. Es wurde eine ziemlich langweilige Geschichte. Die Herren genierten sich vor mir, sich aus vollem Herzen über die Vorgesetzten auszusprechen, und ich war verstimmt, schauderhaft verstimmt; ich ärgerte mich über die Fliege an der Wand, über das blöde Gesicht des kleinen Kellners, über einen winzigen Zweig dunkelroter Ebereschen, den der Herr Lieutenant von Felsenberg zwischen den Fingern drehte und bald behutsam, als sei er von Glas, neben seinen Teller legte, bald unter seine Nase brachte, als röchen die roten Dinger wie Rosen. Dabei sprach er kaum ein Wort, sondern heftete nur, wenn er glaubte, ich sei mit meinem Essen beschäftigt, einen forschenden fragenden Blick auf mich, der ich ihm gegenüber saß. Ich nahm ihn auch ein paarmal aufs Korn. Bildhübsch war er, aber er hatte etwas Zigeunerhaftes in seinem Gesicht —

mochten es nun die dunklen Augen sein, der kecke schwarze Schnurrbart, die bräunliche Gesichtsfarbe oder die blitzenden Zähne — beneidenswerte Zähne!

Ich redete ihn schließlich an, fragte, ob das Regiment beim letzten Rennen beteiligt gewesen und wie die diesjährigen Remonten ausgefallen seien, und erhielt sehr höflichen Bescheid, wobei er mich immer in dritter Person anredete: „Befehlen der Herr Major" u. s. w.



„Ist wohl Jagd heute auf Oetzen?" fragte ich dann.

„Nein, nur Diner, großes Diner — wird spät werden, bis die Herren zurückkommen, geht da immer ein bißchen lustig zu."

„Waren wohl dienstlich verhindert, mitzuthun, Herr Lieutenant?" forschte ich.

Er sah mich mit seinen dunklen Augen an, in denen ein unendlich verächtlicher Ausdruck aufblitzte. „Ich hatte nicht die Ehre, eingeladen zu sein," lautete die ironische Auskunft, und er roch an dem Ebereschenzweig.

Der Rittmeister lachte. „Kennen Sie den Rudolf Radowitz, Herr Major? Der gemütlichste Kerl unter der Sonne, hat aber eine Abneigung gegen den liebenswürdigsten und schneidigsten Kameraden, der je eine Ulanka trug."

„Gegenseitigkeit!" sagte der schöne Zigeuner kurz, aber er konnte nicht hindern, daß ihm eine jähe Röte ins Gesicht flog. Dann zog er die Uhr, warf einen Blick darauf, ließ Butter und Käse auf seinem Teller unbenutzt liegen, machte ein paar sporenklirrende Verbeugungen und verließ das Zimmer.

„Kennen Sie den Radowitz, Herr Major?" fragte der Rittmeister nochmals. „Natürlich, Sie müssen ihn ja kennen! Hat einen förmlichen Haß auf Felsenberg, geht so weit, daß er dem armen Jungen die Pferdepreise in die Höhe treibt, obgleich er weiß, daß dessen Zulage kaum für die waschledernen Handschuhe reicht; kauft ihm sogar die Gäule vor der Nase fort, wenn er merkt, daß Felsenberg sich darum bemüht, weil er sie just haben muß, und das alles, weil — na, so geben Sie zum Kuckuck doch her!" herrschte er die Ordonnanz an, die schon eine Weile mit dem Parolebuch hinter ihm stand. Und dann vergaß er über dem Regimentsbefehl, was er noch sagen wollte, und begann mörderlich zu schimpfen über irgend etwas, das er da gelesen hatte und das nach seinen Ansichten höchst unzweckmäßig war.

Und ich, ich saß da, rührte in meinem Mokka und hatte nicht den Mut, zu fragen, warum der dicke Rudolf Radowitz und der schöne Felsenberg sich haßten und einander das Leben schwer machten. Schließlich saß ich ganz allein da und dachte darüber nach, bis mich die Wirtin aus meinen Träumen aufjagte mit der Frage, ob ich mich ihrer noch erinnere.

Ich hatte allerdings Mühe, in der kleinen dicken Madame das niedliche schnippische Mädchen von ehedem wiederzuerkennen. Aber natürlich that ich doch so, und da niemand mehr im Zimmer war und um diese Zeit auch keiner der

Kameraden zu kommen pflegte, so hielt sie sich für verpflichtet, mich zu unterhalten, und nahm natürlich an, daß mich Stadtneuigkeiten am meisten interessieren würden. Sie begann unter einem tiefen Seufzer, es sei doch früher viel schöner gewesen und viel lustiger, und das Offizierscorps viel flotter, und doch seien augenblicklich lauter schwer reiche Herren beim Regiment. Der einzige, von dem man sagen könne, daß er keine Mittel habe, sei Herr von Felsenberg, und der, nun der sei eine Seele von einem Menschen, und sie, die Wirtin, habe immer nur den einen Wunsch, daß ihr eigener Bengel einmal ebenso werde wie der, so solid, so brav und so ein guter Sohn. „Keine Karte rührt der an, Herr Major, sag' ich Ihnen! Sehen Sie mal, Herr Major, er hat seine alte Mutter noch, und zu Weihnachten vorigen Jahres hat er mich gefragt, ob ich ihm wohl behilflich sein möchte, eine Gans einzukaufen — eine gemäſtete, wissen Sie — die wollte er der alten Frau hinschicken. Na, Herr Major, andre wollen immer bloß haben von den Eltern und hätten für das Geld lieber ihren Sekt getrunken —"

Ich konnte nicht einmal lächeln über den Gänsebraten und den guten Sohn, der seiner Mutter damit eine Weihnachtsfreude machte, und als nun die ehemalige kleine Emilie plötzlich ganz unvermittelt fragte, wie es denn den Bayerschen Damen gehe, sah ich sie nur starr an und ließ wie ein Opferlamm ihren Redestrom über mich dahinfließen.

Am meisten leid sei es doch allen Menschen um das schöne Fräulein Sabine. „Nein, Herr Major, wie so 'n Engel ist die doch! Der Herr Major hätte sie nur sehen sollen auf ihrem ersten Ball im vorigen Winter, da droben im Saal, der übrigens jetzt Parkett hat und einen Kronleuchter mit dreißig Lampen. Ganz in Weiß ist sie gewesen, selbst das Kränzchen im braunen Haar von weißen Blüten. Wissen Sie, Herr von Brenken, die alte gnädige Frau hat sich immer

auf die Toilette verstanden; wenn man nur an die selige Mama von Fräulein Sabine denkt — wie ein Püppchen war sie immer angezogen. Ich war also, wie früher auch, ein bißchen hinaufgegangen, um zuzuschauen, und da habe ich gesehen, wie sie alle ganz weg waren von Fräulein Bine Bayer, und am meisten der alte Radowitz. Es war zum Schieflachen, wie er herumgekugelt ist um sie; als wenn unser Küfer ein Weinfaß dreht, accurat so, habe ich zu Jean gesagt. Aber weil der Herr von Radowitz doch nicht tanzt und weil die jungen Herren das Fräulein beinahe zerreißen wollten, da hat er sich zu der Frau Großmama gesetzt und hat ihr Süßholz geraspelt und dabei immer auf das Fräulein geschielt."

„Na, guten Tag, Frau Emilie!" schnitt ich ihr die Rede ab, „ich will nur mal ein bißchen Nachmittagsruhe halten. Möglicherweise reise ich noch mit dem Nachtzuge weiter; ich will nämlich nach Italien."

Ich stieg die Treppe des „Deutschen Hauses" empor und suchte meine Stube auf; da lag auf dem Sofatisch ein Brief von meinem Reisekameraden. Ich nahm ihn, setzte mich auf das Sofa und riß den Umschlag auf, aber zu lesen begann ich noch nicht. Hinter meiner Stirn trieben sich die Gedanken im bunten Wirbel umher und machten es mir unmöglich, meine Aufmerksamkeit andern Dingen zuzuwenden.

Ich sah immer nur den Radowitz vor mir, groß und breit, und neben ihm Tante Klara im schönsten Einverständnis, und ich hörte sie dann sagen mit ihrer spitzen Stimme: „Bedenke doch, Viktor, das Kind ist arm, ganz arm, und Detzen ist doch schließlich ein recht anständiger Unterschlupf! Ach, all das andre Gethue ist ja Nebensache, Sentimentalität!"

„Hol' euch ein Donnerwetter!" fluchte ich, „daraus wird nichts! Ich bin auch noch da!" Und mit dieser halblauten Verwünschung riß ich den Brief aus dem Umschlag.

„Lieber Brenken,“ las ich, „was machen Sie denn? Betrügen mich und sich um die schönsten Stunden, lassen mich allein die Reise über den Gotthard machen und wollen nachkommen? Familienangelegenheiten? Ich habe Sie meintag nicht von solchen Sachen sprechen hören. Ihre Frau Schwester, die ich in der Behrenstraße traf, behauptet, nichts von solchen Dingen zu wissen; ich schwieg gleich still, weil man ja nicht ahnen kann, was Sie eigentlich vorhaben, und murmelte nur etwas von einem Pferdekauf.

Sie wollen sich doch nicht etwa verloben? Brenken!

Ich bitte Sie, kommen Sie doch recht eilig nach. Ich würde Sie gern in Berlin erwartet haben, aber so reisefertig hat man keine Ruhe mehr, daher gebe ich diese Zeilen bereits in Luzern zur Post. Um Mitternacht heute bin ich in Genua; ich werde am Ufer des Meeres sitzen und sehnsüchtig Ihrer harren. Avanti!

Brenken, der Himmel schütze Sie vor Thorheiten!

Ihr Leeden.“

Der ist verrückt! sagte ich, und in meinem Kopf wurde es plötzlich sehr, sehr ruhig. Nach einem Weilchen stand ich auf und machte mich ans Schreiben:

„Lieber Leeden!

Ich meine, in Genua wird's schon ein paar Tage allein auszuhalten sein; ich kann hier erst übermorgen abreisen, denn ich — hoffentlich ist es Ihnen nicht unangenehm — gedenke mein Patenkind, eine junge Nichte von achtzehn Jahren, mitzubringen. Sie wird nicht stören, die Kleine; sie ist allerliebst. Sie muß sofort abreisen — na, das erzähle ich Ihnen, es sind das eben die Familienangelegenheiten. Bestellen Sie ein paar nette Zimmer im Gasthof! Ich telegraphiere, wann Sie uns empfangen können. Immer Ihr Brenken.“

Natürlich, sagte ich, während ich die Adresse schrieb, so wird's gehen. Wofür ist man denn Onkel? Und schließlich

kann ich mich doch nicht hierher setzen wie eine Gouvernante, um sie vor dem Radowitz zu schützen. Unterwegs werde ich ihr das in aller Ruhe klar machen; sie darf sich nicht Hals über Kopf in eine Ehe stürzen, nur um der Frau Großmama ein sorgenloses Dasein zu ermöglichen; sie muß dem ehestiftenden Einfluß dieser alten Dame unbedingt entzogen werden, auf längere Zeit und gründlich. Nach der Rückkehr aus Italien werde ich sie zu meiner Schwester bringen, und dort wird's ja an Gelegenheit, eine Partie zu machen, nicht fehlen, wenn denn durchaus geheiratet werden soll.

Ich wunderte mich, während ich den Ueberzieher anzog, daß mir dieser Gedanke nicht schon früher gekommen war. Nein, mein bester Leeden, sagte ich und klopfte auf den Brief, den ich in meine Brusttasche gesteckt hatte, den Spaß mache ich dir nicht, mich als Bräutigam vorzustellen! Da hinter den Ohren sitzen bereits einige graue Haare, na — du sollst in mir den Onkel comme il faut kennen lernen. Etwas pedantisch vielleicht, etwas strenge, besonders gegen etwaige Freier — na — hm!

Ich ging hastig fort; ich wollte auf der Stelle mit Tante Klara sprechen. Ueberdies, es mußte ja schon spät sein, es war bereits ganz dämmerig geworden.



Aber nein, es war erst halb sechs Uhr, und um sieben sollte ich kommen. Ich schlenderte mit meinem Brief nach der Post, ging dann nach einem kleinen Blumenladen und kaufte einen Kranz für Lenis Grab, und schließlich wanderte ich hinaus auf den Friedhof

und legte das Gewinde der Epheublätter auf die Steinplatte, unter der sie schlief. Ja, ja, Leni, ich sorge für sie, dachte ich dabei, ich wache über sie, denn sie ist mein Kind, meine Tochter, sie soll nicht verkauft werden wie du!

Es war wirklich Ruhe über mich gekommen, als ich das Brenkenhaus betrat. Dieser weiche Taumel, in dem mein Herz seit gestern schwamm, war verschwunden, mich hatte nur die Allgewalt der Erinnerungen gepackt und — diese Aehnlichkeit.

Gott sei Dank, Tante Klara saß allein in der Sofaecke! Weiter niemand da als die beiden Dachshunde auf der Ofenbank. In der Mitte des Zimmers stand schon der Tisch gedeckt auf der nämlichen Stelle wie früher, alles sehr zierlich und nett — eine Schüssel kalten Aufschnitts, grüne Petersilie darum, eine andre mit Salat; Tassen, Schinkenbrötchen — allerliebst! Es war auch ein wenig geheizt, und in der Ofenröhre summte der Messingkessel mit dem Theewasser.

Ich zog einen Stuhl zu Tante Klara hinüber und sagte vergnügt: „Hör', Tante, ich habe ein Attentat auf euch vor!"

Sie sah mich wehleidig lächelnd an. „Mein lieber Viktor, was denn?"

„Ich bin nämlich im Begriff, nach Italien zu reisen, Tante, und —"

„Du Glücklicher!" seufzte sie.

„Und möchte mein Patchen mitnehmen."

Tante Klara setzte sich in die Sofaecke zurück, strich über ihr Shawltuch und räusperte sich; aus der Fensternische aber flog ein herzliches lautes Mädchenlachen herüber und Hella erschien hinter den weißen Musselinvorhängen.

„Du, Onkel, das ist eine Kateridee!" rief sie, „zum Totlachen!" Und in der That schien sie die Absicht zu haben, das letztere wahr zu machen, denn sie konnte sich kaum beruhigen.

Ich warf ihr einen wenig freundlichen Blick zu und wandte mich an die Tante. Aber diese flötete: „Ach, Viktor,

dazu — nimm es mir nicht übel — du bist zwar schon Stabsoffizier, aber dazu — dazu bist du doch noch zu jung."

Ich wollte auffahren, da trat sie herein, ein Körbchen mit Obst tragend, und in diesem Augenblick überkam mich ein unglaublich niederschmetterndes Gefühl, und das, was ich eben gewollt und so natürlich gefunden hatte, erschien mir selbst geradezu unmöglich. Nein, nein, schrie es in mir, sie ist weder Nichte noch Patenkind, sie ist Leni, Leni, die Liebe meiner Jugend, der Traum meines Lebens — Leni, wie rette ich dich, wie helfe ich dir?

Bine hatte indes ihres Amtes als Wirtin gewaltet, so zierlich, so reizend, so ganz, wie ich es schon kannte von früher. Sie goß mir Thee ein, schnitt mir Brot und fragte, ob ich es hier nicht schon ganz gemütlich fände. Und das liebe vertraute Gesicht lächelte mir zu und die roten Lippen baten um Entschuldigung, daß nur ein so einfaches Essen aufgetragen sei. Dann blickten die klaren Augen die alte Dame an und senkten sich gleich darauf wie beschämt.

„Hör' mal, Bine," begann das enfant terrible in meine Verwirrung hinein, „Onkel Viktor will dich mitnehmen nach Italien."

Sie lachte herzlich und unbefangen wie über einen köstlichen Spaß. Ich bückte mich nach meiner Serviette.

„Möchtest du nicht, Binchen?" fragte sehr langsam Tante Klara. Und ohne die Antwort abzuwarten, begann sie von dem Wunderlande zu sprechen und entwarf wahrhaft glühende Schilderungen, so daß selbst Hella ihre Teckel zu füttern vergaß, die, rechts und links von ihr sitzend, jeden Bissen zählten, der an ihnen vorüberging, und mit offenem Munde lauschte. Ich aber besann mich vergeblich, ob Tante Klara jemals dort gewesen sei; als ich sie endlich danach fragte, antwortete sie kurz: „Ja natürlich, wir waren doch auf der Hochzeitsreise da."



Ich starrte sie an; soweit ich mich erinnerte, war diese Reise nicht weiter gegangen als von Magdeburg, wo sie getraut worden war, bis nach Uelzen, wo ihr Mann damals stand. Ich schwieg aber; Tante Klara glaubte vielleicht, diese Reise wirklich gemacht zu haben. Warum ihre schönen Träume stören in Gegenwart der Enkelinnen!

Und die älteste Enkelin saß da und ihre lieben Augen blickten träumerisch in den dunklen Winkel des Zimmers, als sähe sie dort das wogende blaue Meer und die grüne Orangenwildnis, hinter der sich die kleine weiße Villa versteckte, in welcher die Großmama die süßeste Zeit ihres Lebens verträumt haben wollte.

„Und abends ruderte er mich beim Mondenschein aufs

Meer hinaus, während aus dem Vesuv die roten Flammen sprühten," schloß die Tante mit einem Seufzer, „es war wundervoll!"

Bines Gesicht war ganz rosig angehaucht. „Wie schön muß es gewesen sein, Großmama! Warum hat Mama nicht auch ihre Hochzeitsreise nach Italien gemacht?" fragte sie leise.

Die alte Dame antwortete nicht, und Hella fiel ein, für ihren Teil müsse sie danken. Die Italiener seien geborene Tierquäler, und wenn sie auf Reisen gehe, so sei es nach Afrika — zu irgend einem Beduinenstamme, wo die Männer die Pferde so liebten wie ihre Frauen oder noch mehr. „Uebrigens habe ich gedacht," setzte sie hinzu, „es gebe Hasenbraten, Bine? Der alte ‚Knopp', der Radowitz, hat doch einen Lampe geschickt heute früh?"

„Hella!" tadelte Tante Klara mit einem Blick zum Himmel empor.

„Na, er ist ja ganz ulkig, der Radowitz," plapperte sie weiter. „Wo ein andrer einen Blumenstrauß schickt, da schickt er einen Braten, und das ist ganz gescheit und den Umständen angemessen, nicht wahr, ihr Teckel? Onkel, hast du Großmama auseinandergesetzt, daß die Hunde hier bleiben müssen, schon wegen der wilden Karnickel im Garten?"

„Ich bespreche nachher mit deiner Großmama alles Nötige — du erlaubst doch, Tante? Vielleicht bald, wenn es dir paßt?"

„Bine, räume den Tisch ab!" befahl die alte Dame „Hella!" rief sie dann erregt, „ich verbitte mir, daß die Hunde von unsern Tellern fressen!"

„Na, so appetitlich wie der Radowitz sind sie auch noch!" antwortete das unartige Kind.

Es war wirklich unhöflich von mir, aber ich lachte laut auf.

„Du bist ihren Ungezogenheiten gegenüber ebenso nachsichtig wie ihr Vater," erklärte die Tante ärgerlich, mit einem Seitenblick auf Sabine, die eben der Thür zuschritt. „Schäme dich, Hella, geh hinaus mit den Hunden — sofort!"

„Sehr gern, Großmama! Kommt — die Katz' ist da!" Mit einem wahren Höllenlärm verschwand das kecke Mädel und ihr bellendes Gefolge.

„Meine liebe Tante Klara," begann ich, als endlich auch Sabine sich leise mit den letzten Tellern entfernt hatte, „nun noch einiges über deine Lage!" Und ich machte ihr einige Vorschläge zu deren Verbesserung.

„Unmöglich, Viktor, das darf ich nicht annehmen!" wehrte sie ab.

„Tante, du hast um meine Hilfe gebeten und mußt sie dir gefallen lassen, also erlaube, daß ich bestimme!"

Sie seufzte, und als ich endlich durch verschiedene Kunstgriffe ihr und den Mädchen ein einigermaßen erträgliches Dasein zu schaffen geglaubt hatte, seufzte sie abermals und brach dann in Thränen aus.

„Du bist ein guter Mensch, Viktor," schluchzte sie, „was hast du für ein goldenes Herz, wie glücklich hättest du eine Familie gemacht! Ich werde es dir ewig danken!"

„Nun aber verlange ich eine Gegenleistung, Tante."

„Herr Gott, Viktor, um alles in der Welt! Nein, wie du so dasitzest und den Schnurrbart drehst — du siehst aus wie ein Sekondelieutenant! Verlange nur das nicht, daß das Kind mit dir nach Italien reisen soll, ich kann das nicht erlauben —"

„Beruhige dich," sagte ich kühl, „Hella hatte recht — es war eine Kateridee!"

Sie sah mich an wie enttäuscht.

„Ich verlange nur von dir, Tante, daß du Herrn von Radowitz nicht etwa auch solche Komplimente sagst wie eben

mir; er möchte es am Ende glauben und — ich würde ehrlich betrübt sein, wolltest du eine Sache unterstützen, die den Keim des Verderbens bereits in sich trägt. Ich möchte das Kind nicht auch so unglücklich sehen wie einst — du verstehst mich wohl?"

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und fing von neuem an zu schluchzen. „Die Verhältnisse, Viktor, die unglückseligen Verhältnisse! Wir können dir doch nicht ewig zur Last sein, wenn ich auch vorderhand, so während des Trauerjahres, deine Güte annehme; aber dann —"

„Gut, so versprich mir wenigstens, während dieses Trauerjahres keinerlei Versuche zu machen, Sabine Bayer in eine Baronin Radowitz zu verwandeln!"

„Ach, Viktor, mein teurer alter Junge, wie gern! Hier meine Hand! Ach Gott, sie ist ja auch so jung, so reizend, so viel zu schade für — für — verlaß dich auf mich, ich wache über sie, ich —"

„Gut, Tante! Und nun — ihr werdet müde sein, ich will euch verlassen, ich habe auch noch meine Rechnung im Gasthof zu bezahlen, denn ich reise heute nacht mit dem Zwölfuhrzuge."

„Schon? O Gott, und ich glaubte, dich einige Tage hier zu haben; du hättest so schön hier wohnen können, Viktor. Wir würden alles gethan haben, dir das Leben im Hause gemütlich zu machen."

„Schade, Tante," sagte ich kühl, „ich habe eine Verabredung."

„Viktor, vielleicht besuchst du uns zu Weihnachten?"

„Das wird nicht möglich sein, Tante; ich habe zwei Monate Urlaub — bedenke, ich komme erst kurz vor dem Feste zurück!"

„Nein, nein, mein Junge, ich nehme den Korb nicht an. Vielleicht zu meinem Geburtstag im April?"

„Wollen sehen, Tante. Leb' wohl! Wo sind die Mädchen? — Na, laß nur, ich werde schon rufen draußen!" Diesmal, obgleich widerstrebend, küßte ich ihr die Hand, und sie drückte das Taschentuch vor die Augen.

Auf dem großen Hausflur draußen brannte wie zu jenen Zeiten, als Tante Klara noch mit Leni hier wohnte, eine kleine Oellampe auf einem Eckbrettchen und erhellte kaum notdürftig den großen Raum. Niemand hier. In der Mitte des Vorsaals schützte ein altersbraunes Geländer von drei Seiten die Treppenanlage; linker Hand die letzte Thür war die zu Lenis Stube. Ich schritt hinüber und pochte an. Als sie noch hier wohnte, hatte ich es nie gewagt, ob ich gleich mit Herzklopfen das braune Getäfel der Thür anzuschauen pflegte. Heute war ich der Onkel, der Pate, der kam, dem Kinde — ihrem Kinde — den der Mutter gelobten Schutz angedeihen zu lassen. Als nun aber eine klare Stimme „herein!" rief, da überfiel mich das alte Herzklopfen, nur stärker und kopfverwirrender noch als damals.

„Wahrhaftig, du bist ein ganz thörichter Kerl!" raunte eine Stimme in mir. „Lauf davon oder — nimm dich zusammen! Achtung, Brenken, reiß dich los!"

„Ach, Onkel Viktor, willst du schon gehen — abreisen?" Sie hatte die Thür aufgemacht und stand vor mir. „Komm doch herein," bat sie und zog mich über die Schwelle mit dem süßen Vertrauen eines Kindes, das einem erwachsenen Menschen seine Herrlichkeiten zeigen will. „Sieh, eben bin ich fertig geworden mit Einräumen, nur noch ein paar Bilder habe ich aufzuhängen. Onkel," bat sie, „es ist eigentlich ganz schrecklich unbescheiden — schlag mir den Nagel ein für Mamas Bild, hier hast du Hammer und Nägel — bitte, bitte!"

Sie hatte mir beides in die Hand gegeben. „Wo soll es denn hängen?" murmelte ich und riß meine Augen von ihr los.

„Hier, Onkel, in der Fensternische über dem Nähtischchen — ich leuchte dir!“

Ich setzte den Nagel in der angegebenen Höhe an die Wand, hob den Hammer und — schlug mich unbarmherzig auf die Finger; natürlich, mir flimmerte es ja in allen Farben vor den Augen — ich sah eben nichts, nichts als sie.

„Onkel, um Gottes willen!“ rief sie, und im Nu stand die Lampe auf dem Tisch und sie hatte meine Hand ergriffen. Ich fühlte, wie die ihrige zitterte. „Mein Gott, wie kindisch, das von dir zu verlangen!“ schalt sie sich. Nun tauchte sie ein Taschentuch in kühles Wasser und wand es um die schmerzenden Finger, und ich fühlte doch kaum das Brennen der kleinen Verletzung. Dann lief sie hinaus — sie hatte etwas von Arnika gesprochen — und ich saß auf dem altmodischen kleinen Diwan, auf dem Leni einst gesessen hatte, und starrte zu dem uralten Bett hinüber und zu der Kommode, dem Spiegel, an dem eine kleine Schleife befestigt war, wie man sie beim Cotillon bekommt, rot und blau — die Regimentsfarben!

Wieder packten sie mich, die alten Schmerzen, und dazu gesellte sich ein neues berauschendes Hoffen.

Ich sprang empor. „Brenken, der Himmel schütze Sie vor Thorheiten!“ Die Worte, die ich vorhin gelesen hatte, tönten mir ins Ohr. Festen Schrittes verließ ich die Stube und nahm mir in der Nähe des Lämpchens Hut und Ueberzieher. Drunten im Hausflur traf ich Bine, sie kam aus dem Zimmer der alten Mutter Buschen, mit einem Fläschchen in der Hand.

„Es hat so lange gedauert!“ sagte sie, „aber oll Mutter Buschen ist schon ein bißchen umständlich, sie hat Tropfen für Tropfen aus einer der großen Flaschen gegossen, in der noch die Arnikablüten umherschwimmen. Du willst fort? Bitte, Onkel, nimm es mit, dein Diener kann dir ja leicht den Finger verbinden!“

„Leb' wohl, Leni," sagte ich, das Fläschchen mechanisch in die Tasche meines Ueberziehers steckend, „leb' wohl, und auf Wiedersehen!"

„Leb' wohl, lieber Onkel!" Ihre schlanken Arme hoben sich und legten sich um meinen Hals, und in dem dürftigen Schein des Lichtes sah ich ihr Gesicht vor mir, dicht vor mir die lieben, von schwarzen Wimpern umrahmten Augen, diese roten, kindlich schön geformten Lippen. — Ach, sie wußte nicht, was sie heraufbeschwor in diesem Augenblick! „Grüße Italien, Onkel, und hab' Dank für alle deine Güte, du lieber, lieber —"

Das „Onkel" erstickte in dem Kuß, den meine Lippen leidenschaftlich auf die ihrigen preßten. Ich ließ sie hastig, fast erschreckt frei; einen Augenblick sah ich noch ihr rosiges halb verlegenes, halb staunendes Gesicht, dann stürmte ich hinaus.

Gottlob, herbe kalte Luft für meine heiße Stirn, Luft für meine gepreßte Brust — ich konnte frei atmen. Ich schritt in der dem Gasthof entgegengesetzten Richtung davon und nach einer Stunde eiligen Gehens fand ich mich doch wieder vor dem alten Hause. Nirgends mehr Licht, obgleich es kaum neun Uhr war; aber ihr Zimmer lag ja nach dem Garten zu, und —



„Guten Abend, Onkel!

Freut mich, daß ich dir noch lebewohl sagen kann," tönte eine frische Stimme an mein Ohr.

Unangenehm überrascht fuhr ich herum — natürlich Hella, im Gefolge von „Donnerwetter" und „Parapluie".

„Um alles in der Welt, wie kommst du denn heute abend noch auf die Gasse?"

„Ich war beim Wachtmeister, wegen des Ausreitens," sagte sie.

„So?"

„Ja! Du hast mir doch zehn Mark geschenkt, Onkel, und die Gärtnerfrau borgt mir den ‚Hans' für fünfzig Pfennig die Stunde."

„Aha!"

„Du gehst wirklich heute nacht, Onkel?"

„Ja, um zwölf Uhr."

„Und vorläufig allein!" kicherte sie. „Nein, Onkel, bist du ein drolliger kleiner Mensch, daß du so gar nichts merkst!"

Was wollte sie denn? Aergerlich wandte ich mich um; sollte diese kleine Kröte die Manöver der Frau Großmama richtig durchschaut haben? „Ich merke nie etwas, Hella," sagte ich trocken. „Aber nun gute Nacht! Schlafe schön!"

„Na, warte doch mal, Onkel, ich muß mich doch bei dir revanchieren, du hast mir ja die Teckel gerettet! Darf ich?" Sie nahm meinen Arm und pfiff den Hunden. „Ich werde dich nach Hause begleiten, Onkelchen, komm, und unterwegs erzähle ich dir etwas und zuletzt gebe ich dir noch einen guten Rat, mein lieber kleiner Onkel. Also hör' zu. Das alte Kamel, der Radowitz, ist ja gar nicht gefährlich; du kannst ganz ruhig abreisen, denn den hat Bine längst abfallen lassen — aber gründlich! Zum Totlachen war es. Ich bin nämlich dabei gewesen. Der weiß genau, wie er mit Bine dran ist, und wenn er jetzt noch manchmal 'nen

Hasenbraten schickt, so ist das nur so ein Gethue, damit die Leute nicht gleich merken, daß er seinen Korb schon nach Hause getragen hat."

„So, so! Weiß das Großmama?"

„Nein! Ist auch gar nicht nötig, daß sie es erfährt. Sie quält Bine so schon genug, und wenn ihr obendrein so eine Spielpuppe für ihre Gedanken fehlen würde, dann wäre sie ganz grimmiger Laune und kein Auskommen mehr mit ihr. Jetzt, seit du aufgetaucht bist, na, da hat sie ja zwei solcher Püppchen."

„Hella!"

„Na, Onkel, thu man nicht so! Oder solltest du wirklich nichts — — dann erhalte dir Gott deine Harmlosigkeit! Ich kann dir nur sagen, du wirst jetzt ebenso als Butzemann gebraucht gegen Radowitz, wie der Radowitz als Butzemann dir gegenüber. Aber sei ruhig, Onkel, du bist im Vorteil!"

„Hör' mal, du verrücktes Mädel, was schwatzt du denn da zusammen?" schalt ich. „Du machst dir einen ganzen Roman in deinem thörichten Kopf zurecht. Geh nach Hause, leg dich ins Bett und schlafe, und morgen früh nimm ein Buch vor die Nase und lerne deine englischen Vokabeln, du naseweiseste Kreatur, die je bei nachtschlafender Zeit über das Wardelinger Pflaster gegangen ist!"

„Goldonkel," lachte sie, „ich kann doch nichts dafür, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin! Wenn du solche Augen machst gegen die Bine und so ein netter Kerl bist — —"

„Hella!"

„Nein wirklich, Onkel, sei nur gut; du hast die meisten Chancen, auf Ehre! Und nun gute Nacht — leb' wohl, reise glücklich! Der Radowitz ist nur eine Spatzenscheuche — gute Nacht!"

Sie war schon ein Ende fort. „Gute Nacht, Onkel!" rief sie knicksend herüber, „der ist ungefährlich, und andre

Leute erst recht — du lieber Gott! He, ihr Gesellen!“ Dann der bekannte Pfiff.

„Hella,“ rief ich, „so warte doch!“ Aber sie war fortgestürmt, und ich stand allein auf der einsamen dunklen Gasse.

„Andre Leute?“ wiederholte ich. „Also noch einer? Das könnte nur, das müßte — der mit dem Ebereschenzweig? Unsinn! Lieber Gott, ein armer, ganz armer Junge und sie!“ Wie kam ich nur auf den? Lächerlich! Da malte mir meine aufgeregte Phantasie etwas vor!

Ueber Hals und Kopf ließ ich von Böhme einpacken



und verschmähte sogar den klappernden Gasthofwagen nicht, um nur so rasch als möglich dem Wardelinger Zauber zu entfliehen. Andre Luft, das Wort eines vernünftigen Menschen, der meinen armen Kopf zurechtrücken könnte, Hunderte von Meilen zwischen ihr und mir, die Fremde mit ihren Wundern, andre Umgebung! Hinaus so rasch als möglich!

Ich atmete auf, als ich im Bahnwagen saß und der Zug dahin raste. Silberweiß lag der Mondschein über der Gegend, und hinter dem dunklen Walde verschwanden eben die Kirchtürme von Wardelingen.

Gott sei Dank! Nun mußte ja Frieden und Ruhe wieder über mich kommen! Und ganz mechanisch nahm ich meine Paßkarte aus der Tasche: „Alter: zweiundvierzig Jahre. Stand: Major.“

Ich saß mit Leeden auf der Terrasse des Hotels Viktoria in Sorrent. Wir sprachen kein Wort; er war nie für vieles Reden gewesen und ich — ich sprach eigentlich nur noch mit mir selber. Drunten wogte das Meer in tiefer herrlicher Bläue; die Inseln schwammen in zartgrauem Nebel, und in violettem Duft erhob sich zu dem stahlblauen Himmel der Vesuv, am Saume seines Kleides mit hellschimmernden, von der Abendsonne beleuchteten Punkten wie mit Edelgestein besät — Portici, Torre dell' Annunziata. Unter den Orangenbäumen unsres Hotelgartens spazierten die unvermeidlichen Engländer, und jungvermählte deutsche Ehepaare saßen in den Lauben umher und sahen und hörten nichts von den Wundern der Natur. Uns alle aber umwogte der berauschende Orangenduft des Südens, dieser Duft, der mich immer traurig machte seit dem Tage, an dem ich die Ehre hatte, als Lenis Brautführer ihren Strauß halten zu dürfen.

Ich hatte Ruhe und Frieden nicht gefunden. Ueberall, überall folgte sie mir, Sabinens liebe leichte Mädchengestalt, überall blickten mir diese Augen entgegen, aus den Bildern der Museen, aus den Gesichtern der schönen Italienerinnen. Ich liebte mein Patenkind, Lenis Kind, und mein Herz und mein Verstand lagen im erbitterten Kampfe miteinander seit jenem Abend, da sie mir mit den Zügen meiner Jugendliebe



entgegengetreten war, und ich fühlte mit wahrer Todesangst, daß der Verstand unterlag.

„Toller Kerl! Einfach verrückt!" murmelte Leeden, als ich aufstand und erklärte, ich wolle noch einen Brief schreiben, ohne daran zu denken, daß ich diese Komödie jeden Tag einmal aufzuführen pflegte und doch niemals einen Brief absandte. Ich ging trotzdem in meine Stube, aber ich machte heute gar nicht einmal den Versuch, zu schreiben; ich hätte den Brief doch wieder zerrissen wie die andern alle. Mochte immerhin die Tischglocke läuten; ich hatte keinerlei Lust, diese

bunt zusammengewürfelte Gesellschaft schwatzen zu hören. Ich hatte Heimweh, krankhaftes Heimweh nach der kleinen häßlichen Stadt im Norden, die jetzt im Novembernebel lag.

Nach Tische kam Leeden. Es war dunkel in meinem Zimmer, nur der große brennende Holzklotz im Kamin verbreitete einen rötlich flackernden Schimmer.

„Aber, Brenken," sagte er vorwurfsvoll und sanft, „so kann's doch nicht weiter gehen!" Er zündete seine Cigarette an dem Holzfeuer an und setzte sich mir gegenüber an das Fenster.

„Nein, so kann's nicht weiter gehen," gab ich kleinlaut zu, „ich fühle, ich halte es nicht mehr lange aus."

„Na, da reden Sie wenigstens mal über Ihren Kummer! Lieber Gott, Sie kennen mich nun schon drei Ewigkeiten — was ist's denn nur eigentlich?"

Es war ja bald gesagt: daß ich die Leni geliebt als junger Kerl, daß ich ihr nachgetrauert bis jetzt und daß mir da auf einmal ihre Tochter, die sie mir selbst ans Herz gelegt, entgegentritt und daß die alte Liebe wieder lebendig geworden ist, so furchtbar lebendig und — na, mit einem Worte — —

Er hatte mich mit keiner Silbe unterbrochen, und als ich endete mit dem Schlußsatze: „Sehen Sie, Leeden, ich weiß nicht, ob es recht ist, die Hand nach diesem Kinde auszustrecken, weiß nicht, ob ich noch fähig bin, ein so junges Ding glücklich zu machen. Denn so hat's meine Cousine wohl nicht gemeint, als sie mich bat, ihrem Kinde ein Schutz zu sein."

„Wissen Sie, Brenken," sagte er da einfach und zündete eine neue Cigarette an, „ich habe keine Tochter, aber ich habe eine junge Schwester, die ich über alles liebe. Und wenn Sie heute kämen, Brenken, und sagten: ‚Leeden, geben Sie mir die kleine Leonie zur Frau!' ich faßte das Mädel an der Hand und brächte sie Ihnen, nota bene, wenn auch

sie es wollte. Ich für meinen Teil wüßte keinen, dem ich lieber ein teures Wesen anvertraute als Ihnen."

„Na, na, Leeden," wehrte ich ganz gerührt seinem Lobe. Aber er hatte mir die Hände auf die Schulter gelegt.

„Sie wissen ja, Brenken, Redensarten mache ich nicht, und es ist lächerlich, wenn Sie vom Alter reden oder dergleichen. Ich will Ihnen einen Rat geben: quälen Sie sich nicht länger, schreiben Sie ihr — je eher je besser — warten Sie ihre Antwort in Italien ab, in Rom oder Pisa, und wenn ein Ja kommt, so lassen Sie Venedig im Stich und reisen nach Deutschland zurück. Dieser Liebesdusel, diese Zweifel — das ist ja rein, um den Menschen elend zu machen!"

„Und wenn sie nein sagt, Leeden?"

„Ach, nur keine Witze! Was wird sie nein sagen! Ich bitte Sie, Brenken, so einem armen jungen bedrückten Herzen muß es ja sein, als gehe die Sonne überhaupt erst auf, wenn sich eine Hand wie die Ihrige nach ihm ausstreckt! Seien Sie kein Hasenfuß, Brenken, schreiben Sie ihr, oder schreiben Sie der famosen Großmama! Weiß Gott, ich bin keiner von denen, die den Leuten zum Heiraten zureden — aber hier, wie Sie mir das alles erzählt haben — schreiben Sie, schreiben Sie, Brenken!"

„Ich will schreiben," sagte ich entschlossen.

„Gut! Wir machen nachher noch einen Spaziergang und tragen den Brief zur Post. Fassen Sie sich kurz und thun Sie nicht, als ob man Ihnen eine unverdiente überschwengliche Gnade erweise, wenn man Sie erhört!"

„Wieso denn?" fragte ich, mit meinen Gedanken schon in Wardelingen, und zündete die Lichter auf dem Kamin an.

„Darin versehen es eben die meisten," erklärte er, als ob er täglich solche Erfahrungen machte, „und hinterher wundert sich dann so ein kleines Mädchen, wenn man im Drange des alltäglichen Lebens mal vergißt, ihr pflichtschuldigst die

Füßchen zu küssen, die herabgestiegen sind, um neben uns zu wandeln. Ich denke, das Geben und Nehmen wäre gegenseitig bei so einer Geschichte. Alle Wetter, ja, das denke ich! Und nun schreiben Sie, Brenken, schreiben Sie!"

Er ging und ich schrieb.

Ich hatte an Bine einen Brief begonnen, aber die Feder stockte auf dem glatten Papier, es war mir nicht möglich, ihn zu vollenden. Es kam mir, trotz Leedens Ermutigung, wahnsinnig unbescheiden vor, ihr Herz für mich zu fordern.

Als er nach einer geschlagenen Stunde wieder hereintrat, hatte ich an Tante Klara geschrieben, vier Seiten, Gott weiß was alles; von Leni, von Bine, von mir und meiner Sehnsucht, von der alten nie vergessenen Liebe — und da ich es überlas, riß ich das Papier mitten durch und warf es verzweifelt in den Ofen. Was brauchte die alte Frau zu wissen von Lenis und meinem Geschick, von unserm Kämpfen und Entsagen! Nur einer durfte ich davon sprechen, nur ihr.

Leeden sah mich mitleidig an, als ich mich mutlos wieder an den Tisch setzte und mir die Stirn mit dem Taschentuch abtrocknete. „'s ist eine heikle Sache," bemerkte er trocken, „aber immer noch besser, als wenn man umittelbar solchen Augen gegenüber anfängt, zu stammeln. Ich gehe draußen noch ein paarmal auf und ab — machen Sie es doch ja recht kurz! Nichts klingt schneidiger als so ein paar Sätze im Telegrammstil. ‚Liebe Sabine — ich liebe Dich. Mein Herz, meinen Namen, alles, was ich besitze, lege ich Dir zu Füßen und bitte um Antwort, aber bald!' So ungefähr würd' ich's machen."

„Ja, ja, so ungefähr — Sie haben recht, Leeden."

Er nickte mir mit seinem ernsten treuen Gesichte zu und ging. Und wahrhaftig, ich schrieb so ähnlich — kurz, sachlich, knapp.

„Ich liebe Dich, kleine liebe Sabine! Sage mir, ob Du

mich wieder liebst, so sehr, daß Du meine geliebte Frau werden könntest! Mein Lebtag will ich Dir zugethan sein mit treuer inniger Dankbarkeit."

So ungefähr, ein bißchen mehr vielleicht. Antwort erbat ich nach Pisa, Grand Hotel, wo wir über acht Tage eintreffen würden.

Meine Kniee zitterten, als ich, das fertige Schreiben in der Hand, die Stufen zum Garten hinabstieg. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden; aber die Luft war südlich mild und voll Orangenduft. Leeden spazierte allein auf und ab, und seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen ersahen den Brief in meiner Hand. Er nahm ihn mir einfach fort und übergab ihn dem Portier, der wie hingezaubert hinter ihm auftauchte. „Gleich zur Post!"

Der Mann verschwand mit Windeseile, mir aber klopfte das Herz bis in die Kehle herauf.

„Jetzt sollten Sie etwas essen," sagte Leeden. „Für Menschen, die auf Freiersfüßen gehen, müssen andre ein wenig sorgen, sie verhungern sonst. Kommen Sie, wir stoßen an auf glückliche Erfüllung Ihrer Hoffnungen!"

Er nahm mich am Arm und zog mich in den Speisesaal, suchte ein paar Gerichte für mich aus und bestellte Wein. Wie eine Mutter für ihr krankes Kind sorgte er für mich, und bei Gott, ich hatte es nötig während der acht Tage, die nun folgten. Diese Stimmungen zu beschreiben — ich werde mich hüten; von Italien sah ich aber eigentlich nichts.

„Verliebte Menschen sollten zu Hause bleiben und ihre vier Wände anseufzen," sagte Leeden verzweifelt, wenn er mich ohne Erfolg auf irgend etwas Schönes aufmerksam gemacht hatte, „ich wollte, diese Reise wäre überstanden."

„Ich auch!" gab ich ehrlich zu und dachte an die lieben Mädchenaugen und wie sie sehnsüchtig aufgeleuchtet hatten, als Tante Klara von Italien sprach. Was half mir alle

Herrlichkeit, wenn dies Leuchten sie nicht verschönerte! Auf Capri entdeckte ich aber doch etwas, das mich fesselte — eine kleine Villa, ganz versteckt hinter hohen Mauern. Palmenüberschattet das Dach, und üppige Rebengewinde schmückten Altan und Thür.

„Was haben Sie denn an dem alten Gerümpel zu sehen?" fragte Leeden, der endlich ungeduldig wurde, als ich wie angewurzelt verharrte.

„Nichts!" antwortete ich, und im stillen nahm ich mir vor, dieses Idyll für einige Zeit zu mieten, dann, wann ich wiederkehren würde, nicht allein — —

In Neapel kaufte ich allerlei Plunder zusammen aus Lava, Schildkrot, Korallen, in Rom verstieg ich mich sogar in einen Juwelierladen und erstand um hohen Preis eine Armspange, die einem antiken Modell nachgebildet war. Ich sah das zierliche Handgelenk, das sie umspannen würde. Im übrigen ließ ich mich geduldig in Kirchen und Paläste schleppen und dachte doch nur an den Eisenbahnzug, dessen Postwagen mein Geschick mir entgegentrug in Gestalt eines kleinen beschriebenen Blattes Papier. Er mußte schon abgesendet sein, der Brief, der über mich entschied. Morgen nachmittag wollten wir ja Rom verlassen, am Abend trafen wir in Pisa ein, und übermorgen früh würde ich alles wissen.

„Gehen wir ins Theater heute abend?" unterbrach Leeden meinen Gedankengang.

„Ja, ist mir recht!"

„Nachher vielleicht in das deutsche Bierlokal am Korso?"

„Ist mir recht!"

„Schön — da werde ich die Karten besorgen."

„Wie Sie denken!"

„Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jener!" murmelte Leeden. „Ein Fähnrich könnt's nicht toller treiben. Fassen Sie sich doch ein bißchen!" redete er mir zu. „Entweder

kommt ein Ja oder ein Nein — weiter kann nichts geschehen. Das letztere halte ich übrigens für unmöglich! Es ist ja recht gut, wenn der Mensch bescheiden ist, aber dies ist doch schon mehr Kleinheitswahn. Das Mädel ist wahrscheinlich deckenhoch gesprungen vor Glück, und Sie lassen den Kopf hängen!"

Ich antwortete nicht; was wußte er von dem Toben in mir, was von dem Rätsel eines Frauenherzens, die gute treue einfache Seele! Sie würde nein sagen, nein — es war ja nicht anders möglich! Sie kannte mich ja kaum! Ich freilich, ich kannte sie! Oder hatte Leni ihrem Kinde die Liebe für mich in das kleine Herz gepflanzt? O Leni, Leni, wenn es so wäre!

Ich befand mich im Fieber, war völlig elend und dabei von einer nervösen Unruhe, die mich noch mehr folterte als meinen Begleiter. Ach, diese erstickende Luft im Theater, diese Parfüms, die aus Fächern und Roben der Damen wehten, kaum zu ertragen!

„Rigoletto" wurde gegeben. „Donna è mobile", „die Frauen sind veränderlich" — diese Worte verfolgten mich nach Hause, bis in den kurzen Schlummer, den ich endlich gegen Morgen fand.

Dann dehnten sich noch ewig die Stunden bis zur Abreise, und dann — endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Wir flogen durch die Campagna, die Berge hinter uns versanken, zum letztenmal grüßte Sankt Peter, von der Dezembersonne vergoldet. Wie endlos war die Fahrt!

„Na, aber heute können Sie noch keinen Brief vorfinden, Brenken," ermahnte der Freund.

„Sicher nicht!" gab ich zu.

Bei völliger Dunkelheit kamen wir in Pisa an. Der Hotelomnibus nahm uns auf, und wir rasselten über das Pflaster durch einsame, schlecht erleuchtete Straßen. Dann hielten wir vor dem Gasthof.

„Briefe da?“ fragte ich scheinbar nachlässig.

„Si, Signore — zwei Stück!“

Ich streckte die Hand aus und dabei fühlte ich eine Kälte, die mich erzittern ließ. „Aus Wardelingen!“ sagte ich mit eigentümlich schwerer Zunge.

Leeden faßte mich unter den Arm. „Die lesen wir oben, kommen Sie — wir essen später!“



Er ließ mich in unserm Zimmer allein, und da saß ich nun beim Schein von zwei hohen eben angebrannten Kerzen und starrte die Briefe an. Der eine trug Tante Klaras Handschrift, der andre — es war nicht die ihrige — so flüchtig, so eckig, so —

„Zuerst Tante Klaras Brief!“ flüsterte ich; ich war plötzlich ganz ruhig geworden. Die Tante schreibt ab! Lieber Gott, es war ja auch ein toller Gedanke von mir! Ja, ja, sie schreibt ab; sie wird den Onkel nicht wollen, die Kleine — diesen alten eingebildeten Menschen! Das Blatt zitterte so in meiner Hand, daß ich nicht lesen konnte. Ich legte es daher auf den Tisch und beugte mich darüber.

„Mein lieber Viktor, mein Herzensjunge! Ich schreibe Dir nur kurz, wir sind noch alle so fassungslos, so erregt von dem Glück, das Dein Brief in unser armes Haus gebracht hat. Sabine wird Dir morgen antworten; sie hat mich beauftragt, Dir zu sagen, daß sie Dir gern ihr junges Herz zu eigen gibt, daß sie Dich liebt.

Wie herrlich führt Gott alles hinaus! Wer hätte das gedacht nach so trüben Zeiten! Ich freilich, ich hab's kommen sehen. Mein lieber Viktor, der Himmel segne Dich und Deine junge Braut!

Deine getreue Tante und Großmama in spe
Klara von Brenken."

Ich legte mich in die Sofaecke zurück, die ganze Stube drehte sich mit mir. Sie liebt mich, sie ist mein! Weiter dachte ich nichts. Dann sprang ich auf, riß dabei die Tischdecke herunter samt den Lichtern, die im Fallen verlöschten, und öffnete das Fenster. Es war mir, als müßte ich ersticken. Von drunten drang das Rauschen des Flusses herauf. Gottlob, daß er so schäumte und brauste, der alte Arno — so hörte doch Leeden, der eben eintrat, das Schluchzen nicht, in dem die Spannung der letzten Tage und jahrelanges Leid sich löste. „Ach, Leni, Leni, wie glückselig machst du mich durch dein Kind."

Dann legte sich eine Hand auf meine Schulter. „Brenken!"

Ich packte diese Hand und schüttelte sie wohl eine Minute lang; sprechen konnte ich nicht.

„Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück, lieber Brenken!"

„Danke, danke Ihnen, Leeden, und auch dafür, daß Sie so eine Pferdegeduld mit mir hatten! Es war ein Freundschaftsstück, ich werde es nie vergessen."

„Ja, ja," gab er ehrlich zu. „Und wie pünktlich die Antwort da ist! Hätte es kaum für möglich gehalten. Nun geht's wohl heim mit Windeseile? Was?"

„Morgen, Leeden, morgen!"

„Heute wär's auch nicht mehr möglich," meinte er trocken. „Kommen Sie heraus aus der Dunkelheit, lassen Sie sich ansehen! — Ja, wer hat denn nun recht gehabt, he?"

„Sie natürlich! Sie, mein lieber Leeden!"

„Haben Sie beide Briefe schon gelesen?" fragte er, das



Da hat Großmama gesagt, Du hättest Dich mit Bine verlobt, und hat sie wieder geküßt, und die Bine hat eine ganz richtige Ohnmacht bekommen. (S. 95.)

Schreiben und die Leuchter vom Boden aufhebend und die Lichter aufs neue anzündend.

„Herr Gott, nein! Geben Sie doch!"

Ich riß den Umschlag des Briefes auf und sah nach der Unterschrift — Hella! Was hat denn die mitzureden? dachte ich. Da stand in großer eckiger Schrift:

„Lieber Onkel!

Ich hoffe, ich thue Dir einen Gefallen, wenn ich Dir in aller Kürze Deinen Verlobungstag beschreibe. Sehr herrlich war er nicht aufgegangen, es regnete und ist überhaupt gar nicht hell geworden. Dazu hatte Großmutter Migräne und sah sehr gelb aus wie eine von den Orangen, die Du uns aus Genua geschickt hast. Sie hatte ihren türkischen Shawl um und war geradezu unausstehlich (Du kennst sie ja von früher her!), betrug sich auch sehr unartig gegen die arme Bine. Ich hoffe, Du sorgst dafür, daß das künftig nicht mehr vorkommen kann — auch mir gegenüber muß sie artig sein! Beim Mittagessen bekam Bine Deinen Brief und wurde so blaß wie das Tischtuch und hat gezittert, das arme Tierchen. Dann hat Großmama ihr den Brief weggenommen, und als sie ihn gelesen hatte, rief sie: ‚Mein Engel, mein Herzenskind!' und fiel Bine um den Hals und küßte sie immerfort, ich konnte es kaum mit ansehen. Dann habe ich natürlich gefragt, was da los sei, und da hat Großmama gesagt, Du hättest Dich mit Bine verlobt, und hat sie wieder geküßt, und die Bine hat eine ganz richtige Ohnmacht bekommen, und wir haben sie in ihr Stübchen gebracht, und Großmutter hat gethan, als wäre Bine von Zucker, so hat sie sie abgeleckt.

Mich hat sie aus der Stube geschickt, weil die Teckel mitgelaufen waren; ich durfte erst vorhin wieder hinein zu Bine und habe ihr Glück gewünscht, und da hat sie mir die Hand gedrückt. Sie soll ganz stillliegen, sagt der Doktor,

und heute nicht schreiben, denn ihre Nerven sollen sich erst wieder beruhigen. Es scheint eine angreifende Geschichte zu sein, das Verloben!

Sie läßt Dir sagen, sie würde Dir morgen für alles danken; verstehe mich aber nicht falsch, sie meint für Deine Liebe! Sie will Dich natürlich heiraten, sie sagte es zu Groß=mama — es wird ihr nur so schwer, zu schreiben. Mutter Buschen heult vor Freude. Und gerade in der Dämmerstunde kam das Kamel, der Radowitz, vorgefahren, und da hätte ich mir zu gern den Spaß gemacht, ihm zu erzählen, warum ihn Großmama nicht zu empfangen vermöge. Na, ich kann mir sein Gesicht vorstellen, wenn er es erfahren wird; ungefähr so, wie Busch die Gesichter malt. Du kennst wohl die Sachen von Busch, lieber Onkel?

Ich reite den ‚Hans‘ alle Tage und hoffe, wenn ich euch einmal besuche, wirst Du ein anständiges Pferd für mich haben.

Schönsten Gruß von
Deiner Hella.“

„Nun, doch nichts Schlimmes?“ fragte Leeden.

„Sabine scheint sich sehr aufgeregt zu haben; sie ist leidend, wie mir die Kleine schreibt,“ antwortete ich beun=ruhigt.

„Das ist, scheint's, immer so,“ meinte er, „die heutigen Nerven! Aber kommen Sie, Brenken, ich bin teufelsmäßig hungrig!“

Ich folgte ihm nachdenklich. Meine arme kleine süße Bine!

Und nun goß der alte ehrliche Kamerad die Gläser voll. „Auf euer Glück!“ sagte er einfach, und wir leerten die Kelche bis auf den letzten Tropfen.

Dann sah ich allein noch lange, lange in die Nacht hin=aus, hörte den Fluß rauschen und dachte an das kleine Stübchen

im Brenkenhause, bis eine bleierne Müdigkeit mich aufs Lager warf. Und ich schlief, bis Leeden mich weckte.

„Schöner Bräutigam, verschläfst die Abreise!“

Mit knapper Not erreichten wir noch den Zug.

* * *

Ich bin keiner von den Ungeduldigen, aber diese Reise hätte jedes Lamm zum Tiger gemacht. Schon in Mailand hörten wir von Schneeverwehungen und Lawinen auf der Gotthardbahn. Wir fuhren aber ab und blieben zwei Tage, sage zwei Tage, in Bellinzona liegen. Ich hatte bereits von Pisa aus an Bine telegraphiert, daß ich in kürzester Zeit eintreffen würde, in so kurzer Zeit, als man eben braucht, wenn man ohne Unterbrechung reist. Nun telegraphierte ich, wir würden eine kleine Verspätung haben; man hatte uns nämlich bestimmt versprochen, daß die Bahn in wenigen Stunden wieder fahrbar sein werde. Aber, siehe da — eben wollten wir uns nach dem Bahnhof begeben, da kam die Kunde von einem neuen Schneesturm und wir saßen wieder fest. Auf meine telegraphische Anfrage, wie es Sabine gehe, kam die Nachricht „Gut!“ Sehr kurz, mehr als telegrammmäßig, aber deutlich. Ich lief im Hotelzimmer wie ein gefangener Löwe im Käfig umher und braute mir die schwärzesten Möglichkeiten zusammen. Leeden hatte die Nase in eine Zeitung gesteckt, hob nur manchmal den Kopf und sah mich an, wie man einen Kranken betrachtet. „Einfach verrückt!“ murmelte er.

Ich sah es natürlich in jenen Tagen nicht ein; heute glaube ich, er hatte recht. Oder doch nicht? Ich war nicht einfach verrückt, ich war einfach glücklich und — ungeduldig. Ich hatte ja lange, so furchtbar lange auf mein Glück warten müssen, nun dünkte mich diese kurze Verzögerung unerträglich. Es sollte wohl so sein.

Die Hindernisse waren just in dem Augenblick beseitigt, als ich mich fest entschlossen hatte, über den Brenner zu reisen, und wir kamen endlich vom Fleck. Eine Stunde nach der andern verging, eine Station nach der andern ließen wir hinter uns, deutsche Laute klangen uns wieder ins Ohr, wir sausten die schwindelnden Alpenhänge hinunter und kamen nach Zürich. In Frankfurt verließ mich Leeden; ich glaube, ich war ihm mittlerweile so langweilig geworden, daß er eine Geschichte erfand, die Geschichte von einer Tante, die in der Nähe von Frankfurt leben sollte. Es war das erste Mal, daß ich's von ihm hörte, aber ich nahm ihm die Tante nicht übel. Ich saß am liebsten allein im Coupé, las Tante Klaras Brief mit immer gleicher Rührung und fühlte dann und wann nach dem Etui in der Tasche meines Pelzes, dem Etui mit dem Armband.

Wir kamen durch Thüringen, wir kamen nach Magdeburg, und dann raste der Zug mit mir durch die liebe verschneite märkische Landschaft. Ich befand mich in einem fieberhaften Zustand. Ich habe nie gern Gedichte gelesen, besonders Liebesgedichte nicht, und als eines der überschwenglichsten hatte ich stets die Uhlandsche „Heimkehr“ angesehen.

„O brich nicht, Steg! du zitterst sehr,
O stürz nicht, Fels! du dräuest schwer,
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!“

Ich bat dem Dichter diese Geringschätzung ab, mir war ungefähr so zu Mute.

Es dunkelte bereits, als ich in Wardelingen anlangte. Ob ich mir eingebildet hatte, sie würde dastehen, mich zu empfangen? Nein, es wäre gegen alles Zartgefühl gewesen, so vor den Leuten auf dem Bahnhof. Oder gibt's Ahnungen? Es überfiel mich plötzlich eine herzbeklemmende Stimmung.

Natürlich wollte ich vor allem erst in den Gasthof, die Spuren der langen Reise zu verwischen, und dann — —

„Guten Abend, Onkel!“ sagte eine Stimme, und ein schwarzer kleiner Köter, der mir vor den Beinen herumlief, brachte mich in meiner Hast beinah zu Falle.

„Hella, du? Guten Tag!“

Ich preßte ihr die Hand. „Liebes Kind,“ sagte ich, dem Wagen zuschreitend, „ich will erst in den Gasthof, um ein wenig Toilette zu machen. Um acht Uhr bin ich bei euch.“

„Onkel!“ rief sie mir nach, „Onkel, ich bin ja — — warte doch!“

„Was willst du denn, Hella?“

„Ja, wenn du so läufst,“ stieß sie atemlos hervor. „Ich will dir nur sagen, die Großmutter läßt dich bitten, erst morgen zu kommen. Nämlich Bine — weißt du — Bine ist vorhin wieder ohnmächtig geworden, und der Doktor —“

Ich stand wie leblos.

„Mein Gott, Onkel! Na ja, siehst du, ich wollte dir das ganz anders sagen, aber wenn du so davonrennst! Bine war nämlich den ganzen Tag sehr ruhig und heiter, aber auf einmal, da — sie guckte so starr immerfort auf einen Fleck — da sank sie zurück, und das sah eklig aus — als müsse sie gleich tot sein.“

Ich hatte plötzlich keine Eile mehr und schritt langsam neben ihr durch die Straßen.

„Morgen wird Bine schon ganz gesund sein,“ tröstete mich Hella, als sie meine Bestürzung gewahrte.

„Darf ich denn auch Großmama nicht sprechen?“ fragte ich.

„Sie sagte ausdrücklich, sie erwarte dich erst morgen mittag, lieber Onkel. Ich kann dir auch im Vertrauen sagen, daß es heute nicht sehr empfehlenswert ist, sich ihr zu nahen; sie ist so steifnackig und so hartmäulig wie der ‚Hans‘, seitdem ihn die Gemüsefrau vor den Gärtnerkarren spannt, er

beißt und schlägt sogar. An deiner Stelle, Onkel, drängelte ich mich nicht zu einer Audienz."

„Was ist denn eigentlich los?" fragte ich verstimmt.

Hella stand an einer Straßenecke still, wo es just recht angenehm windig war. Sie zuckte die Schultern. „Gute Nacht, Onkel," rief sie mir ins Ohr, „oder soll ich dir Gesellschaft leisten heute abend?"

Ich schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Nicht? Dann wollen wir uns jeder für sich langweilen. Gute Nacht, schlaf nur recht schön! Was los ist bei uns? Durchaus nichts Besonderes, Großmama hackt eben auf die Bine ein — es ist die höchste Zeit, daß sie aus dem Hause kommt, die Bine. Das beste wäre, du könntest sie gleich mitnehmen — gute Nacht, Onkel!" Sie war, als sei sie vom Winde davongetragen, um die Ecke verschwunden, und wie kleine Kobolde rasten die Hunde hinter ihr her.

Langsam schritt ich weiter. Ich hatte es mir allerdings anders vorgestellt, dieses Kommen; ich war niedergeschlagen bis zum äußersten und sorgte mich um Sabine. Gott mochte wissen, was es da zwischen Großmutter und Enkelin gegeben hatte. Planlos ging ich dahin durch die schlecht erhellten Straßen, die, trotzdem es erst Spätnachmittag und vor Weihnachten war, öder und menschenleerer schienen als je. Die Auslagen der Kaufleute waren indes heller beleuchtet und mit mehr Sorgfalt geordnet als früher, und in der Buchhandlung prangte zwischen allerhand allgemein beliebten schön gebundenen Büchern sogar ein kerzenhelles Weihnachtsbäumchen.

Ich stand ein Weilchen davor, weiß aber nicht, was ich eigentlich gesehen habe. Dann schritt ich abermals weiter, immer weiter, unter dem alten Thorbogen des Städtchens hindurch und längs des Wassers an der Stadtmauer hin, bis ich vor dem Gartenpförtchen des Brenkenhauses anhielt. Der

Wind verstummte hier ganz, die Mauer hielt ihn völlig ab. Jenseit derselben ächzten und klapperten die dürren Zweige der Bäume, und die Wetterfahne auf dem Dache der Laube gab einen klagenden unheimlichen Ton von sich, wenn der Wind sie um ihre rostige Achse drehte.

Ich hatte ganz mechanisch auf die Klinke der Pforte gedrückt und fand diese unverschlossen. Einen Augenblick schoß es mir wie Aerger durch den Kopf: es war doch über alle Begriffe leichtsinnig, das Grundstück so unverwahrt zu lassen! Dann hatte ich nur noch Sinn für die zwei matt erleuchteten Fenster drüben im Hause — ihre Fenster!

Da stand ich in dem windigen dunklen Dezemberabend und starrte hinauf. Mit der Hand hatte ich den Stamm eines jungen Obstbaumes umklammert, als ob ich mich selbst halten müsse, um nicht emporzueilen und sie in meine Arme zu nehmen, meine Leni!

Droben ward jetzt ein Fenster geöffnet und eine Gestalt beugte sich heraus, wie horchend, einen Augenblick nur — dann verlöschte das Licht. Sie ging wohl zur Ruhe. Würde es die finden, das arme erregte kleine Herz? Es überkam mich ein inniges Mitleid mit ihr. Am Ende wäre es doch besser gewesen, ich hätte sie heute abend noch gesehen, ihr noch ein paar liebe Worte gesagt, sie versichert, daß sie dem alten Onkel seine Jugend zurückgezaubert habe, daß er sie dafür zu einer glücklichen geliebten Frau machen wolle, welche die Not und Plage des Lebens nicht mehr kennen solle.

Was mochte ihr nur sein? Diese Ohnmachten! Sie sah neulich gar nicht nach schlechten Nerven oder Kränklichkeit aus! Aber freilich, Leni war auch so blühend als junges Mädchen und trug doch den Keim des Todes in der Brust. Eine namenlose Sorge ergriff mich plötzlich. Wenn sie, wenn sie auch — — es war ja gar nicht unmöglich, die schreckliche Krankheit war so oft erblich! Ich starrte in peinvoller Angst

zu dem Fenster empor wie damals. Stirb nicht! Du darfst nicht sterben — zum zweitenmal! Ich trüge es nicht! Wie damals forderte ich es und wie damals fühlte ich die Machtlosigkeit des Menschen gegen sein Schicksal.

Wie lange ich da stand, weiß ich nicht. Jeder frohe Zukunftsgedanke war entschwunden. Der Sturm hatte sich mittlerweile ein wenig vermindert, aber nun schlugen große Regentropfen hernieder und ich wandte mich zum Gehen. Ich schritt hinter einem Boskett herum, denn es lag eine eigentümliche Helligkeit in der Luft, obgleich der Mond nicht schien, und ich fürchtete, Hella oder die Tante könnten mich erkennen; sie brauchten mich gerade nicht bei meinem Schmachten vor Sabinens Fenster zu ertappen. Hella, das garstige Ding, hätte jedenfalls reichlichen Stoff zu lebenslänglichen Neckereien gehabt.

Auf einmal blieb ich stehen; dicht an mir vorüber war etwas gegangen; nein, nicht gegangen — gelaufen, geflogen, eine schlanke schwarze Frauengestalt. Unter den leichten Schritten knirschte der Kies — ich hatte auch etwas gehört — ein Stöhnen, dann war sie wie ein Spukgebilde entschwunden. Dort unten an der Mauerpforte mußte sie sein! Rasch ging ich nach. Hella? Aber sie konnte es nicht gewesen sein, sie war kleiner und — um Gottes willen, was wollte Bine hier?

Als ich an der Pforte anlangte, war sie fest ins Schloß gefallen und der eiserne Schnapper wich meinen Bemühungen nicht. Ueber mir peitschten im Winde die kahlen Reben des wilden Weines die Mauer und die Wetterfahne seufzte noch melancholischer als zuvor; ich aber stand wie zu Eis erstarrt, denn draußen, dicht vor der Pforte, hörte ich Binens süße weiche Stimme: „Denke nicht schlecht von mir — ich könnte nicht weiter leben ohne ein Abschiedswort, ohne zu wissen, daß du mir nicht zürnst. — Ach, vergib mir, Georg, vergib mir, daß ich — ach, du weißt ja nicht!"

Eine Antwort kam nicht.

„Georg!" Sie schrie es fast zornig. „Hast du denn kein Mitleid mit mir? Fühlst du denn nicht, daß ich tausendmal unglücklicher bin als du? Ach, wenn ich wüßte, was ich anfangen sollte — wenn ich sterben dürfte! Sterben, das wäre das beste!"

Die Stimme erstarb, wie überwältigt von Angst und Weh.

„Sprich doch ein Wort, Georg," flehte sie weiter, „ein einziges! Denke doch, wie ich gekämpft habe und gerungen. Ach, der fürchterliche Tag heute und — ich kann ja nicht anders, ich weiß keinen Ausweg!"

Da endlich sprach er: „Nein, du kannst nicht anders, natürlich nicht!" Es war eigentlich nur ein Gemurmel. „Und wenn man so ein Bettelmann ist —" setzte er bitter hinzu.

„Ach, um mich allein, Georg, ist es nicht, aber die alte Frau und Hella —" Und nun kam kein verständliches Wort mehr, nur Schluchzen, krampfhaftes Schluchzen, heiße Küsse. „Nie wieder, nie!" sagte sie, „leb' glücklich, Georg, vergiß mich!"

„Glücklich!" Ein kurzes hartes Auflachen. „Vergessen?"

Sie schluchzte wieder. „Ich muß zurück!" stieß sie endlich hervor.

„Du mußt?" fragte er laut. „Ja, mußt du? Dann leb' wohl!"

„Sieh nicht so furchtbar starr aus, Georg!"

Nun ein Rütteln an der Thür, ein banges: „Um Gottes willen, sie ist zugefallen!" Dann wieder ein ängstlicher Versuch, ein neuer Ausbruch des Abschiedsschmerzes. „Ach, ich kann nicht leben ohne dich, Georg!"

„Aber du sagst doch, du mußt, Sabine?"

„Ja, aber ich kann nicht lügen — und nun soll mein Leben nur noch eine einzige Lüge sein!"

Ich hatte auf einmal die Kraft, den Riegel zurückzuschieben, und lehnte mich gegen die Mauer.

„Es ist ja offen," sagte er dann.

„Noch einmal, leb' wohl — auf immer!"

„Ich ertrag' es nicht, ich will es nicht ertragen," stöhnte plötzlich der Mann. „Du darfst mich nicht verlassen, Bine — Doch geh nur, geh!" Und wieder ein Kuß, der kaum enden wollte. Dann flog die Pforte so heftig zurück, daß sie mir fast gegen die Stirn schlug, und Sabine schwankte in den Garten.

Sie sah mich nicht. Die Gartenthür wurde von außen zugezogen; das Mädchen ging langsam mit gesenktem Kopf weiter; eine Ewigkeit dauerte es, bis sie im Hause verschwand.

Ich richtete mich langsam auf, wischte mir die Regentropfen aus dem Gesicht und zog den Riegel wieder zurück; dann trat auch ich ins Freie. Niemand mehr hier, so finster und verlassen dieser öde Weg, als habe sich nicht eben das Schicksal dreier Menschenherzen hier entschieden.

Im Gasthof angelangt, saß ich in der warmen Stube am Ofen, und Böhme, der gute Kerl, stand vor mir und sah mich mit ganz entsetztem Gesicht an.

„Der Herr Major fühlen sich doch nicht krank?"

„Nein, nein! Bloß die verdammte Reise und das Hundewetter!" murmelte ich.

„Es ist ein Briefchen da für den Herrn Major."

Ich öffnete es und fand eine Einladung von meinem alten Bekannten, dem Kommandeur. Er habe erfahren, ich sei angekommen, und ob ich ihm und den übrigen Kameraden nicht die Freude machen wolle, an dem Austernessen teilzunehmen, das heute abend stattfinde. Ich kannte diese Mode von früher her; das Offizierscorps ließ von Hamburg ein Fäßchen Austern kommen und aß sie in vollzähliger Sitzung drunten im Speisesaal.

Ich hielt den Brief gedankenlos in der Hand.

„Befehlen, daß ich bestelle, der Herr Major seien zu angegriffen?"



„Noch einmal, leb' wohl — auf immer!“ (S. 104.)

„Nein, ich werde kommen! Bestelle, ich würde die Ehre haben. Dann hilf mir, mich umzuziehen!“

Eine halbe Stunde später saß ich auf dem Ehrenplatz inmitten einer liebenswürdigen Gesellschaft; ich sprach, ich trank, ich frischte mit dem Kommandeur alte Jugenderinnerungen auf — es ist mir noch heute schleierhaft, wie ich das konnte, aber ich fühlte nichts mehr, es war, als ob mit einemmal alles in mir tot sei.

„Wo ist denn Felsenberg?“ fragte plötzlich der Oberstlieutenant, und jedermanns Augen richteten sich auf den leeren Stuhl am untern Ende der Tafel.

„Er war vorhin schon auf dem Wege hierher,“ berichtete einer der Herren, „ich begreife nicht, wo er bleibt!“

„Da kommt er ja!“

Die Thür hatte sich geöffnet und der Vermißte trat ein. Er begrüßte die Anwesenden, kam dann zu uns herauf und bat den Kommandeur um Entschuldigung seiner Verspätung wegen, vollkommen ruhig und beherrscht, als hätte er nicht eben — natürlich, er war es — als hätte er nicht eben —

An mir sah er vorbei. Ich nahm es nicht übel, hätte eher das Gegenteil übelgenommen. Er setzte sich auf seinen Platz da unten und begann zu essen. Ich konnte nicht anders, ich sah ihn immerfort an. Er aß sehr rasch; nach jeder zweiten Auster trank er sein Glas aus. Plötzlich hörte er auf und saß da mit blassem Gesicht, an seinem Schnurrbart zupfend.

Die schon lustig gewordenen jungen Kameraden neckten ihn.

„Der Kerl sieht aus wie der Fliegende Holländer!“ sagte einer.

„Prosit, Georg!“ rief ein andrer.

Er that Bescheid und saß dann wieder stumm da, nur die Augen brannten düster. Er versuchte öfter zu mir her-

überzusehen, aber unterwegs lenkte er seine Blicke doch wieder an mir vorbei. Dann trank er jedesmal sein Glas hastig aus und nach jedem Glase wurde er bleicher.

Ich konnte es nicht mehr mit ansehen, stand auf, empfahl mich, indem ich etwas von Reisemüdigkeit sprach, und verließ den Saal. Droben saß ich dann wieder mutterseelenallein mit dem armen leeren Kopf und Herzen — so leer, so arm — ich kann's nicht beschreiben! Ja, was denn nun? Ach, es war ja so einfach! Es gibt Dinge, die so einfach, so furchtbar einfach, schlicht und wahr sind, daß den Leuten das Herz darüber bricht!

Nein, Leni, nein — das hatte ich nicht gewollt! Wir beide wissen, was es heißt, jene Schmerzen zu erleiden, die ihr beiden jungen Menschenherzen jetzt durchkämpft. Nein, so hatte ich es nicht gemeint! Da ist's natürlich das beste — das beste —

Ich stand auf und zog die Klingel.

„Böhme, erkundige dich mal, ob Lieutenant von Felsenberg noch unten ist!"

Er kam zurück: Lieutenant von Felsenberg sei schon seit einer halben Stunde nicht mehr anwesend.

Na, dann morgen früh! sagte ich zu mir, fing an, in der Stube umherzugehen, und betrachtete die Bilder, die an den Wänden hingen, als nähme ich den größten Anteil an ihrem zweifelhaften Kunstwert. Und dabei dachte ich doch nur immer an den armen Kerl, der so blaß ausgesehen hatte, und wie er jetzt im Zimmer herumrasen mochte und den morgenden Tag nicht mehr zu erleben wünschte. Ach, ich kannte ja das alles, ich kannte es ja, und in der Jugend, da sind die Schmerzen noch größer — ich erlebte es ja einst! Und heute? Ich fühlte nichts, ich fühlte nur die Leere. Die Leute, denen in der Schlacht ein Glied abgerissen wird, die sollen auch im ersten Augenblick nichts merken; sie sehen mit

Entsetzen und Mitleid ihren verstümmelten Kameraden neben sich an und vergessen die eigene Wunde.

Und das verzweifelte Kind, das sich in seine Kissen vergräbt und weint und weint und sich fürchtet vor dem kommenden Tag, der sie dem ungeliebten Bräutigam in die Arme treibt!

Wie spät war es denn? Zehn Uhr!

Ich klingelte abermals. „Böhme, fragen Sie doch mal, wo der Lieutenant von Felsenberg wohnt!"

Er kam zurück. „Gleich hier im Gasthof, im Anbau nach dem Garten zu."

„Aha!" Ich kannte die Baracke, die der Wirt als Lieutenantswohnung eingerichtet hatte, schon von früher her; es wohnten da immer zwei von uns. Die Stuben waren miserabel, die Ställe vorzüglich.

„Ob der Lieutenant von Felsenberg zu Hause ist?"

„Zu Befehl, Herr Major — es brennt Licht in seinem Zimmer."

Ich nahm meinen Reisemantel um und ging die Treppe hinunter, über den Hof nach dem Garten, der durch ein niedriges Mäuerchen vom Hof getrennt war. Richtig, in der Stube des Erdgeschosses brannte Licht hinter den Läden. Es war ein ganz niedriges Erdgeschoß, und die Läden hatten so große Spalten, daß man, ohne besonders den Spion zu machen, die Stube übersehen konnte. Warum ich hier stand und hineinschaute? Ja, wer kann ermessen, welchem Antrieb der Mensch zuweilen folgt? Unsre Handlungen in solchen Stunden sind wie von einer geheimnisvollen Macht beeinflußt. Ich stand also da und sah hinein.

Er saß an seinem Tisch in der Nähe des Fensters und schrieb. Das ist ja nun nichts Besonderes, aber neben ihm lag etwas, das ließ mir das Herz stillstehen vor Schreck — etwas, das in gar keiner Beziehung zu einem Schreibtisch

steht und das doch so furchtbar deutlich die Briefe illustriert: Abschiedsbriefe!

Ich eilte im nächsten Augenblick in den Hausflur — ein einziges lautes Klopfen an der Thür, ein Druck auf die Klinke, und ich stand drinnen.

Er war aufgesprungen und hatte blitzgeschwind sein Taschentuch über das bewußte Ding geworfen. Als er mich erkannte, stützte er sich mit der Rechten fest auf den Tisch, und durch seinen schlanken Körper ging's wie ein Schüttelfrost.

„Guten Abend, Herr Kamerad," sagte ich, „verzeihen Sie, daß ich so eindringe, so unangemeldet; Sie überhörten wohl mein Klopfen im Eifer des Schreibens?"

Er maß mich von oben bis unten mit einem Blick voll tödlicher Kälte. „Was befehlen Sie, Herr Major?"

„Nichts, lieber Felsenberg, ich habe nur eine Bitte."

Er verbeugte sich leicht.

„Kassieren Sie jenen Brief!"



„Herr Major!“ fuhr er auf.

„Und schreiben Sie einen andern an die alte Frau — es ist wohl an Ihre Frau Mutter? — einen, in dem Sie nicht um Verzeihung bitten, daß Sie ihr einen Schmerz anthun wollten, wie er größer nicht gedacht werden kann! Melden Sie ihr, daß —“

Er sah mich an wie irrsinnig. „Meine Mutter,“ sagte er, „meine Mutter!“ Dann lachte er auf.

Ich blickte ängstlich in sein zuckendes Gesicht und folgte mit meinen Augen den seinigen. Und da bemerkte ich an dem linken Arm einen schmalen schwarzen Kreppstreifen.

„Meine Mutter ist tot! Vor acht Tagen habe ich sie begraben,“ sagte er klanglos.

Armer Junge, so viel auf einmal! Ja freilich, da mag dir das Leben keinen Pfifferling mehr wert scheinen! dachte ich, und das Wort, das ich hatte sprechen wollen, erstarb mir auf den Lippen.

„Was befehlen der Herr Major?“ fragte er wieder scharf und laut.

„Nun, Herr von Felsenberg,“ sagte ich, „und wenn auch die alte Frau der Schlag nicht mehr treffen kann, so doch vielleicht ein andres Herz, ein junges, schon halb verzweifeltes Herz. Sie haben wohl nicht daran gedacht, wie es weiter leben soll in dem Bewußtsein: Deinetwegen, da — da ist einer fortgegangen — na, wir verstehen uns, Herr Lieutenant. Also verbrennen Sie jenen Brief! Sabine würde sterben, müßte sie ihn lesen. Sagen Sie ihr lieber morgen mündlich: ‚Mein geliebtes Mädchen, meine Braut, wir brauchen uns nicht zu trennen, denn da ist so ein Onkel, ein alter thörichter Onkel, der — der hat die Geschichte in Ordnung gebracht und läßt dich grüßen.‘ — Also Ihr Wort, Herr Lieutenant — verbrennen Sie den Brief! Und nun gute Nacht! Wenn Sie morgen mittag in das Brenkenhaus

kommen, so finden Sie offene Thüren." Ich nickte ihm zu und schritt über den Hof in mein Zimmer zurück.

Mein Gott, wenn ich nicht zu ihm gegangen wäre — der Heißsporn! Na, ich war ja auch einmal beinahe so weit gewesen, und gegen den genommen — man brauchte ja nur seine Augen zu betrachten — war ich die Gelassenheit selber.

Nun saß ich da am Sofatisch neben der brennenden Lampe, eine Tasse schwarzen Kaffees vor mir und eine Cigarre zwischen den Lippen, und schrieb. Und währenddem packte Böhme wieder ein, was er bereits ausgepackt hatte, und bestellte das Wecken auf sechs Uhr früh; um sieben Uhr ging der Schnellzug.

Ein Brief an Tante Klara — das war der schlimmste — ein Brief an mein Patenkind, einer an Felsenberg, abzugeben um acht Uhr! Und dann mochten sie sehen, wie sie fertig wurden.

Ich schlief noch ein paar Stunden, dann fuhr ich in dunkler Morgenstunde aus Wardelingens Thor. Drüben lag der Kirchhof — — Leni, hab' ich es recht gemacht?

Eben war ich in den Eisenbahnwagen gestiegen, da stand vor der noch offenen Thür eine große Gestalt im Mantel, an dem der Wind zerrte. Eine Hand streckte sich mir entgegen und umfaßte mit heftigem Druck die meinige.

„Herr Major — —" Die Stimme versagte ihm.

„Schon gut, mein lieber Felsenberg! Grüßen Sie Sabine, wenn Sie heute mittag hingehen und ihr Jawort holen! Mein Brief wird Ihnen nachher gegeben werden. Leben Sie wohl!"

Die Thür wurde zugeschlagen, und dahin brauste der Zug. Gottlob, als es hell wurde, da waren wir nicht mehr in der Mark, und ich fing an, mich zu sammeln.

An Leeden schrieb ich von Berlin aus ein paar Worte,

die ihn aufklärten; er wäre sonst am Ende ganz wirr geworden beim Lesen der Verlobungsanzeige von Sabine Bayer mit dem Lieutenant von Felsenberg. Als ich in meine Garnison kam, war schon ein Brief von ihm da.

„Im ganzen bin ich nicht böse, alter Freund, ich habe Dich behalten. Aber nun wirst Du ja doch eine Familie haben, denn so, wie die Verhältnisse nach Deinem Schreiben zu liegen scheinen, stattest Du eine Tochter aus und bekommst einen Schwiegersohn. Gratuliere zum künftigen Großpapa!"

Ich lächelte ein wenig über seinen Scherz und ging in den drei gemütlichen Zimmern meiner Junggesellenwohnung umher. Da lag noch alles so, wie ich es verlassen hatte an jenem Tage, wo ich so eilig nach Wardelingen fuhr; Lenis verblichene Photographie stand auf dem Schreibtisch und sah mich an, als wollte sie sagen wie einst: „Nicht wahr, du nimmst dich meines Kindes an in schweren Stunden?"

Ich hab's gethan, Leni!

Dann ging ich in die Ställe und klopfte den Pferden den spiegelglatten Hals. Der Goldfuchs wieherte leise, er erkannte mich. Die Kinder des Hauswirtes kamen gelaufen und blickten mich an mit verlangenden Blauaugen. „Ihr armen Schelme, diesmal habe ich euch vergessen, ich habe nichts mitgebracht als leere Hände und ein leeres Herz — aber wartet nur, der Böhme holt euch etwas!"

Ach, und so allmählich, da wird's ja werden, der Mensch gewöhnt sich an alles. Da wird's ja wieder weitergehen, das Leben, auch mit dieser Wunde.

Und es ging weiter. Zur Hochzeit nach Wardelingen luden sie mich nicht ein, natürlich nicht, obgleich ich sie meinem Patenkinde ausrichtete. Vierzehn Tage später bekam ich ein Päckchen von der jungen Frau.

„Lieber Onkel! Vielleicht macht es Dir Freude, Mamas Tagebuch zu lesen, das sie für mich schrieb."

Weiter nichts. Ich schlug die Blätter auf; es waren Lenis liebe kleine Schriftzüge, und da fiel mein Auge auf eine Stelle, die durch ein bräunliches krauses Fleckchen, wie ihn Thränen auf dem Papier zu hinterlassen pflegen, bezeichnet war, und da las ich:

„Lasse Dich nicht bestimmen, eine Ehe einzugehen ohne echte wahre Liebe, mein Herzenskind! Du ahnst nicht, wie trostlos, wie jammervoll, wie erniedrigend das ist für eine Frau! Setze Deinen ganzen Widerstand denen entgegen, die Dich überreden wollen, äußerer Vorteile oder sonstiger Gründe wegen! Bleibe lieber allein, bleib arm und verlassen — Du wirst Dich glücklicher fühlen als mit einem Gefährten, den die Liebe Dir nicht zugeführt hat. Und wenn Du Dich nicht stark genug fühlst, Dich vor einer Ehe ohne Liebe zu schützen, so wende Dich an Onkel Viktor! Er wird Dir allezeit ein treuer Berater sein, ein zärtlicher Freund — er versprach es mir einst in einer Stunde, die die traurigste und glücklichste meines Lebens war."

Ich las nicht weiter.

Arme kleine Bine — der dich schützen sollte, war zugleich der Freier, den du nicht liebtest! Aber es ist ja dennoch gut geworden, er hat dich vor sich selbst geschützt — wie schwer es ihm fiel, brauchst du und niemand zu wissen.

Und nach wieder zwei Jahren packte ich doch mal meinen Koffer — sie hatten mich ja schließlich mürbe gemacht mit ihren ewigen Quälbriefen — und fuhr nach Wardelingen.

Am Bahnhofe standen Felsenberg und Hella. Sie war ein schönes Mädchen geworden, aber noch immer die alte. „Donnerwetter" und „Parapluie" lebten noch; sie gingen vielleicht ein wenig wackliger und ihre Augen waren ein bißchen trübe, aber im ganzen war man wohlauf. Felsenbergs schönes Zigeunergesicht strahlte vor Freude, als er mich sah.

„Er ist ganz toll vor Seligkeit über den Schreihals,



Onkel," berichtete Hella achselzuckend, „die Bine und er knieen abwechselnd vor dem Bett der Prinzessin und würden ihr die Sterne vom Himmel holen, wenn sie danach verlangen würde; 's ist kaum zum Ansehen!"

„Und wie geht es Tante Klara als Urgroßmutter?“ fragte ich, zwischen beiden hinschreitend.

„Sie macht keinen Anspruch auf diesen Titel,“ erklärte Hella. „Wenn du's mit ihr verderben willst, brauchst du sie nur so zu nennen; sie hat dir ohnehin deinen damaligen Streich nicht vergeben, Onkel Viktor.“

Und das unartige große Mädel drängte sich an mich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Er läßt sich ja gar nicht dreinreden von ihr, weißt du, und ein bißchen knapp geht's ja doch zu, wenn auch Bine prachtvoll einzuteilen versteht. Wenn Bine die Frau Major von Brenken geworden wäre, hätte es Großmutter doch besser gepaßt. Uebrigens,“ fügte sie laut hinzu, „übrigens, Onkel, du hast ja graue Haare und siehst so gemütlich aus, zum Küssen nett, Onkel!“

Das mußte wohl auch im alten Brenkenhause eine schöne junge Frau finden. Eine liebe lichte Gestalt kam mir entgegengeflogen die Treppe hinunter, durch den dämmerigen Flur. „Onkel! Lieber, lieber Onkel!“ Und die frischen Lippen berührten die meinen, und tiefe thränenschimmernde Augen blickten mich an. Mein Gott, mein Gott, wie glich sie doch ihrer Mutter!

Und droben zog sie mich an das einfache blau verhängte Bettchen, und er und sie standen da mit so seligem Stolz, daß einem das Herz weich werden mußte vor so viel Menschenglück.

Was that es denn, daß Tante Klara grämlich und alt in ihrem Stübchen unten saß und über Entbehrungen klagte, die sie sich in ihren alten Tagen auferlegen mußte. „Siehst du, Viktor,“ sagte sie, „wenn du Sabine geheiratet hättest, dann wäre alles besser; du wärst glücklich geworden und wir mit!“

„Tante, vielleicht hätte sich Bine schon zu Tode gegrämt neben mir.“

„Ach, so ein dummer sentimentaler Schnack," sagte sie ärgerlich, „gerade, als hörte ich Leni sprechen!"

„Na, sei gut, Tantchen," bat ich, „und mach' dich zur Taufe morgen recht fein; weißt du, so fein wie damals, als Bine getauft wurde!"

„Hat sich was — das lohnte!" murmelte sie. „Wer kommt denn? Der Kommandeur, weil Felsenberg Regimentsadjutant ist, und der Rittmeister Werner, das ist alles! Und auf Trüffelpüree brauchst du dich nicht zu spitzen; sei froh, wenn du Kälberbraten bekommst!"

„Ich würde es den Kindern sehr übelnehmen, wenn sie Trüffeln geben würden, und müßte ihnen als Papa die Zulage beschneiden. Ist der Werner ein netter Mann?"

„Auch so einer, der denkt, er könne heiraten mit seinem Gehalt als Rittmeister. Wenn Hella so dumm ist, mir kann's recht sein, ich lebe nicht mehr lange genug, um das ganze Elend mit anzusehen."

Na, wenigstens vorläufig war von Elend nichts zu merken.

Die jungen glücklichen Eltern hatten ihr einfaches Tauffest so allerliebst angeordnet, daß man sich wohl fühlen mußte. Die Rede des Pastors war schlicht und herzlich, die Bine sah in ihrem weißen Kleide frisch und überselig aus, und die kleine Leni guckte mit lustigen blauen Aeuglein in die Welt. An schwarze Schatten war gar nicht zu denken.

Und nach Tische trommelte Hella einen Walzer, und Felsenberg nahm seine Bine in die Arme und schwenkte sie herum. Kein andrer kam und saß mit ihr an der Wiege ihres Kindes und sah sie heiße Thränen weinen und las ihr das Geständnis ihres Unglücks aus den Augen — nein, sie liefen beide zusammen in die Kinderstube, und eng umschlungen kamen sie zurück.

Und da dachte ich, wie ich einst am Bettchen dieser jungen Mutter mit ihrer Mutter gesessen, und dachte, wenn

ich Sabinens Gatte wäre und das Kind mein Kind und wenn sie plötzlich sich an die Wiege der kleinen Leni geflüchtet hätte mit dem Manne, dem sie meinetwegen entsagte, und dort heiße Thränen geweint um ein verlorenes Glück — Herr Gott, das hätte schlimm werden können!

Aber er wäre ja nicht mehr unter den Lebenden! Und ich dachte an den Abend, wo er sein Taschentuch über die Pistole warf.

Nein, es war besser so — ich hatte mein Versprechen gehalten.



Franziska von Schlehen.





Es ist ein Sonntagnachmittag im März. Draußen schneit es, der Wind treibt die Flocken vor sich her, kleine scharfe Flocken, die wie glitzernder Staub in dem vereinzelten Sonnenstrahl flimmern, der aus dunklem Gewölk lugt wie verwundert über das garstige Winterwetter, das von Rechts wegen dem Januar, aber nicht dem März zukommt. Die Hyazinthen und Krokus zwischen den Doppelfenstern sehen ganz gemütlich in das Schneetreiben; sie wissen, es schadet ihnen nichts. Sie sitzen wie vornehme Damen hinter den durchsichtigen großen Glasscheiben.

Es ist entsetzlich einsam um mich; Besuch kommt nicht, ich weiß es. Es ist ein Wetter, bei dem man nicht gern ausgeht, und sonntags hat auch jeder etwas vor — der eine dies, der andre das in der Familie, und wer keine Familie hat, muß sich ins Alleinbleiben fügen. — Was beginnen? Ei, wühlen wir in alten Erinnerungen!

Ich nehme einen Schlüssel und will den Kasten des Schreibtisches öffnen, in dem Briefe längst vergangener Zeiten ruhen; da fällt mein Blick auf eine Photographie an der Wand, ein recht unansehnliches Bild in schwarzem Rahmen, und sehr verblaßt, denn es ist dreiundzwanzig Jahre alt; eine verblichene rosa Schleife hält es am Nagel.

Sonderbar, das Bild hängt dort jahraus, jahrein, ich sehe es täglich und beachte es so selten. Nun nehme ich es herunter und wie ich es so betrachte, treten mir plötzlich Thränen in die Augen. Ach, du schöne goldene Zeit, der es sein Entstehen verdankt, in der die kleine verblichene Schleife noch rosenrot war und von dem kurzen Aermel meines ersten Ballkleides flatterte, goldene Zeit, wo bist du geblieben!

Sieben junge Mädchenköpfe heben sich ab von den straffen Falten eines Ateliervorhangs, vor dem wir malerisch gruppiert waren vom Herrn Photographen Hans Eyler am Schloßberg in der alten guten Stadt R., wo ich meine erste Jugend verlebte. Und wir sieben bildeten „das Kränzchen". Eine harmlose Mädchenbande sind wir gewesen, glücklich und fröhlich wie die Fischchen in der Berbe, dem kühlen rauschenden Gebirgsfluß, der an unserm Städtchen vorüberströmte.

Auf all diesen Gesichtern liegt Daseinsfreude, aus all diesen glänzenden Augen blickt ein Träumen von künftigen seligen Tagen, um jeden Mund zuckt das Lachen, das herzliche helle Lachen der Jugend. Die dort, die kleine Blasse, ist Julchen; die Brünette Doris; jenes schelmische Stumpfnäschen Selma und jenes schöne schlanke Geschöpf ist Franziska; da ist Röschen, da Minchen und da bin ich.

Was hat uns das Leben gebracht? Nun, sie sind fast alle recht und schlecht auf ihren Bahnen gewandelt, jede hat ihr Päckchen zu tragen. Die meisten besitzen einen braven Mann, haben jetzt nahezu erwachsene Kinder, nennen ihren Gatten gemütlich „Mein Alter", wenn sie von ihm sprechen, und denken an künftige Schwiegersöhne. Alljährlich zum Geburtstag erinnert man sich der Kränzchenschwestern und teilt in einem Gratulationsbrief gleich mit, daß noch alles beim alten sei, daß freilich die Kinder wieder krank gewesen und daß man allmählich graue Haare bekomme, sonst aber, Gott Lob und Dank! nicht klagen könne.

Ja, wir wissen untereinander genau, wie es bei uns aussieht, ist auch die eine hier-, die andre dahin verschlagen. Nur von einer wußten wir jahrelang nichts. Sie war anders wie wir alle und entschieden der Glanzpunkt unsres kleinen Kreises, die „schöne Franzi" mit dem wundervollen kastanienbraunen Haar und den klaren schwärmerischen Blauaugen.

Sie war auch die Lebhafteste, voll von tollen Einfällen und Launen; Franziska von Schlehen hieß sie. Ihr Vater hatte ein großes Gut gehabt und war nun, nachdem er dasselbe seinem Sohne übergeben hatte, mit Frau und Tochter in die Stadt gekommen, wo er ein hübsches altertümliches Haus erwarb. Hinter diesem Hause breitete sich ein schöner Garten aus, der bis zum Flüßchen reichte, auf dessen andrer Seite der weite Schützenplatz lag, der jedes Jahr vierzehn Tage lang zur Zeit des Vogelschießens in eine bunte lustige Zeltstadt verwandelt wurde.

Die älteste Schwester war schon verheiratet; die Franzi ward auf Wunsch ihrer Mutter eines Tages feierlich in unser Kränzchen aufgenommen. Die Mutter starb aber, als Franzi kaum zweimal in unserm Kreise geweilt hatte, und ihr Tod und Begräbnis rührte eine Menge Stadtklatsch auf: Herr von Schlehen habe sie gegen den Willen seiner Familie geheiratet; sie sei irgend etwas „Sonderbares" früher gewesen. Nach seiner Heirat habe Herr von Schlehen sich gänzlich von allen Bekannten und sogar von seiner Familie zurückgezogen, um mit seiner jungen Gattin auf seiner einsamen Besitzung zu leben; einige Leute wollten sogar wissen, daß die Baronin von Schlehen tief melancholisch gewesen und nur hie und da einmal zu lichten Augenblicken erwacht sei, und daß sie grausam gelitten habe unter dem Stolze ihres Mannes. Bestimmtes wußte jedoch niemand.

Vier Wochen lang nach dem Tode ihrer Mutter erschien Franzi nicht in unserm Kränzchen, dann kam sie wieder, in

tiefer Trauer natürlich, und das schöne, tiefgebeugte Mädchen ward nun förmlich verhätschelt. Wir standen sämtlich im achtzehnten Lebensjahr, nur sie hatte bereits den achtzehnten Geburtstag gefeiert. Wir kannten sie damals noch wenig, aber sie war unsäglich interessant für uns.

So allmählich taute sie denn auch auf, und ein Vierteljahr später wurden wir feierlichst durch den alten Kutscher der Schlehens von Franzi zum Kränzchen eingeladen.

Wir waren natürlich äußerst gespannt, die freiherrliche Häuslichkeit kennen zu lernen, und staunten alles an, die vornehme Einrichtung des Hauses, die geschnitzten wappenverzierten Möbel, die Familienbilder, das Silberzeug, die Teppiche, selbst das geräuschlose Walten des Dieners. Am meisten entzückte uns aber der herrliche Garten, in dem die Trauben gerade reiften. Wir fanden den Gartensaal großartig mit seinen gemalten Wänden, auf denen die Geschichte von Paul und Virginie dargestellt war. Was mir indessen am allerbesten gefiel, war die Aussicht von dem Platze unter den Linden auf die Schützenwiese jenseit des Flusses.

„Höre, Franzi, du mußt nächstes Jahr zum Königsschießen das Kränzchen nehmen," schlug Doris vor, „da können wir hier alles beobachten." Und wir andern stimmten ein.

Franzi lachte. „Wenn es der Vater erlaubt! — Er ist so grimmig über das ganze Fest, denn im vorigen Jahre sind ein paar Männer, von solcher Schaubude wißt ihr, über die Verbe gekommen, um sich das Gemüse für ihr Diner zu stehlen."

„Wie haben sie denn das angefangen?" fragte Selma.

„Als ob das ein Kunststück wär'," antwortete Franzi, „die Verbe ist ja keine zwei Fuß tief an dieser Stelle."

„Das ist ja unheimlich," meinte ich.

„Papa will diesmal wachen lassen im Garten; ich hab' dem Peter, unserm Kutscher, schon eine Tracht Schläge prophezeit."

„Nun, ich danke! — der Schlagtot!“

„Aber die Gewandtheit von solchen dagegen!“ rief sie.

„Ich habe Furcht vor dieser Menschenklasse,“ bemerkte Doris, die eine sehr ängstliche Mutter besaß.

„Ich gar nicht!“ erklärte Franzi, „ich war sogar einmal drauf und dran, mich in einen Kunstreiter zu verlieben.“



Wir lachten sämtlich aus vollsten Herzen.

„Es ist, bei Gott! wahr,“ beteuerte sie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Wo denn? Du warst doch immer auf dem Lande?“ fragte ich.

„Nicht immer,“ antwortete sie leise, und ein zartes Rot färbte ihr blasses Gesicht, „ich war eine Zeit lang in Braunschweig bei meiner Tante.“

„Aha! Und deshalb bist du eins — zwei — drei wieder nach Hause spediert!“ neckte Minna.

„Bitte sehr!“ rief sie heftig, „ich kam, weil Mama Sehnsucht nach mir hatte!“ Und jetzt war sie sehr blaß.

„Mein Gott, du erzähltest es ja neulich selbst, daß du Hals über Kopf abgereist bist,“ entschuldigte sich die kleine Blondine.

„Wißt ihr,“ nahm nun die verständige Doris das Wort, „in unsern Kränzchenstatuten ist geschrieben, daß wir uns einander nichts verheimlichen sollen. Kommt in die Stube, und Franzi erzählt uns die Geschichte.“

„Ich weiß nichts zu erzählen,“ sagte diese barsch, „aber du hast recht, unser Creme wartet und Papa schenkte mir in Anbetracht der Herbstkühle ein Fläschchen süßen Ungarwein; es wird für jede ein Fingerhut voll darin sein. Also vorwärts!“

Als der Creme im erhellten Zimmer verspeist und das Liqueurglas — es war gerade genug Wein darin, um uns in eine angeregte Stimmung zu versetzen — ausgetrunken war, sagte Doris plötzlich zu unsrer reizenden Wirtin: „Weißt du, Franzi, die Kunstreiteridee ist doch zu dumm; wenn du Pferde liebst und einen heiraten möchtest, der damit zu thun hat, verliebe dich doch in einen Husarenoffizier!“

Franzi warf den Kopf zurück. „So reizend, wie der war, gibt's gar keinen Husarenoffizier!“ rief sie schnell, verstummte dann aber jäh, denn der alte Baron von Schlehen und seine Schwester, die schon vor dem Tode der kranken Frau dem Hause vorgestanden hatte, traten ein, uns zu begrüßen.

Nie wieder habe ich ein so schönes altes Geschwisterpaar gesehen. Er, noch immer ein stattlicher Mann, obgleich schon an die Siebzig, gab so recht das Bild eines Kavaliers: etwas still, unnahbar, voller Artigkeit und etwas — etwas sehr stolz. Es ging überall die Rede, daß er seine Einwilligung zur Verheiratung der ältesten Tochter mit einem bürgerlichen Gutsnachbar erst nach jahrelangen Kämpfen gegeben habe, erst dann, als die Tochter in eine schwere Krankheit verfiel, und daß er jetzt noch mit auffallender Kühle von dieser Verbindung spreche.

Die Schwester, sein Ebenbild, war noch aristokratischer,

noch stolzer, obgleich sie mit gewinnenden Worten die Freundinnen Franzis bewillkommnete.

Wir blieben stumm und verschüchtert wie die Spatzen, solange die alten Herrschaften zugegen waren, und beantworteten leise die Fragen, die uns vorgelegt wurden. Wie wir dasaßen, entstammten wir der Reihe nach bürgerlichen Familien und duckten uns schüchtern vor so viel Stolz und Vornehmheit. Die einzige, die die Stille unterbrach, war ich, als ich bei



dem Gedanken an Franzis Kunstreiterliebe in ein kurzes, nervöses Lachen ausbrach; wie mich dann der verwunderte Blick des alten Herrn traf, schwieg ich, purpurrot, still und beugte mich über meine Handarbeit.

Nach einer Viertelstunde waren wir erlöst. Wir machten den Hinausschreitenden — der alte Herr bot seiner Schwester dabei ritterlich den Arm — unser vorschriftsmäßigstes Kompliment und atmeten auf. Am meisten Franzi; sie streckte sich im Sessel und machte „Puh!“ indem sie sich mit dem Taschentuch Kühlung zufächelte.

„Bist du so erhitzt?“ fragte eine von uns.

„Mir ist immer heiß in Gegenwart der Tante. Eigentlich sollte mir kalt sein, aber ich muß immer so an mich halten, daß ich nicht mit den Füßen stampfe und einen Schrei thue, wenn sie so unnahbar dasitzt. Es prickelt mir bis in die Fingerspitzen, ich möchte irgend etwas beginnen, das sie aus der Fassung bringt, aus dieser großartigen, steifleinenen, gräßlichen Fassung, die sie als ‚guten Ton‘ bezeichnet.“

Das schöne Gesicht sah förmlich erbost aus.

„Ich wollte es einer jeden von euch wünschen,“ fuhr sie fort, „nur einmal vierundzwanzig Stunden lang hier leben zu müssen mit dem sogenannten ‚Anstand‘, aber ihr hieltet selbst diese vierundzwanzig Stunden nicht aus. Ach und ich, die ich in meinen Kinderjahren ein heimliches Freundschaftsbündnis hatte mit den Töchtern von Papas Schafmeister und kein größeres Glück kannte, als meiner Gouvernante davonzulaufen in den dichtesten Wald hinein, wo der alte Holzknecht Gottlieb seine in der Asche gebratenen Kartoffeln mit mir teilte — ich sitze nun hier in dem alten Hause, unter den Augen der Tante, und dieses Haus steht in dem erbärmlichsten Krähwinkel der Welt, und ich habe nichts, nichts als den langweiligen Garten, und —“

„Aber du hast doch uns!“ sagte ich vorwurfsvoll.

„Doch nach welchen Kämpfen! Hätte nicht meine goldene kranke Mutter gesagt: ‚Egon, sie muß Jugendverkehr haben, erlaube ihr doch —‘ ich hätte nicht mithalten dürfen.“

Wir schwiegen, mehr oder weniger gekränkt.

„Wißt ihr,“ fuhr sie auf, „ihr braucht das nicht übelzunehmen; Papa sowohl wie die Tante wissen genau, daß ich mich lieber morden ließe, ehe ich mein Kränzchen hergäbe.“ Und sie bot der Nächstsitzenden die Hand, und mit Thränen in den Augen sah sie die andern an.

„Es war dumm, daß ich's euch erzählte, aber ich hatte

erst heute wieder einen Streit mit Tante; sie hielt es nämlich für nötig, von A bis Z bei uns zu bleiben während des Kränzchens, und da — da bin ich so heftig geworden."

„Aber wozu denn das? Bedürfen wir einer Aufsicht? Wir wollen doch unter uns sein?" fragte Doris.

„Nun, seht ihr wohl!" jammerte Franzi, „ich war so böse, so bös; ich habe erklärt, dann lieber das Kränzchen abzusagen, und da ist sie dann schließlich — weggeblieben."

Unser Entzücken über das freiherrliche Haus war etwas gemildert, und auf dem Nachhauseweg gestanden wir uns, daß wir „auch nicht auf der Straße gefunden", und daß unsre Väter hochangesehene Männer der Stadt seien, und daß dieselben mindestens ebensoviel bedeuteten wie der Freiherr von Schlehen. Natürlich sollte die Franzi, das arme Ding, nicht unter unserm Verdruß leiden.

Wir verzogen sie von Stund' an desto mehr, und da sie unsre Vergnügungen, unsre reizenden Waldausflüge, die Picknicks im Mondenschein, bei denen wir mit unsern Brüdern, den jungen Beamten und Kaufleuten des Städtchens tanzten, die Bälle und Gesellschaftsabende nicht teilen durfte, so hatten wir uns das Wort gegeben, ihr nicht mit einer Beschreibung all dieser Herrlichkeiten das Herz schwer zu machen. Der Freiherr hatte sich bei unsrer sogenannten ersten Gesellschaft gar nicht eingeführt. Die Geschwister verkehrten nur in den drei adligen Familien, die unser Städtchen aufzuweisen hatte. Die eine bestand aus einem Ehepaar mittleren Alters, einem pensionierten Offizier, der sich der Billigkeit halber hierher zurückgezogen hatte, in Anbetracht einer Kinderschar von fünf Buben und vier Mädchen, von denen das älteste erst vierzehn Jahre zählte. Die ganze Stadt wußte, daß es den Leuten schlecht ging, und glaubte der Frau Hauptmann nicht, wenn sie versicherte, daß sie Mehlsuppe für gesünder halte als Fleisch.

Das Oberhaupt der zweiten Familie war ein russischer adliger Herr, der hier kleben geblieben war, weil seine Frau auf der Reise in unserm Städtchen starb und begraben ward. Er hatte einen stark verwachsenen Sohn, der das Gymnasium besuchte, und außer mit Schlehens verkehrte er mit niemand.

Dann war noch die alte Freifrau von Berlewitz, eine prächtige Dame, die gar gern in unsre Häuser kam mitsamt ihren sieben ältlichen Baronessen, welche gar kein Hehl daraus machten, daß sie sich ihr Taschengeld mit Handarbeit verdienten. Da aber die jüngste bereits achtunddreißig zählte, so hatte Franzi an diesen verblühenden Rosen auch keine Freude und schmachtete lieber einsam weiter.

Außer bei diesen drei Familien hatte Herr von Schlehen noch beim Landrat Besuch gemacht, und da besagter Landrat mein Onkel war, so hatte ich den besondern Vorzug, auch außerhalb des Kränzchens zuweilen Franzi zu empfangen und mitunter durch Peter ein Zettelchen zu erhalten: ‚Komm, ich bitte dich, ich sterbe vor Herzenseinsamkeit!‘ — Zu einer richtigen Freundschaft kam es jedoch so recht nicht; die Franzi hatte etwas, das mich anzog und abstieß zu gleicher Zeit.

Eine furchtbare Leidenschaftlichkeit steckte in diesem Mädchen; manchmal meinte ich, die Flammen in ihrer Seele müßten den zarten Körper verzehren; und dann, es war so etwas Eigentümliches dabei, etwas, das ich nicht kannte und das mich rot werden ließ, ohne daß ich es verstand.

Uns war ja der Lebensweg so einfach vorgezeichnet. Erst die Schule, dann die Hauswirtschaft, dann der Freier in Amt und Würden, die es ihm möglich machten, eine Familie zu ernähren, endlich der Traualtar u. s. w. Daß es andre Lebenswege geben könne, kam uns nicht in den Sinn. Franzi meinte, das sei spießbürgerlich! Sie wollte eine große Liebesleidenschaft; sie hatte „Werthers Leiden“ bei der Hand und las mir daraus vor, und dann hatte sie noch

ein Buch, Gott weiß woher? — das Verrückteste, was ich je las. Titel und Verfasser habe ich vergessen, aber es handelte von einer Grafentochter, die sich in einen schönen Räuberhauptmann verliebte und seinetwegen das väterliche Schloß und allen Glanz ihrer hohen Geburt verließ, um mit ihm in den Wäldern zu leben.

„Sei doch nicht komisch," sagte ich, „so etwas gibt's ja gar nicht mehr. Das ist ein Buch für alte Spinnstubenweiber."

„Das gäbe es nicht? Allerdings für euch nicht; ich aber bin keine Alltagsseele. Uebrigens mit einem Räuberhauptmann davonzulaufen, das ist ein bißchen stark, indessen — —"

„Am Davonlaufen selbst findest du also nichts?" fragte ich.

„Nein!" antwortete sie kurz. „Wenn man einen — sehr lieb hat, dann —"

„O, Franzi, Franzi!"

Sie antwortete nicht. Nach einer Weile begann sie von andern Dingen zu sprechen. —

Allmählich, bei öfterem Zusammensein, entrollte sich vor mir ein Bild ihrer Jugend auf dem alten Harzschloß, fern von jeglichem Verkehr, in der starren aristokratischen Abgeschiedenheit. Ich sah das Kind stundenlang von dem Fenster aus in die Ferne starren mit fragenden, sehnsüchtigen Blicken. Ich sah sie im Walde, stundenlang sich selbst überlassen träumend unter den Buchen, und ich sah sie in der Dämmerung des Wintertages heimlich in die Bibliothek huschen, um sich eines der Bücher mit in das Schlafstübchen zu nehmen, eines jener verderbten wahnsinnigen Werke, die ihr den schönen kleinen Kopf verdreht hatten. Die Mutter war krank, den Vater sah sie nur bei Tische, ach — und die Bonne besaß einen Liebhaber. Franzi hatte es schon als Kind gesehen, wie sie sich küßten, wenn ihr geheißen ward, Blumen zu pflücken. Und dann die Gouvernante! — „Du denkst wohl, Marie,

ich wußte nicht, daß sie ein Stelldichein hatte, wenn sie sich abends den Regenmantel umhing und zu mir sagte: ‚Schlafen Sie, Mademoiselle, ich bin in drei Minuten zurück; Sie müssen eingeschlafen sein, wenn ich wiederkomme!‘ O, du kannst glauben, um zwölf Uhr war sie noch nicht wieder da. Ich weiß auch, wer — aber Papa warf sie aus dem Hause; er wollte keine Gouvernante als Schwiegertochter.“

„O, ich mag nichts weiter wissen,“ bat ich, peinlich berührt von dem Gehörten.

„Und meine arme Schwester! Sie war so thöricht; ich hätte es ganz anders gemacht, ich hätte mich mit Rudolf heimlich trauen lassen, eines schönen Tages wäre ich fortgewesen. — Sie war böse auf mich, als ich ihr das riet, und grämte sich lieber zwei Jahre und mußte sterbenskrank werden, ehe Papa ‚ja!‘ sagte. Und Papa — ihm —“

„Zeige mir doch einmal das Bild deiner Mutter,“ bat ich. Und auf den Zehen schlichen wir uns ins Haus zurück — die alten Herrschaften waren just im Garten — und huschten die Treppe hinauf in das Zimmer des Barons. Es war ein großes Gemach; einzelne Möbel, der Kronleuchter, selbst Bilderrahmen waren aus Geweihen zusammengefügt. Ueber dem Schreibtisch hing das große Oelbild.

„Wie wunderschön!“ flüsterte ich und betrachtete die lebensgroße Figur der schlanken Frau im knappen Reitkleid, eine große Dogge zur Seite. Unter dem breitkrempigen federgeschmückten Filzhut schaute Franzis süßes Gesicht hervor, ähnlich zum Verwechseln, Zug für Zug, dieselbe Nase, der kleine blaßrote üppige Mund, das Grübchen im Kinn, die Blauaugen.

„Meine Herzensmutter!“ seufzte das Mädchen. „Sie war immer krank, sie empfing nie Besuch; ich kenne sie gar nicht anders als auf der Chaiselongue. Wir hatten uns so sehr lieb; Tante aber, die hat meine Mutter gehaßt!“ Die



„Wie wunderschön!“ flüsterte ich und betrachtete die lebensgroße Figur der schlanken Frau im knappen Reitkleid. (S. 132.)

Hände des Mädchens ballten sich. „Glaube mir, wäre Tante nicht gewesen, Papa hätte die Mama und uns ganz anders behandelt.“

Leise schlichen wir wieder hinunter.

„Gib mir mal deine Hand,“ forderte sie ein andermal, als sie mich mit verweinten Augen besuchte in der Dämmerung eines Juniabends.

Ich reichte ihr die Hand.

„So, ich danke dir! Du darfst keinem Menschen verraten, was ich dir jetzt anvertrauen will. Weißt du, ich halte es zu Hause nicht mehr aus, ich gehe fort!“

„Ums Himmels willen, wohin denn?“

„Das weiß ich noch nicht.“

Ich bat und beschwor sie, von ihrem Vorhaben abzustehen. Und ob sie meine Angst rührte, ob ich die richtigen Worte fand, ihr Herz zu bewegen — sie fiel mir mit Thränen um den Hals, versprach, solche Gedanken aufzugeben, aber ich müsse auch ihr versprechen, öfter zu kommen, ihr eine treue, verschwiegene Freundin zu sein. Mit achtzehn Jahren ist das Herz so edel gesinnt, so opferwillig, es glaubt noch an Wunder, die es vollbringen kann — ich beschloß, die Freundin zu retten.

„Franzi,“ begann ich, „du mußt vernünftig werden, du mußt nicht so viel lesen; arbeite etwas im Haushalt.“

Sie lachte. „Es ist alles verteilt, unsre Leute sind vorzüglich und ich fände nichts zu schaffen. Papa würde es auch nicht leiden, ebensowenig wie Tante.“

„Dann unterrichte ein paar arme Kinder, oder wir thun es gemeinschaftlich; willst du?“

„Ja, ja!“

Zwei-, dreimal war sie mit Feuereifer dabei; in der vierten Stunde erschien sie nicht. „Ach, Goldherz,“ schrieb sie zur fünften, „sei nicht böse, wenn ich nicht komme, mich

spannt es so ab, und die Kinder, die du ausgesucht hast, sind so gräßlich dumm!"

Ich sah mitleidig die kleinen flachsblonden Dinger an. Ja, freilich, Geduld war hier vonnöten, aber darin hatte ich ja meinen schönen Strudelkopf just üben wollen. Sie kam andern Tages, nicht im mindesten bekümmert, ob ich ihr Fernbleiben übelgenommen hatte oder nicht, und erzählte mir voll Ironie, sie seien gestern in einem Kaffee gewesen bei der Baronin Berlewitz, sie und die Tante, und die sieben alten Jungfern hätten dagesessen und andächtig der Unterhaltung der beiden ganz alten Damen gelauscht. Die alte Berlewitz habe von vergangener Pracht und Herrlichkeit geredet, und sie und Tante Bärbchen — Barbara hieß die Tante Franzis — hätten eine Unmasse gemeinsamer Bekannten entdeckt und seien schließlich in einen wahren Feuereifer geraten. „O, ich bin beinah gestorben vor Langerweile! Gott im Himmel, Marie, wenn ich hier auch so versauern soll wie die Berlewitzschen Baronessen — —"

„O behüte," tröstete ich, „du wirst schon in die Welt hinauskommen."

„Wie denn?"

„Ihr macht doch gewiß Reisen."

„Bewahre! Das gestatten unsre Verhältnisse nicht mehr, dafür hat mein Bruder gesorgt," antwortete sie bitter.

„Nun, dein Bruder macht als Erbe eurer Besitzung doch gewiß ein Haus?"

„Papa und wir — wir sind ja böse mit ihm, weil er — bah, was geht's mich an —"

„Ach so!"

„Nein, ich sehe keinen Ausweg, keinen; ich werde ein Schlafmittel einnehmen, damit ich meine Jugend verschlafe." Sie lachte. „Oder soll ich — —" Sie sah mich schelmisch an.

„Was denn?"

Sie kam mir ganz nahe. „Du, soll ich ihn nehmen?"

„Wen denn?"

„Den Pastor von Mühlen!"

„Himmel!" sagte ich und riß die Augen weit auf, und eine große Helligkeit erleuchtete urplötzlich meinen Kopf. Herr von Mühlen war ein junger Geistlicher, der seit einigen Monaten als zweiter Prediger unserm alten Superintendenten beigegeben war, ein stiller, ungelenker Mann, mit blassem Antlitz und langem blondem Haar, der zahllose Zuhörer in die Kirche lockte, denen er von der Kanzel herunter gehörig die Meinung sagte, nicht anders, als ob unser solides Städtchen ein Sodom und Gomorrha sei. Er suchte in seinem jugendlichen Glaubenseifer die Leute in ihren Wohnungen auf und hielt ihnen vor, daß sie den Sabbat nicht genug heiligten, wenn sie nachmittags spazieren gingen; er stiftete Jünglings- und Jungfrauenvereine und wußte genau, wer aus der Gemeinde am Sonntag beim Gottesdienst gefehlt hatte. Uebrigens war er ein Ehrenmann durch und durch und die ganze Stadt darüber einig, daß, wenn der Feuereifer einer kühleren Anschauung Platz gemacht, er ein guter Seelsorger und der beste Redner sein werde, der je auf der Kanzel zu St. Servatius gestanden habe.

„Der?" fragte ich. „Will der dich?"

„Das käme nur auf mich an," erwiderte sie. „Seit vierzehn Tagen ist er ja unser täglicher Gast; Papa und Tante und er sind ein Herz und eine Seele!"

Sie setzte sich an das Fenster meines Stübchens, und ehe ich etwas erwidern konnte, sagte sie: „Laß uns doch ein Stückchen spazieren gehen, es ist so herrlich draußen."

Meine Mutter gab die Erlaubnis und wir wanderten um die Wälle der Stadt, die zu einer Promenade umgeschaffen waren. An der Kirche St. Servatii blieb sie stehen; es war ein grüner stiller Platz, an dem die Promenade vorüber-

führte. Ehemals war es ein Friedhof, jetzt schmückten ihn noch alte köstliche Linden, die im ersten Grün schimmerten; darunter befanden sich steinerne Bänke, auf denen, neben einem greisen Mütterchen, das dort Luft schöpfte, einige Kinder



spielten. Die Kirchenthür stand offen, damit die warme Frühjahrsluft in das hohe Gebäude einziehe. Das Pfarrhaus lag still daneben mit seinen spiegelnden Fenstern, hinter denen die schneeweißen Gardinen der Frau Superintendent im oberen Stock leuchteten. Unten wohnte der Hilfsprediger, Herr von Mühlen.

„Schau," sagte sie, „von diesem Haus in die Kirche, und von der Kirchthür wieder in das Haus, das wäre dann mein Lebensweg."

„O, auf dieser kurzen Bahn liegt doch das Leben nicht, Franzi! Hinter jenen Fenstern wäre deine Welt, und sie kann in ihrer Kleinheit doch so groß und schön sein."

„Meinst du?" fragte sie und sah mich ernsthaft an. „Manchmal denke ich es auch," fuhr sie fort, „aber dann — dann ist's mir, als fielen die Mauern dieser engen Stadt über mir zusammen. Ach, ich glaube, ich bin verdorben, ich bin ganz verdorben zu etwas Gutem."

Sie war währenddem rasch weitergeschritten, und als wir wieder in die Promenade einlenkten, prallten wir hart an der Biegung der Allee mit Doris zusammen, und Doris ward plötzlich feuerrot.

„Wie kommst du denn daher?" fragte Franzi.

„Ich will zu Tante Rosemann," stotterte Doris.

Franzi lachte. „Das ist der nächste Weg, du kleiner Schlaukopf!" — Sie wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt. — „Du hast wohl St. Servatius mit St. Marien verwechselt?"

Doris hatte sich schon gefaßt. „Jeder kann gehen, wo er will," sagte sie.

„Richtig!"

„Ich habe euch ja auch nicht gefragt, wie ihr hierher kommt."

„Freilich!"

„Wir wollen spazieren gehen," schaltete ich ein und mußte Doris forschend ansehen. Sie würde sich doch nicht etwa für unsern jungen Pastor interessieren?

„Viel Vergnügen!" sagte Doris, sich kurz verabschiedend.

„Adieu!" riefen wir und gingen weiter.

Im nächsten Kränzchen war eine Spannung nicht zu verkennen.

„Ich denke, ihr gehört zu St. Marien?" fragte Franzi anscheinend harmlos Doris.

„Thun wir auch!" antwortete diese und sah an ihr vorüber.

„Wie kommst du denn da so oft nach St. Servatius?"

„Ich kann doch in diejenige Kirche gehen, welche mir paßt?"

„Natürlich — entschuldige nur, Doris."

Doris' Augen standen voll Thränen; ich glaube, sie hätte Gott weiß was darum gegeben, ein Pfarrkind von St. Servatius zu sein, um ihr Herzensgeheimnis besser hüten zu können. — —

Franzi saß Sonntag für Sonntag mit dem nämlichen blassen Gesicht im Kirchstuhl neben Tante Barbara, und Sonntag für Sonntag speiste der Pastor von Mühlen am Tische des Freiherrn von Schlehen.

„Franzi," sagte ich eines Tages — sie hatte mich zu sich bitten lassen und wir saßen unter der Linde in ihrem väterlichen Garten und plauderten — „sag' mal, wie steht's denn mit dir und Mühlen?"

Sie lag lässig in einem der tiefen Gartenstühle und schaute über die niedrige Mauerbrüstung nach der Wiese hinüber, wo eine Menge Arbeiter beschäftigt war, die Buden für das Schützenfest zu errichten. „Nun," erwiderte sie, „es wird wohl so kommen."

„Hat er dir seinen Wunsch gestanden?"

„Mir nicht, aber der Tante."

„Und du?"

„Nun, ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten bis — bis zum ersten August."

„Heute haben wir erst den zwölften Juli — ist er damit einverstanden?"

„Was soll er denn machen?" sagte sie. Und von etwas anderm sprechend, setzte sie hinzu: „Das wird ein schönes

Gedudel werden da drüben. — Sieh nur, sieh! Und diese riesigen Wagen, diese Wohnhäuser auf Rädern! Es mag ein ganz lustiges Leben sein, so durch die Welt zu karren. Schau, Marie, die haben ordentlich Blumen und Gardinen vor den Fenstern ihrer Räderhäuschen und, wahrhaftig! einen Kanarienvogel! — Kannst du erkennen, was an dem größten Wagen geschrieben steht?" fragte sie dann.

Ich blickte scharf hinüber, wo um eine der stattlichsten Buden eine förmliche Wagenburg stand. „Cirkus von Giacomo Arditi" las ich.

Sie antwortete nicht. Mit keinem Gedanken war ich je auf Franzis Aeußerung zurückgekommen, daß sie sich einmal beinah in einen Kunstreiter verliebt habe; auch in diesem Augenblick dachte ich nicht daran, sondern erst viel später fiel sie mir ein. — Wir sahen beide der alten Dame entgegen, die in Begleitung des Herrn Pastors von Mühlen würdevoll den Gang daherkam.

Sie nahmen Platz bei uns im Schatten der Linde.

Es war ein warmer, wonniger Nachmittag. Drunten — das Ufer fiel hier steil ab — rauschte das Wasser Kühlung herauf, die Wiese lag im vollsten Sonnenlicht und die lustigen Stimmen der Leute klangen herüber; das bunte Bild war eingerahmt von hohen Bäumen, hinter denen die nicht allzufernen Berge aufragten.

„Da hält wieder der Teufel des Genusses seinen Einzug," sagte Tante Barbara mit einem schiefen Blick auf die Arbeiter, die unter lautem Zuruf eine mächtige Leinwandplane über den Cirkusbau befestigten. „Da geben die tollen Menschen ihre paar Notgroschen aus," fuhr sie fort, „und ihre Gotteshäuser lassen sie verfallen. Wie denken Sie über diese Volksfeste, Herr Pastor?"

Aber der antwortete nicht; seine blauen stumpfen Augen sahen innig begeistert und so scharf, wie die Brillengläser es

zuließen, nach dem schönen Mädchen hinüber; er war so in ihren Anblick versunken, so ganz Verliebter und so wenig zur Askese und Verdammung geneigt, daß er auch Tante Barbaras Hüsteln jetzt nicht vernahm.

„Hm! hm!“ machte diese noch deutlicher.

Er fuhr empor mit einem erschreckten: „Ja, ja, gnädigste Baronin — die Bibel sagt — — —“

Aber was sie in diesem Falle sagt, blieb uns verborgen, denn drüben auf der Wiese sprengte ein Reiter dicht bis ans Wasser heran, ein eleganter schlanker Mensch auf einem Schimmel von offenbar vorzüglicher Rasse; der seidige Schweif des Tieres streifte fast den grünen Boden. Es war, obwohl man ihm ein gewisses Alter ansehen konnte, noch immer bildschön und trug den herrlichen kleinen Kopf so stolz und hob die schlanken Füße so graziös — einstmals mußte es von unschätzbarem Werte gewesen sein. Und der, der drauf saß, war ganz eins mit dem Tiere; man hätte sich einen vollendeteren Reiter kaum denken können. Offenbar sollte das Tier bewegt werden, denn der Cirkus war noch nicht fertig, und so genossen die hier Versammelten eine kleine Schaustellung, die jeden Kenner entzücken mußte.

Dann kam ein Mann gelaufen und rief dem Reiter zu: „Herr Arditi, der Zimmermeister will Sie sprechen!“ und in einem wahnsinnigen Galopp stürmte das Pferd dort hinüber.

„Bravo!“ sagte der Freiherr, der gerade herzugetreten war, und sah mit eigenartigem Schimmer in den Augen dort hinüber; und dann begann er eine ziemlich verworrene Erzählung — fast als spräche er zu sich — daß dieser Schimmel da ganz dem ähnlich sei, den er vor Jahren — kann jetzt nicht mehr leben — bei Renz gesehen, und für den er einen wahnsinnigen Preis geboten habe. „Wollte ihn als Damenpferd für — na — für eine Dame,“ fuhr er fort, „die erste

Reiterin im Cirkus ritt ihn damals in der hohen Schule — — Nicht hergegeben das Tier, war auch gut — — hat seine Reiterin auf dem Gewissen — abgeschleudert mit Kopf gegen Barriere, auf dem Fleck mausetot."



„Ein schreckliches Ende!" sagte Tante Barbara, ihrem in Erinnerungen versunkenen Bruder einen zornigen Blick zuwerfend.

„Ein schöner Tod," behauptete Franzi, „so in der vollsten Kraft, aus dem herrlichsten Lebensgenuß hinaus —"

Der junge Pastor räusperte sich.

„Wir beten alle Sonntage: ‚Bewahre uns vor einem schnellen unbußfertigen Tode!‘“ sprach die Tante.

Franzi senkte errötend den Kopf und warf mir einen hilfeflehenden Blick zu.

Herr von Mühlen empfahl sich bald, auch meine Zeit war gekommen. Einen Augenblick blieb ich noch zurück bei Franzi; die sah mit gerunzelten Brauen der hageren Gestalt des Geistlichen nach, um dessen eckige Glieder der lange Gehrock so unschön wie möglich flatterte.

„Ach, Marie, ich bin schlecht, ich bin schlecht,“ sagte sie, „jetzt schreit alles in mir: ‚Nein! Nein!‘ — Paß nur auf, wenn ich ihn nehme, da gibt's ein Unglück, ein großes Unglück!“

„So sprich ‚nein‘! wenn das deine Meinung ist.“

„Ja, du hast recht! Aber sieh, ich habe eine so schreckliche Sehnsucht nach Frieden, nach Sonnenschein, der durch helle Fenster in ein trautes Zimmer leuchtet, nach jemand, der gut ist, so recht herzensgut, der sagen könnte zu mir: ‚Meine arme kleine Franzi, ich bin ja bei dir‘ — an dessen Brust ich meinen dummen wilden Kopf lehnen und mir alles das, was hier sitzt“ — sie faßte nach dem Herzen — „ausweinen könnte.“

Sie sah in diesem Augenblick so jammervoll aus, daß ich die Arme um sie schlang. „Arme kleine Franzi, da nimm ihn doch; gut ist er, sehr gut — glaube es mir!“

Sie legte die Hände vor das Gesicht und die Thränen liefen ihr durch die Finger. „Ja, ja, das ist er, und vertrauenerweckend auch, und eine feste Hand hätte ich so nötig — aber — aber — —“

„Aber?“

„Ach Gott, wenn er nur ein bißchen hübscher wäre!“

Ich mußte, obgleich ich ärgerlich wurde, doch lachen. „Ach, du Kindskopf du!“ schalt ich. „Mach', was du willst!“

„Geh nicht so böse fort!“ bettelte sie, neben mir her schreitend und sich die Thränen abwischend.

„Nein, nein! Auf Wiedersehen! Bring' dein Herz zur Ruh', sage ‚ja‘! Etwas Abgemachtes bringt Frieden.“

Sie seufzte und sah zu Boden, und als ich die Hausthür schloß, sah ich sie noch in dem großen dämmernden Flur stehen.

Ein paar Tage später war das Schützenfest im vollsten Gange. Das Städtchen stand fast auf dem Kopfe, den Festplatz mußte man besucht haben, auch wir wollten natürlich hingehen. Ueberall an den Straßenecken klebten riesenhafte Zettel mit Ankündigungen der Schaubuden, der Cirkuszettel aber übertraf alle an Größe und greller Farbe.

„Es soll famos da sein,“ sagte mein Bruder, der Primaner, „heute abend gehe ich hin. Ein Parforcereiter ist da — alle Achtung!“

Mein Vater wollte Mama und mir auch Plätze kaufen, ich weigerte mich aber mitzugehen, denn ich habe mein Lebtag vor Pferden Angst gehabt.

Am andern Tage stand ein großes Lob über den Cirkus im Wochenblättchen.

Nachmittags war das Kränzchen bei mir; Herr von Schlehen hatte seiner Tochter, angesichts des Treibens hinter seinem Garten, nicht erlaubt uns einzuladen, und so saßen wir in unserm Garten, der keinerlei Aussicht bot, als auf die Rückseite von Scheuern und Häusern, und tunkten ehrbar unsern Zwieback in den dünnen Kaffee; starker schadet dem Teint, sagten unsre Mütter.

Als es Abend ward, kam Peter, um die Baronesse abzuholen. Sie flüsterte mir zu: „Widersprich nicht!“ dann sagte sie laut: „Komm um zehn Uhr wieder, Peter, ich bleibe heut abend hier.“ Und Peter zog ab. Das hatte mir gerade recht gepaßt, denn meine Eltern waren zu einer Silberhochzeit

eingeladen, und mein Bruder befand sich auf dem Schützenplatz. Ich drückte ihr also voll Freude die Hand, als die andern gegangen waren.

„Das ist lieb von dir, Franzi."

„Ach was, ich bleibe nicht hier — du mußt mit mir kommen."

„Wohin denn?"

„In den Cirkus."

„In den Cirkus? Wir beide allein? Du, ich glaube, das geht nicht. — Und denke nur, du als angehende Frau Pastorin —"

„Ach, das ist's eben! Papa und die Tante haben mir einfach verboten hinzugehen. Ich will aber hin und du mußt mit; es wird uns niemand erkennen, wir nehmen Schleier um. Ich bitte dich, einzige goldene Marie, thue mir den Gefallen und komme mit — ach, ich bitte dich! Nie wieder will ich dich zu etwas verleiten, nur dies eine Mal, bitte, bitte!"

Sie quälte und bat, als hinge ihre Seligkeit davon ab. Ich ließ mich endlich beschwatzen und holte richtig ein paar alte Umschlagetücher, und mit Hilfe von Schleiern waren wir in wenig Minuten unkenntlich und schlüpften auf die Straße. Wir wählten den Weg um die Promenade. Unter der Lindenallee war die Dämmerung so tief, daß es unmöglich war, erkannt zu werden. Am Pfarrhaus von St. Servatius blieb ich stehen.

„Schau, er hat Licht," sagte ich.

„Ja, ja," antwortete sie, „laß nur — ich werde ja vielleicht noch oft dieses Licht mit ihm teilen — sprich jetzt nicht davon. Ich will — ach, Marie, ich will den andern nur noch einmal sehen, nur noch einmal!"

Atemlos stand ich in der feuchten Allee still. „Den andern?" stammelte ich.

Sie faßte meine Hand und zog mich vorwärts. „Ja,

den andern," flüsterte sie, „ich erzählte euch ja damals davon — von — ach, du weißt ja — er ist hier, ich erkannte ihn vom Garten aus. — Goldene Marie, ich thue ja nichts Böses, nur sehen, sehen muß ich ihn ein einziges Mal noch!"

„Den — den Kunstreiter?"

„Ja doch — wenn du ihn so nennen willst."



„Ich gehe nicht mit — bei Gott, ich gehe nicht mit!" rief ich außer mir.

„So laß es bleiben! — Wenn das deine Freundschaft ist —"

Sie wendete sich stolz ab; da lief ich ihr nach, ich durfte sie nicht allein gehen lassen, meinte ich. Was war es denn auch? Wir gingen in den Cirkus, einen Ort, den zu besuchen mein Vater selbst die Erlaubnis gegeben hatte, und — und — —

Wir befanden uns schon mitten im Gedränge des Schützenplatzes. Mir ward ganz elend zu Mut; der Bratwurstduft, vermengt mit dem Geruch der kleinen in Fett gebackenen Kuchen, die Ausdünstung einer unglaublichen Menschenmenge, der Geruch nach Oellampen und Pechfackeln, das Kreischen der Orgeln und der Mordgeschichtensänger, die Musik des Karussells, vermischt mit dem Brüllen der Ausrufer und den Glockenschlägen der Schaubuden, alles drang auf meine geängstigte Seele mit verstärkter Gewalt ein. Dazu das Gewimmel um mich, das Gedrängtwerden, das Durchwinden durch die Menge, die Dämmerung trotz des Mondscheins, die rohen Stimmen einiger Trunkener, ich war meiner selbst nicht mächtig. Hätte Franziska mich nicht so fest am Arme gehalten, ich glaube, ich wäre zu Boden gestürzt.

In der Nähe des Cirkus ward es stiller, ich möchte sagen, vornehmer. Die Wagen hatte man im Kreise darum aufgefahren, und aus dem Innern des großen Zeltes schallte Musik, dann Bravorufen; die Vorstellung hatte schon begonnen. Franzi zog mich nach einem Seiteneingang.

„Wo willst du hin?"

„Hierher, tritt nur ein!"

Wir kamen in einen verdeckten Gang, er schien nach den Ställen zu führen. Dort war die erleuchtete Manege. Ich sah eine Unzahl Menschenköpfe im Halbkreis, ich sah eine Reiterin im kurzen Röckchen auf dem Pferde stehend vorübergaloppieren — sie sprang gerade durch einen Reifen — dann hatte Franzi mich in eine Thür hineingezogen — ich befand mich vor einer steilen kurzen Treppe.

„Hinauf!" flüsterte sie, und nach einem Augenblick standen wir auf der Galerie für zwanzig Pfennig Entree. Zum Sitzen war es nicht.

„Ich gehe!" stieß ich entsetzt hervor — dann blieb ich doch.

In der Manege stand jetzt ein ungesatteltes Pferd, der Schimmel war es von neulich, und ein Mann in blauem Jockeyanzug schwang sich eben auf seinen Rücken, ein „Bild" von einem Menschen, ich mußte es selber anstaunen. Diese Schönheit! Machtvoll drang er auf mich ein, der Zauber der Persönlichkeit; die Menge, welche den geräumigen Cirkus gedrängt füllte, schien mit uns den Atem anzuhalten, es war ein eigenartiges, unbeschreibliches Schauspiel, dieses Pferd und dieser Mann. Was er alles that, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß es schön war, wunder=



schön, daß ich die zitternde Wonne des ganzen Publikums teilte, die sich, als er vom Boden auf das Tier sprang, das in rasender Carriere die Erde kaum berührte, in wahnsinnigen Beifall auflöste.

Aus Franzis Mund kam ein halberstickter Schrei, ich hatte es ganz deutlich gehört — dann war sie verschwunden. Ich merkte es erst, daß sie nicht mehr neben mir war, als ein



Clown die Manege mit einem nicht gerade zarten Witze betrat und ich sie zum Weggehen auffordern wollte. Ich stürzte das steile Treppchen hinunter in heller Angst. — Dort unten am Eingang zum Stalle stand sie, Franziska, Baronesse Schlehen! Der Schleier war ihr vom Kopfe gefallen, das dicke Tuch zurückgeglitten, die Hände hielt sie auf die Brust gepreßt und schaute ihn, den Kunstreiter, mit leuchtenden Augen an. Und er — er machte sich scheinbar an dem Araber zu schaffen, den schon ein Stallknecht am

Zügel hielt, und blickte zu ihr hinüber, verwundert, befangen fast.

Ich schüttelte sie angstvoll am Arme; da schickte sie sich an, mir zu folgen, aber ihr Kopf wandte sich wieder zurück und als auch ich zurückblickte, da sah ich ihn uns nachstarren mit dem nämlichen verwunderten Blicke, sah ihn mit respektvoller Verbeugung die kleine blau und weiß gestreifte Mütze abnehmen.

„Franzi, du bist wahnsinnig!“ stieß ich hervor. „Um Gottes willen komm, komm!“

Sie folgte mir wortlos, und ich — als ich zu Hause in unsre einsame friedliche Wohnstube trat, ich begann zu weinen wie ein Kind in meiner Herzensangst.

„Was ist denn geschehen?“ murmelte sie, „ich that doch nichts —“

„Doch, doch!“ rief ich.

„Marie, ich gebe dir mein Wört, er kennt mich nicht, er hat keine Ahnung, wer ich bin. Ich habe ihn in Braunschweig gesehen, habe all mein Taschengeld für den Cirkus ausgegeben, aber — was denkst du denn? Ich — ich — er gefällt mir eben nur, weiter nichts.“

„Und ist das noch nicht genug?“ stieß ich hervor. „Dir soll keiner mehr gefallen.“

„Ist denn das etwas Böses?“ fragte sie fast demütig. „Ich darf mich doch freuen über eine schöne Blume, über ein schönes Pferd, warum nicht über einen schönen Menschen?“

Ich antwortete nichts darauf. So saßen wir stumm am Fenster, bis Peter kam. Der Kuß, der heiße brennende Kuß auf meinen Mund, das war alles, was wir uns noch mitteilten, war auch das letzte auf lange Jahre.

Ich ahnte noch nicht, was sich nun entwickelte im dunklen Garten Franzis, unter den Linden am rauschenden Flusse. — Wir sahen uns nicht in den nächsten acht Tagen;

dann, ich weiß es noch wie heute, an einem regnerischen Mittwoch, einige Tage nach dem Vogelschießen, kam mein Vater vom Gericht und mein Bruder aus der Schule, und sie trugen uns die unglaubliche Kunde ins Haus, die mir das Herz stillstehen ließ vor Schreck.

„Denke dir — lieber Gott, das Mädel ist mir immer exaltiert vorgekommen — —"

„Wer?" fragte meine Mutter.

„Die Franzi!"

„Nun, er ist ein famoser Kerl," fiel mein Bruder ein.

„Denke dir, arme kleine Marie, die Franzi —"

„Franzi?" stammelte ich. Es war heute der erste August! Meine Gedanken flogen, wie Kraft suchend, zu dem Pfarrhaus, zu dem blassen, unschönen jungen Prediger.

„Die Franzi — vergiß sie, mein gutes Kind — ist auf Irrwege geraten — sie ist — es thut mir leid, daß es vor deine reinen Ohren kommt — sie ist mit dem Signor Arditi, dem Bruder des Direktors —"

„Futschi — futschikato!" sagte mein Bruder lachend.

Ich aber war ohnmächtig geworden.

Was ich damals gelitten habe, ich kann's nicht sagen. Meine Eltern brachten mich fort zu einer befreundeten Familie in eine größere Stadt; in der Heimat konnte ich nicht gesunden, weil mich alles an die verlorene Freundin erinnerte. — Wie Franzis Sippe es aufnahm, weiß ich nicht; aber ich erfuhr, daß ihre Mutter einst Kunstreiterin gewesen war, daß der Baron Schlehen sie gegen den Willen seiner Verwandtschaft geheiratet hatte und sie leidenschaftlich geliebt habe, die schöne Künstlerin. Diese Thatsache gab mir etwas wie einen Trost. Warum? vermochte ich nicht zu sagen, wohl weil ich gewissermaßen eine Entschuldigung für Franzis unerhörtes Thun darin erblickte.

Die Wogen ebneten sich auch über diesen Vorfall. Die

einzige, die am Hochzeitstag von Doris und dem Pastor von Mühlen an Franzi dachte, war vielleicht ich. Sie lebte sehr glücklich, die stille ernste Doris, mit ihrem Gatten, der jetzt so mild geworden war wie das Mondlicht am Himmel, und so duldsam mit den Fehlern der lieben Pfarrkinder. Er ist rund und stattlich, und Doris hat uns alle fünf Kränzchenschwestern einmal zu Paten gebeten. Von Franzi wurde grundsätzlich in unserm Kränzchen nicht geredet; sie galt bei allen als eine Ausgestoßene, nur ich dachte zuweilen noch an sie. Herr von Schlehen war fortgezogen, wir erfuhren nicht, wohin.

Die Kränzchenschwestern haben unsre Photographie, auf der wir noch alle sieben waren, vernichtet; mit Franzi wollten sie nicht einmal im Bild mehr vereinigt sein. Ich aber habe das Bild behalten. Ich fühle mich wie mitschuldig, nicht weil ich sie damals in den Cirkus begleitete, sondern weil ich ähnliche Empfindungen hatte wie sie, als ich ihr Idol erblickte, weil auch ich mich, wenn auch nur für einen Augenblick, von jenem Zauber bestricken ließ, der sie ganz verblendete.

Ich bin überhaupt aus der Art geschlagen; anstatt eine solide tüchtige Hausfrau zu werden, bin ich Schriftstellerin geworden, ohne einen braven „Alten“ und eine Stube voll Kinder. Aber ich zweifle ja nicht im mindesten daran, daß die andern das bessere Teil erwählten; sie bedauern mich wenigstens der Reihe nach, daß ich nicht ihren Lebensweg eingeschlagen habe.

Ich ziehe viel in der Welt umher, und vor kurzem, da fand ich — aber das muß ich eingehender erzählen:

Es war in einer großen Stadt am Rhein, und ich spazierte mit einer meiner Nichten über die Schiffbrücke. Ich dachte an alles andre, nur nicht an Franzi.

„Tante,“ fragte das zehnjährige Mädchen an meinem Arme, „gehst du einmal mit mir in den Cirkus?“

„Gewiß! Ist denn einer hier?“

„Ja, er kommt, Tante; die Wagen sind schon da.“

Es war auch so, und das Herz stand mir still, als ich an der nächsten Anschlagsäule las: „Cirkus Arditi“. — Franzi! Franzi! klang es mir durch den Sinn, Franzi, lebst du noch? Es wollte Abend werden nach einem heißen Sommertag; ein wahrer Goldglanz lag über dem Rhein,



in Scharen strömten die Leute zum Thore hinaus. Gedankenvoll schlenderte ich dahin.

„Tante,“ rief die Kleine, „ich habe ja vergessen das Band zu kaufen, das Mama haben wollte; komm noch mal mit in die Stadt.“

Ich ging mit ihr zurück durch die dämmernden Gassen und trat hinter dem Kinde in das Putzgeschäft. Eine Dame stand vor dem Ladentisch im Trauerhut, zierlich, schlank, in einem dunklen Kleide, sie schien mir so bekannt.

„Lächerlich!" sage ich mir, weil die Franzi mir gerade im Sinne liegt. Dann stutze ich — das ist ihre Stimme, diese eigentümlich verschleierte Stimme, die nur sie hatte.

Und nun wendet sie sich um — das ist das feine Antlitz, das sind die braunen Haare und vor allem die Augen, und doch so anders, ach, so anders die Züge, entstellt vom Weinen und gramgefurcht.

„Franzi!" sage ich leise, „kennst du mich noch?"

Sie sieht mich erstaunt an, sie kennt mich erst, nachdem ich den Namen genannt. Dann bricht sie in leidenschaftliches Schluchzen aus, dessen sie vergebens Herr zu werden sucht.

„Geh nach Hause," sage ich zu dem Kinde, „bestelle Mama, ich hätte eine Bekannte getroffen und käme nicht zum Essen." Dann wende ich mich um. „Komm, Franzi, ich gehe mit dir."

Sie folgt mir. — „Wir sind im Wagen," sagt sie, „ich weiß nicht — ob —"

„Ja natürlich!" sage ich rasch.

„Daß ich dich heute gerade finden muß — heute —" murmelt sie.

„Du bist in Trauer, Franzi, welcher Verlust betraf dich?"

„Der größte!" sagte sie leise. „Er — er —" und sie preßte das Tuch an den Mund, um einen Schmerzensschrei zu ersticken.

In dem wunderlichen Raume, den der Wagen bot, diesem schaukelnden engen Heim, das sie sich erwählt hatte anstatt des ehrwürdigen Pfarrhauses, saß ich neben ihr. Es befand sich Gott weiß was alles darin, Sofa, Tische, Stühle, Blumen, ein Kanarienvogel, Nähtischchen, Ofen, ach, ich erinnere mich nicht all dieser Gegenstände. Dort Lorbeerkränze und welke Sträuße, hier ein buntes Atlasjäckchen, Programme, Reifen, und mitten drin die trauernde Frau, ihre Hand in das Fell eines prächtigen weißen Pudels ver-



„Er ist schon auf dem Kirchhof," flüsterte sie, wieder in herzzerreißendes Schluchzen ausbrechend. (S. 157.)

graben, eines echten Cirkuspudels; und so heiß, so schluchzend, wie Doris auch nicht heißer würde um ihren Pastor schluchzen können, sollte ihn das Schicksal ihr entreißen.

„Franzi, wann starb er?"

„Heute früh!"

„War er lange krank, arme Seele?"

„Er stürzte in Köln bei der Vorstellung und — der Arzt meinte, es habe nichts zu bedeuten, und heute früh — da — auf einmal —"

„Armes Kind!"

„Er ist schon auf dem Kirchhof," flüsterte sie, wieder in herzzerreißendes Schluchzen ausbrechend — „ich konnte ihn nicht hier lassen."

„Hast du Kinder?"

„Einen Sohn!" Sie richtete sich auf. „Marie, du mußt ihn sehen — er ist so schön, so schön wie sein Vater."

Sie winkte aus dem Wagenfenster und nicht lange darauf trat ein junger Mensch von achtzehn Jahren ein. Schön ist er, ja sie hat recht, sehr schön; gut ist er auch, denn unbekümmert um mich fällt er seiner Mutter um den Hals, und beide weinen. „Wir hatten uns so lieb, wir drei," entschuldigte er sich dann gegen mich.

Draußen im großen Zelt hebt die Musik an zu spielen — die Vorstellung beginnt. Er ist gegangen, sie sitzt und brütet wortlos vor sich hin.

„Weißt du noch," fragt sie endlich, „wie du mit mir gegangen bist, als ich ihn sehen wollte?"

„Ja, Franzi, und tausend Vorwürfe habe ich mir gemacht darüber."

„Warum? Ich bin so glücklich gewesen, so glücklich! Ich wollte dir auch immer schreiben, aber — hättest du einen Brief von mir angenommen?"

„Ich? Ja — aber —"

„Aber die Deinigen nicht! Ich dachte es mir."

Und wie ich mich unwillkürlich umschaue, da hängt auch das Kränzchenbild dort. Himmel — was würde die Frau Pastorin für ein Gesicht machen, wenn sie sich in dem Cirkuswagen wüßte! dachte ich.

„Nur deinetwegen habe ich das Bild aufbewahrt," sagte sie, als hätte sie meine Gedanken erraten.

„Und war dir das Leben hier in dieser Umgebung nicht ein bißchen ungewohnt und schwer, Franzi?"

„Alles Leben ist schwer," sagte sie ernst, „aber ich bin glücklich gewesen, glücklich bis heute. Er war so gut und so fleißig und so treu und — ich liebte ihn."

Es war spät, als ich mich erhob; die Menge aus dem Cirkus längst heimgegangen.

„Uebermorgen früh begraben wir ihn," sagte sie, „ganz früh."

Da ging ich hin und habe auf dem taufeuchten Friedhof am Grabe dessen gestanden, der so gut, so fleißig und so treu war. Gibt's ein besseres Lob?

Dann ist sie weitergezogen. Ob ich ihr jemals wieder begegnen werde?

Als ich später einmal das Heimatstädtchen auf einer Harzreise berührte, vereinigte Doris das alte Kränzchen, soweit es möglich war, im Pfarrhaus; auch Minchen war zufällig anwesend. Sie hatte einen Offizier geheiratet und verlebte die Manöverwochen bei der Mutter; sie war so bleich und still, kaum wiederzuerkennen.

Wir schwatzten hin und her. „Kinder," sagte ich, denn ich dachte plötzlich an Franziska, „wißt ihr, wen ich am Rheine traf? Unsre Franzi."

Neugier, Achselzucken. „Na, erzähle doch!"

Und ich that es. Sie wurden still, eine nach der andern, nur Frau Doris hatte eine Thräne im Auge. Als ich geendet hatte, stand ihr Mann in der Thüre, er wandte sich rasch ab.

„Arme Franzi!" murmelte irgend eine.

„Ja, sie hat's nicht besser gewollt!" die andre.

„Man liegt, wie man sich bettet," erklärte Frau Julie,



und man sah es ihr an, daß sie sich recht bequem gebettet hatte auf dem schönen Rittergut ihres Mannes.

Minchen, die so blaß und zart und ernst geworden war in ihrer Ehe, flüsterte etwas — ich weiß nicht, ob ich es recht verstanden habe. — „So gut, so treu," wiederholte sie, „glückliche Franzi!"

Selma aber mußte auch etwas sagen. Sie zählte halblaut die Maschen an ihrem Kinderstrumpf, und eine neue Nadel beginnend, seufzte sie mit höchst zufriedener Miene: „Ja, ja, das Leben! Kunterbunt geht's zu. Gott sei Dank, daß man so etwas nur vom Hörensagen kennt."

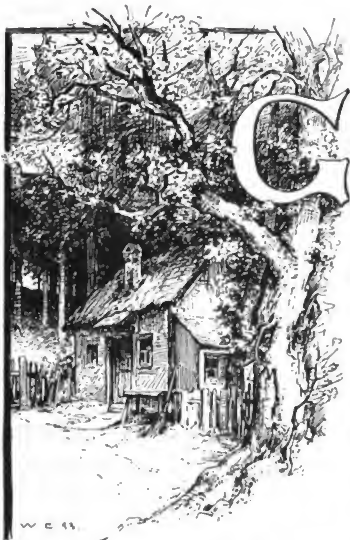
Sie hatte recht; sie steckte das ganze Jahr über das Stumpfnäschen nicht aus ihrer Wirtschaft heraus und war berühmt geworden wegen der tadellosesten Wäsche und der artigsten Kinder.

„Für dich aber,“ fuhr sie fort, „ist's natürlich ein gefundener Bissen, denn du bist ja Romanschriftstellerin, und suchest, was du verschlingest.“



Das Raupenhäuschen.





Ganz nahe der Oberförsterei liegt ein kleines Gebäude, von dem will ich hier erzählen. Auf dem Aquarell des stattlichen Hauses, das ich eben betrachte, kann man das winzige Ding nicht sehen; die Stelle aber, wo es steht, hat Onkel Leo, der Maler des Bildchens, über den Wipfeln der Bäume, die es verstecken, durch einen Vogel angedeutet, der mit ausgebreiteten Flügeln darüber schwebt, einen Vogel, der mit einem Storche große Aehnlichkeit hat und der nach Großmutters Ansicht das hübsche Bild verunglimpft, weil ihm Onkel Leo etwas in den Schnabel malte, das genau so aussieht wie ein Wickelkind.

Der Onkel hat zwar immer erklärt, es sei nicht seine Absicht gewesen, daß der harmlose Frosch, den Meister Adebar trage, so große Aehnlichkeit mit einem Büschekindchen habe, aber Großmutter pflegte ihm dann immer zu drohen: „Leo, sei still, ich kenne dich besser, du hast uns necken wollen.“

Das kleine Häusel hatte Großvater sich mit Hilfe des Dorfzimmermanns und eines Maurers nach eigener Idee gebaut, und zwar sollte es einem großartigen Unternehmen dienen — er wollte Seidenraupen züchten. Maulbeerbäume wurden in Reih' und Glied angepflanzt, und in dem Miniaturhäuschen, das so groß ungefähr war wie eine Bahnwärterbude — aber wie eine kleine, es enthielt nur zwei Räume — sollte der alte Hubert wohnen, ein angeblich gelernter Seidenzüchter aus Südfrankreich, der sich anheischig gemacht hatte, in ganz kurzer Zeit hervorragende Ergebnisse der Seidenzucht zu liefern, was aber von Großmutter mit einem leisen Kopfschütteln bezweifelt wurde.

Monsieur Hubert war eines Novemberabends in einem Wetter, das es unmöglich machte, ihn hinauszuweisen, vor die Thür des Forsthauses gekommen; weder der junge Oberförster, noch Anita, seine ihm erst vor kurzem angetraute hübsche Frau, hätte es vermocht. Er wurde also, nachdem er seinen Hunger und Durst gestillt hatte und mit trockenen Kleidern versehen war, in eine leere Gesindekammer gebracht, und bei dem Brausen und Tosen des Sturmes freute das junge Paar sich, dem Tode eine sichere Beute entrissen zu haben.

Monsieur Hubert freute sich jedenfalls auch. Er war von einer so rührenden Dankbarkeit und Anhänglichkeit, daß er am andern Morgen das Abschiednehmen vergaß, dafür aber dem Oberförster in des Wortes verwegenster Bedeutung Raupen in den Kopf setzte, und zwar so fest, daß selbst das Kopfschütteln der jungen Frau sie nicht wieder herauszubringen vermochte.

Ach, wie oft hat Großmutter in späteren Jahren noch den Kopf geschüttelt über ihres Mannes Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft und Leichtgläubigkeit! Monsieur Hubert verhalf ihr zu der ersten Erfahrung in dieser Beziehung, denn ihm

zuliebe wurde das Häusel erbaut; später hat es eine ganze Reihe wunderbarer Schützlinge meines Großvaters beherbergt; unendliche Plackereien und viel Aerger hat die bunte Gesellschaft ihren Wohlthätern gebracht und Großmutter hat Zeiten erlebt, in denen sie sich zuschwor, sie wolle das Raupenhäusel anzünden, damit sie endlich Ruhe habe, und ihr Mann auch. Aber dann kam doch immer mal eine Zeit, wo sie sich selber freute, daß sie im stande war, einem armen, vor Hunger und Kummer müden Menschenkinde eine Freistatt bieten zu können.

In dem Raupenhäusel haben sich ganze Romane abgespielt.

Monsieur Hubert war eigentlich nur als Gründer merkwürdig; ohne ihn wäre das Gebäude nie ins Leben getreten. Er hat es aber nicht lange bewohnt, der alte Franzose mit den funkelnden Augen unter den weißen Brauen. Seine Raupenzucht wollte nicht gedeihen in unserm nordischen Klima, die Cocons waren fleckig und wertlos, die Maulbeerbäumchen blieben zurück und gingen ein, und Großvater, der anfänglich mit brennendem Interesse den Veranstaltungen zugesehen hatte und unverdrossen den Geldbeutel zog, um von weither Raupenbrut sich schicken zu lassen, ward immer kleinlauter und sprach immer weniger von dem Seidenkleid, das seine Anita als Lohn für die Verpflegung des Alten bekommen sollte. Er ging immer seltener ins Raupenhäusel, und die Bekannten, die da kamen, sich das neue Unternehmen zu betrachten, wurden mit irgend einer Ausrede abgespeist. Zu sehen bekamen sie nichts, weil nichts da war.

Es sei eine Krankheit unter den nützlichen Tierchen ausgebrochen, berichtete Hubert endlich, „die kleine dumme vers à soie konnten nix leben in der Klima — alle tot — alle —“. Und ihrem Wärter, der kopfhängerisch in dem Raupenhäusel saß, in namenloser Angst, daß er den Wander=

stab weitersetzen müsse, ging's eines Tages wie seinen Pflegebefohlenen, „er konnte nix vertragen die Klima". Er starb nach einem achtwöchigen Krankenlager, getreulich verpflegt von Anita.

Großvater ließ ihn begraben. Der alte Vagabund hatte nicht einmal einen Heimatschein gehabt; er stamme aus Frankreich, heiße Hubert und sei ein Seidenbauer, der schwerer Schicksale halber sein sonniges Vaterland habe verlassen müssen, so hatte er gesagt; Schriftliches besaß er nicht.

Anita ließ tags nach dem Begräbnis das Raupenhäusel reinigen, dann schloß sie eigenhändig Läden und Thür, sah sich das Ding von außen noch einmal an, schüttelte noch einmal den hübschen braunen Kopf und hing den großen Schlüssel an das dazu bestimmte Brett im Wohnzimmer. Mit ihrem Mann sprach sie kein Wort von der Sache, und er nicht mit ihr; sie hoffte wohl, daß die in den Kopf gesetzten Raupen auch alle tot seien und daß er sich im stillen ein wenig seiner allzu großen Gutmütigkeit schäme; denn daß nur der Wunsch, dem Alten zu helfen, die Haupttriebfeder zum Bauen gewesen, das hatte sie natürlich längst herausgefühlt.

Das Raupenhäusel blieb wohl anderthalb Jahre leer stehen, da bekam es wieder Gäste.

Diesmal kamen sie an einem heißen Sommernachmittag. Der Oberförster saß im Garten unter der Linde und Anita neben ihm, recht still und müde. Da schritt über den Kies des Weges eine wunderliche Gestalt daher, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren in einem kuttenartigen Gewand, mit langem Bart und klugem schmalem Gesicht. Er hatte auf der schlottrigen Kutte ein Kreuz aus schwarzem Glas hängen und machte den Eindruck eines Phantasiemönchs, wie man ihn auf Maskenbällen sieht; nur der Staub, die



Spuren des Schmutzes und die aufgesetzten Flicken waren echt. Er verbeugte sich vor dem jungen Paar und fragte, ob die Madame etwas zu kitten habe. Auch sei er Glasschleifer und könne Namenszüge in Trinkgläser schleifen, und Ansichten von Häusern und Gegenden.

Nun hatte Großmutter wirklich etwas zum Kitten, nämlich den Deckel der Meißner Zuckerdose, den sie höchsteigenhändig zerschlagen hatte, und sie begann eben der Magd zuzurufen, ihn zu holen, als der wunderliche Heilige vor ihr sich umwandte. Er rief: „Thusnelda!“ Da kam ein fünfjähriges Dirnchen angesprungen, dem trug er auf, bescheiden in das Haus zu gehen und der Magd zu sagen, sie solle das Verlangte der gnädigen Frau bringen. Das alles wurde in gutem, schön klingendem Deutsch gesprochen, und die Kleine trippelte davon.

„Wie kommen Sie denn in den Rock?“ forschte Großvater.

„Ich war ehemals Eremit," lautete die erstaunliche Antwort, „und habe die Tracht beibehalten."

Das Paar unter der Linde lächelte. „Gibt's denn noch Eremiten?"

„Ich lebte in Oberbayern und hatte von der Gemeinde die Erlaubnis erwirkt, mir im Walde am See eine kleine Hütte aufzurichten; dort habe ich zehn Jahre lang als Eremit gelebt, dann aber — —"

„Nun, was machte Sie Ihrer Neigung abwendig?"

„Ich lernte meine liebe Frau kennen," sprach er gelassen und mit unerschütterlichem Ernst.

Die Großmutter erzählte später, wenn sie von dieser Scene sprach, immer, sie sei beinah erstickt vor innerlichem Lachen, aber an dem Menschen sei doch etwas gewesen, daß sie ihm nicht habe offen zeigen können, wie sehr er sie belustigte.

„Und?" fragte Großvater weiter.

„Nun ziehen wir umher, auf Märkten und auch so in kleinen Städten. Ich habe diesen Kitt erfunden, sicher hat er eine Zukunft, mein Herr; auch ist meine Frau sehr geschickt im Kitten, sie versteht die kleinsten Splitterchen wieder zum Ganzen zu fügen. Leider", schloß er, „ist sie augenblicklich kränklich und ich muß mich nach einem Ort umsehen, wo wir ein paar Wochen verweilen können, dieweil uns der Himmel bald ein fünftes Kindlein schenken wird."

„Wo steht denn Ihr Kram?" forschte Großvater.

„An der Gartenmauer, mein Herr. Ich würde die Ehre zu schätzen wissen, wollten die Herrschaften einmal meine Gläser ansehen, ich habe einige sehr schöne Pokale mit Jagdscenen, sehr geschmackvoll —"

Großmutter erhob sich; die Kleine kam zurück, hinter ihr das Mädchen mit dem zerbrochenen Deckel.

„Da wollen wir einmal schauen," sagte sie zu ihrem



„Meine liebe Frau!“ stellte er mit einer großartigen Handbewegung vor.
(S. 171.)

Mann, und auf seinen Arm gestützt und gefolgt von dem Glasschleifer, ging sie der Gartenpforte zu.

Dort stand ein Planwägelchen mit einem kleinen Pferd davor, das trübselig und müde den Kopf hängen ließ und die Halme des Angers beschnupperte. Auf einem Feldstuhl saß die Frau mit Näharbeit beschäftigt, an ihrem Knie lehnte ein winziges Bürschlein, das noch nicht recht zu gehen vermochte, und drei andre jagten sich um sie her in kindischer Lust.

„Die Herrschaften wollen die Pokale sehen, Katharina," rief der Glasschleifer, und als sich die Frau erhob, stellte er sie mit einer großartigen Handbewegung vor: „Meine liebe Frau!"

Sie mochte wohl einmal hübsch gewesen sein, aber Arbeit und Not hatten ihr deutliche Spuren auf das Antlitz gezeichnet. Sie litt offenbar unter der Hitze und wischte sich seufzend die feuchte Stirn mit dem Schürzenzipfel. Anita sagte ihr etwas Freundliches über die Kinder, und in ihrem Herzen quoll ein großes Mitleid auf mit dem armen Weibe, das noch nicht wußte, wohin es sein Haupt legen werde in schwerer Stunde. Und sie dachte an das trauliche Zimmer in dem alten Hause hinter sich, an die kleine Wiege, die dort schneeweiß gebettet stand, an die zarten Sächelchen, die in der Kommode bereit lagen, sich um kleine Glieder zu schmiegen; sie schämte sich fast ihrer bevorzugten Lage, der heimatlosen Frau gegenüber.

Inzwischen hatte ihr Gatte mit gewohnter Eile einen Pokal gekauft. „So schau doch, Anita, ein kleines Kunstwerk!" rief er schnell begeistert.

Anita nickte zerstreut, denn in Wahrheit hatten die Hirsche und Rehe, die sich um den Rand des Kelches jagten, wenig genug von Kunst an sich.

„Wo ist das Gegenstück?" fragte Großvater.

„Ich bin noch bei der Arbeit, mein Herr,“ war die Antwort.

„Wann wird es fertig?“

„In zwei bis drei Tagen, mein Herr.“

Großvater wandte sich ihm wieder zu. „Bleiben Sie hier in der Nähe jetzt?“

„Ich muß wohl,“ antwortete der Mann und warf einen Blick auf die Frau, die das Kitten des Deckels bereits in Angriff genommen hatte.

„Da können Sie mir den Becher bringen, wenn er fertig ist.“

Der wunderliche Mensch verbeugte sich.

„Mein Name ist Alois Schlüter,“ sagte er; „ich danke Ihnen, mein Herr. Sobald meine Frau den Deckel gearbeitet hat, werden wir aufbrechen. Verzeihen Sie die Frage, mein Herr — wie weit ist es bis zur nächsten Stadt?“

„Zwei und eine halbe Meile,“ sagte Großvater.

„Das sind fünf Stunden,“ murmelte der Mann, und wieder traf ein Blick die Frau, ein sorgenvoller Blick. Die aber seufzte nur.

„Wo kommen Sie denn heute her?“ erkundigte sich Großmutter.

Er nannte ein Städtchen jenseit der Berge.

„So weit!“ dachte Anita erschreckt, und sie sah zum Himmel empor, an dem Gewitterwolken standen. Dann suchten ihre Augen den Großvater, und beide blickten zum Raupenhäusel hinüber, aber keines mochte das erste Wort sprechen; sie nicht, weil sie ihrem Manne noch immer ein wenig über das Gebäude zürnte; er nicht, weil er sich der Raupen noch immer etwas schämte. Sie gingen auch wirklich stumm miteinander ab.

Bis zur Gartenpforte kamen sie, da blieb Anita stehen. „Ich glaube, das sind wunderliche, aber ordentliche Leute,“

begann sie. „Die Kleider der Kinder sind so nett geflickt, und die Frau war so glatt um die Haare und —"

„Der Kerl versteht seine Sache," gab Großvater zu.

„Mich dauert sie nur," fiel Anita ein; „bei der Hitze soll sie den weiten Weg noch machen —"

„Armes Weib!" murmelte Großvater, „in solcher Lage —"

Dann sahen sie sich wieder an; sie waren jetzt dicht am Raupenhäusel und betrachteten die verschlossene Thür.

„Gelt, Anita, das steht leer — recht unnütz war's, daß ich es dahin setzte — das Dings taugt zu nichts Gutem."

„Schließ doch auf!" gab sie zurück.

„Meinst du?"

„Ich meine es — vielleicht bringt's uns Glück," flüsterte sie mit ernsthaften Augen und ihre Wangen färbten sich purpurn.

„Ja, ja!" rief er, „du hast recht! Schließen wir auf!" Und spornstreichs eilte er zurück, um dem Eremiten a. D. mit seiner Familie ein Nachtquartier anzubieten. Daß ein Abendbrot damit einbegriffen war, verstand sich von selbst.

Anita ließ eine Riesenschale Milchsuppe kochen, ließ Stroh aufschütten in der Kammer und gab saubere Gesindewäsche dazu, das Pferdchen aber that sich im Stalle bei lange entbehrtem Hafer gütlich. An diesem Abend wurde das Haus von der lachenden jungen Hausfrau „Eremitage" getauft, und das Ehepaar sah in der kühlen Abendluft die fremden Kinder vor der Thür spielen und den Mann auf der Bank vor dem Hause sitzen mit seinem wunderlichen nachdenklichen Gesicht. „Herr Gott," sagte Großvater, „was läuft doch alles auf deiner schönen Welt herum!"

In der Nacht aber, die nun folgte, ward Großvaters ältester Sohn geboren, und als der Morgenstern über dem Garten funkelte, da schrie auch im Raupenhause ein neuer

Weltbürger die Wände an, auch ein Knabe, und als die Sonne aufging, da schlief die Großmutter einen erquickenden Schlummer, und im kleinen Häuschen schloß sich auch ein Paar Augen, aber um sich nie wieder aufzuthun. Die arme geplagte Frau hatte noch einmal mit bangem Blick ihre Kinderschar betrachtet, dann war sie dem Todesboten gefolgt. —

Großmutter erfuhr nur von der Geburt eines kleinen Eremiten, und von ihrem Bette aus traf sie allerhand Anordnungen für die Wöchnerin drüben und sagte herzensfroh zu ihrem Manne: „Schau, nun bin ich dir nicht mehr böse um das Raupenhäusel, diese Nacht war es zu etwas nütz — denke, wenn die Aermste kein Obdach gefunden hätte!“

Als sie vier Wochen später die Wahrheit erfuhr, da saß der Eremit mit seiner mutterlosen Kinderschar gar fest in dem Raupenhäusel und hatte sich eine vollständige Glasschleiferei eingerichtet, mit deren Erzeugnissen er wöchentlich ein paarmal hausieren fuhr, weit leichtbeschwingter als früher, denn die Kinderschar hing ihm nicht mehr an der Kutte, sie hatte ein Heim, und das älteste halbwüchsige Mädchen mußte kochen und die Kleinen warten. Der Großvater aber kratzte sich hinter den Ohren und die Großmutter schüttelte den Kopf, wenn die wilde Jagd dort drüben einen Mordspektakel aufführte.

„Du bist schuld, Anita,“ sagte er dann.

„Nein, du — du mußtest es ihm doch klarmachen, daß das nicht für immer war.“

„Ach, Anita, die unglücklichen Würmer!“

Und siehe, als das Ehepaar noch so sprach, da kam der Eremit mit einer Gevatterkarte und lud sie beide zu Paten, und das konnten sie wieder nicht ablehnen, der Bub' war ja in der nämlichen Nacht geboren wie ihr herziger Junge. Und eine Zeit darauf kam der Eremit und fragte, ob er für besagtes Patenkind wohl eine Ziege halten dürfe. Und wieder

einige Wochen später meinte er, es sei nötig, ein Schwein zu füttern; und als ein halbes Jahr vorüber war, da kam er gar von einer achttägigen Handelsreise nicht allein zurück, er hatte sich die zweite Gattin erwählt.

Die Großmutter war außer sich; war doch die erste kaum kalt, wie sie sich ausdrückte. Als sie aber die wilde Schar ansah, da meinte sie, es sei mehr Liebe zu den Kindern als Herzensneigung, die den Mann so rasch zur zweiten Ehe habe schreiten lassen. Und sie seufzte und sah es vom Eckfenster mit an, wie die robuste Person unter die Kinder fuhr, gleich dem Weih unter die Küchlein, sie zauste und pufften und die Unarten austrieb, daß die Federn stoben. — Es wurde nach und nach immer lästiger mit dieser Nachbarschaft, und mehr als einmal erklärte Großmutter: „Morgen sag' ich ihm, er solle sich nach einer andern Wohnung umsehen.“ Aber dann brauchte sie nur den kränklichen Jüngsten zu erblicken und ihren eigenen strammen Jungen, und sie unterließ es, denn hier hatte das Würmchen doch wenigstens freie gute Luft. —

So gingen mehrere Jahre hin, und es waren hüben und drüben noch ein paar Kinder dazu gekommen. Man hatte sich mittlerweile gewöhnt an die Nachbarschaft, um so mehr, da die zweite Frau wirklich Ordnung zu halten verstand unter der Jungenbande. Wie sie es anstellten, in den engen Räumen unterzukommen und auszuhalten, blieb der Großmutter zwar ein Rätsel, aber glücklich schienen sie sich zu fühlen und sich auch nicht fortzusehnen.

Eines Morgens jedoch — es war ein wundervoller Maimorgen — blieb es sonderbar still drüben, und als bis Mittag noch keines der Kinder vor dem Hause erschien, ging Anita hinüber. Sie klopfte an die Stubenthür, die unmittelbar ins Freie führte — keine Antwort. Da stieß sie die Thür auf und trat in völlig leere Räume, nur auf dem

Tische, der zum Häuschen gehörte, stand ein großer geschliffener Pokal, in dem sich das Sonnenlicht, das durch die sauber geputzten Fenster fiel, mit allen Regenbogenfarben brach. Sonst keine Spur, daß gestern noch eine große



Familie hier gewohnt hatte. Kahle Wände, kein Hausrat mehr, nichts weiter, als das wenige Gerät, das damals hier gestanden hatte, als der Eremit einzog, aber alles spiegelblank und die weißen Dielen mit gehacktem Tannenreisig und jungem Birkenlaub bestreut. An dem hohen Deckelglas aber stand eingeschliffen unter zierlichem Rankenwerk versteckt:

Meinen edlen Wohlthätern,
dem Herrn Oberförster von Stetten
und seiner gütigen Gemahlin,
in ewiger Dankbarkeit
von
Alois Schlüter.

Das Stettensche Wappen breitete sich über die Vorderseite des Kelches in wunderbarer Zartheit aus — diesmal ein wertvolles, ein wirkliches Meisterstück.

Wo aber war der Verfertiger geblieben? Und wo die ganze Familie?

Die Großmutter schloß wiederum kopfschüttelnd das Häusel ab, und den Becher setzte sie in den Prunkschrank der besten Stube. Zu erfahren war vorderhand gar nichts über die Entschwundenen; erst nach Jahren kam ein netter Wanderbursch an und verlangte die Frau Oberförsterin zu sprechen. Recht aus fröhlichen Augen sah er sich um, und daß er wohlhabender Eltern Kind sei, das erkannte man an dem gefüllten Ränzel, aus dem die nagelneuen Stiefel zu beiden Seiten ihre Sohlen heraussteckten.

Er wollte nicht fechten, er wollte nur einen Brief abgeben, und — siehe — da war's das Patenkind, der Hermann Schlüter, der, ein Schlosser geworden, sich auf der Wanderschaft befand und Grüße brachte von daheim. Nun erfuhr man erst, warum Vater Schlüter sich „französisch empfohlen" hatte. Er war durch seine kostenfreie Wohnung und so mancherlei Vorteile, die ihm haushalten halfen, und freilich auch zumeist durch Fleiß und Sparsamkeit, allmählich zu Gelde gekommen. Zugleich meldete sich die Sehnsucht nach der alten Heimat und das Gefühl, bei seinem reichlichen Verdienst nicht länger Wohlthaten annehmen zu können. Man beschloß also, auszuwandern; aber Abschied zu nehmen — das brachte der Eremit nicht übers Herz, er ging heimlich. Der Sohn erzählte ferner, es sei des Vaters Sehnsucht, noch einmal

hierher zu kommen und das Raupenhäusel wiederzusehen, in dem ihm Gutes geschehen sei auf einer Welt, die er bis dahin nur als eine erbarmungslose gekannt. — Und der Vater habe ein schönes Geschäft in München, und auf die Frage, ob er die Kutte noch immer trage, machte der Bursch ein verwundertes Gesicht; er kannte sie nicht mehr an seinem Vater. —

Aber während der langen Zeit waren noch mancherlei Gäste dagewesen im Raupenhäusel. Einmal ein gar schauriger, ein Ermordeter, ein Förster, den Wilddiebe erschossen hatten. Ein andermal ungeladene Gäste; um Weihnacht, bei strenger Kälte waren sie durchs Fenster gestiegen, ein paar Strolche, die aus dem Gefängnis der nahen Kreisstadt entsprungen waren. Der Kutscher, der spät nachts aus dem Stalle trat, wo er ein krankes Pferd hatte, bemerkte Rauch aus dem Schornstein und hinter den rissigen Läden Lichtschimmer. Und siehe, da saßen die Kumpane bei der Branntweinflasche und spielten Sechsundsechzig. Und andern Morgens waren die Gendarmen da und fingen sie, als die Bösewichter den Tag zur Nacht machten und schliefen, weil sie sich völlig sicher wähnten.

Dann ging aber auch einmal die Großmutter heimlich während der Nacht hinüber ins Raupenhäusel und schleppte sich selbst mit allerlei Gerät und Betten und hatte rotgeweinte Augen. Ihr Bruder war auf der Flucht mit einem andern Studenten von Jena, und der andre hatte einen im Duell erstochen und war selbst schwer verwundet. Tagsüber hatten sie in der Tannenschonung gesteckt, erst nach zehn Uhr abends wagte sich der Onkel ans Forsthaus und klopfte und heischte Versteck und Hilfe, und da lag sein Corpsbruder wochenlang, bevor er fähig war, in dunkler Nacht und heimlich, wie er gekommen, nach Hamburg abzureisen, von wo aus er in Amerika Sicherheit vor Strafe für seine unglückliche

That suchte und fand. Von seiner Hand sind in eines der kleinen Fensterbretter die Goetheschen Verse eingeritzt, die eine so furchtbar traurige Lebenswahrheit enthalten:

Ihr himmlischen Mächte,
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden —

Was mag er gelitten haben, der Arme, in diesen engen Räumen!

Gleich darunter hat eine andre Hand gekritzelt:

Das ist ja dummes Zeug!
Froh zu sein bedarf man wenig,
Und wer froh ist, ist ein König!

Wilhelm Schulze,
Gefreiter bei den Braunschweiger Jägern,
lag in diesem schönen Quartier während
des Manövers im Jahre 18 . .

Ja, so war es! Dem einen mochte das Häuschen ein Gefängnis scheinen, dem andern ein Paradies. — —

Die berühmteste Geschichte aber, die das Raupenhäusel erlebte, war folgende, und zwar wird es am besten sein, ich lasse die Großmutter selbst erzählen, indem ich mich bemühe, ihre kurze und doch so packende Art, so gut ich vermag, wiederzugeben:

Es hatte grad vier Jahre leer gestanden, nachdem der Eremit mit seiner Familie abgezogen war. Alterchen verhielt sich etwas vorsichtiger mit Einladungen. Da kam einmal wieder ein Gast, für den er das Raupenhäusel extra gemacht hielt.

Diesmal war es kein alter Franzos, kein Eremit mit zahlreicher Familie, überhaupt kein Mannsbild, diesmal kam etwas vom schönen Geschlecht —. Du liebe Güte, auf die Alte bezogen war das „vom schönen Geschlecht" allerdings

blasse Ironie. Ein Weibsbild, so jammervoll, so heruntergekommen, und doch in den edel geschnittenen Zügen keine Spur von jener Frechheit, die man sonst bei ihresgleichen



findet, welche man in unserm Lande einfach als „Harfenlottchen" bezeichnet. Ein wanderndes Musikantenweib, nur daß sie statt der Harfe die Violine spielte und keine gellenden Lieder sang. Sie blieb vielmehr stumm und sah nur mit

großen unendlich schwermütigen Augen während ihres Spielens umher.

Neben ihr aber stand — natürlich, das machte meinen Alten ganz verdreht — ein eben erwachsenes Mädchen und sang mit kindlich weichem Alt die zweite Stimme zu den Liedern, die die Mutter auf der Geige kratzte.

Wär' ich ein Künstler gewesen, ich hätte das Kind als Mignon gemalt. Sie hatte ein Gesichtchen, wie es Murillo nicht schöner, unschuldiger und doch sinnbethörender geschaffen haben mag, und einen zwar blassen, aber doch wundervoll warmen Teint. Schade nur, daß sich zwei bräunliche Schatten unter den Augen hinzogen und daß um den knospenhaften Mund ein gar so weher Zug lag.

Der Großvater stand in der Stubenthür, derweil sie im Hofe sangen, und als das Kind, trotz der Hitze, erschauerte, fragte er natürlich, ob ihm kalt sei, worauf die Mutter traurig meinte, sie habe das Fieber, und weiter geigte. Das Stimmchen aber wurde immer versagender und plötzlich preßten sich die blassen Kinderlippen zusammen. „Ich kann nicht weiter!" sagte sie.

Die Alte aber fing die zu Boden Sinkende in ihren Armen auf und sah, ganz erstarrt vor Angst, bald das ohnmächtige Kind, bald uns an. Na, da that man halt, was man konnte. Es stellte sich aber eine schöne Begebenheit heraus, nämlich die, daß das elende Ding die Masern hatte, und daß die Alte keinen Ort wußte, wohin sie ihr Haupt legen konnte und das ihres Kindes.

„Schließ auf, Anita!" sagte mein Alterchen. Und ich schloß das Raupenhäusel auf.

So, da war nun wieder einmal jemand drinnen, und wie es so geht, das wandernde Bettelmusikantenweib kam einem menschlich so nahe in den nächsten Tagen, als sei es unsresgleichen, nahe durch das urewige Naturgesetz, das ein

Geschöpf unsrer unvollkommenen Welt dem andern beizustehen heißt in Not und Elend. Meine Kinder legten sich nämlich auch an besagter Krankheit, und hüben und drüben war Angst und Sorge, denn die Epidemie trat diesmal gefährlich auf.

Ich war eigentlich sehr böse auf den Großvater. Wenn er das fremde Weib nicht eingelassen, so hätte es uns die Krankheit nicht hergeschleppt, denn daß meine Kinder angesteckt seien, ließ ich mir nicht ausreden.

Indes, was hilft alles Wenn und Aber, wo das Unglück schon da ist. Es blieb weiter nichts übrig, als das Pflegeamt anzutreten und die Hände zu falten und Gott zu bitten, daß er das Leben der Kinder erhalten möge.

Die meinigen erholten sich auch ziemlich rasch, aber das fremde Mädchen schwebte wochenlang am Rande des Grabes, und die Mutter saß in stiller Verzweiflung neben dem Lager. Sie klagte nicht, man sah es aber ihren irren Blicken an, daß hier das einzige lag, was sie noch auf der Welt festhielt, um deswillen sie alles Elend ihres armseligen Lebens willig ertrug. Erst als der Arzt Hoffnung gab, wich die Starre von ihr; sie sprach wieder, sie nahm ein wenig Nahrung. Ich ging ab und zu hinüber, um mich zu überzeugen, ob die Kranke alles bekam, was sie nötig hatte, denn auf die Leute kann man sich nicht immer verlassen; und da erfuhr ich so nach und nach ein Stückchen ihrer Lebensgeschichte.

Ihre Mutter war schon so umhergezogen; sie kannte gar nichts andres als das Wandern auf Märkten und Messen und das Spielen von Haus zu Haus. Von ihrem Vater wußte sie nichts, höchstens daß die Mutter ihn einen schlechten Kerl nannte, der ihrer und seines Kindes vergessen habe und als ein großmächtiger Herr mit einer reichen Frau in seinem Schlosse lebe. Wie er geheißen, das erfuhr sein Kind nie. Als sie fünfzehn Jahre alt geworden, starb die Mutter, und

sie blieb bei der Bande, die unter der Firma einer Tiroler Sängertruppe gerade im Lande umherzog. Da wuchs sie so nach und nach heran, und die Leute nannten sie „hübsch".

Irgendwo hatte sie den Vater von der Lina kennen gelernt — sie nickte dabei nach dem Bette hinüber, in dem das Mädchen schlief — und da glaubte sie ein einziges Mal in ihrem Leben an etwas Gutes, an Ehrlichkeit, an Liebe und Treue, und ihr bisheriges Dasein kam ihr sehr dunkel und häßlich vor. Sie schied also von der fahrenden Gesellschaft und ihrem abenteuerlichen Treiben und that sich nach einem Dienst um. Sie wollte doch ein wenig im Haushalt Bescheid wissen, bevor sie heiratete, denn heiraten wollte er sie, das hatte er ihr zugeschworen. Es war nur gar so dumm, daß seine alte Tante — Eltern hatte er nicht mehr — einen Eid darauf ablegte, sie vermache lieber Haus und Hof dem städtischen Armenwesen, als daß sie ihm die Erlaubnis gebe, eine liederliche Weibsperson zu heiraten.

Sie wartete geduldig, ob der Sinn der Alten sich



ändern werde, aber das geschah nicht, und rüstig war diese auch noch sehr, sie konnte noch lange leben. Da sprach er eines Tages, er müsse eine längere Reise machen — sie hatten sich in einem Biergarten getroffen — es könne wohl ein halbes Jahr dauern, bis er wiederkäme, und damit war das Schicksal der Armen besiegelt. Sie fand nicht den Mut, ihm zu sagen: „Du darfst nicht fort, jetzt nicht mehr!“ Sie vermochte es nicht, nicht einmal die Bitte um Unterstützung brachte sie hervor. Er kommt nicht wieder! Das war alles, was ihr klar ward, als er sie zum letztenmal küßte und bald zu schreiben versprach. Dann war sie verlassen. Er kam nicht wieder, er schrieb auch nicht. — Das war die furchtbarste Zeit ihres Lebens.

Sie faßte einmal den Mut, zu der alten Frau zu gehen, die wohlgeborgen in ihrem stattlichen Bürgerhause am Markte saß und das größte Tuchmachergeschäft in der Stadt ihr eigen nannte. Aber da kam sie schön an! Sie solle sehen, wo sie und das Kind blieben — bei ihr nicht, ihr Haus sei ein ehrliches. Ihretwegen möge sie nur getrost ins Wasser springen, denn sie sei ein schlechtes Weibsbild, und ein gebrandmarktes Kind sei dann weniger auf der Welt!

Die Unglückliche hatte es auch wirklich thun wollen, aber da sprach, als sie verzweifelt umherirrte in der dunklen Frühlingsnacht, ein alter Bekannter sie an, der mit seinem Orgelkasten just einziehen wollte ins Städtchen, und dessen weißer Bart und gebeugter Rücken von viel Elend zeugten. Und der redete es ihr aus, ins Wasser zu gehen, und sie suchte ihre Geige wieder vor und zog mit ihm von dannen, bis die Lina geboren ward. Später band sie das Wickelkind auf den Rücken und geigte weiter um ihr und sein kleines Leben, von Haus zu Haus, von Ort zu Ort. Und das Kind lernte laufen und sprechen und endlich auch singen mit seinem klangvollen Stimmchen, und ward groß und schön dabei und hatte

seine Mutter lieb. Und für die Mutter bedeutete es alles, was es an Erdenglück für sie gab, und es sollte gut und klug werden und glücklich.

Und mit leisem Flüstern raunte mir das arme Weib zu, sie habe ein Sparkassenbuch, darin sei ein netter Groschen, denn die Lina, die dürfe nicht auch untergehen im Schmutz und in der Gemeinheit des Lebens; die sollte es gut haben, sehr gut; in einem Hause mit blanken Fenstern wohnen und weißen Gardinen, und einen rechtschaffenen Mann bekommen. Aber sie habe noch nicht genug gesammelt; ein paar Jahre noch — ja, es spart sich so schwer — aber dann, dann in einer Gegend, wo sie niemand kenne, da wolle sie mit dem Mädchen als eine ehrbare Frau leben.

Sie hatte fieberrote Wangen und glänzende Augen vor Verlangen, ihrem Kinde eine bessere Zukunft zu bereiten.

„Glauben Sie mir, gnädige Frau,“ schloß sie, „das Kind hat nichts Schlechtes gesehen bisher; ich hab' Wache gestanden vor ihr und hab' alles Gemeine abgewehrt. Ich habe sie nur Gutes, Ehrbares, Frommes gelehrt; nie darf sie mit mir in den Gasthausstuben sein, wenn ich dort spielen muß, höchstens daß sie mich auf meinen Wanderungen von Haus zu Haus begleitet und dabei singt. Ich thät' ihr auch das gern ersparen, aber es ist wegen des Geldverdienens, denn wenn sie singt, geben die Leute lieber und reichlicher, als wenn ich nur spiele. Wo es anging, habe ich sie auch etwas lernen lassen; sie kann lesen und schreiben und kennt die biblische Geschichte, und so unglaubliches Talent hat sie für die Musik — einmal spiele ich ihr eine Melodie vor, nachher singt sie dieselbe ganz richtig nach.“

Die Erzählung und die Art und Weise, wie das arme Weib sie vortrug, packten mein Mutterherz nicht wenig und ich sagte zu Stetten nachher: „Siehst du, um ihrer echten Mutterliebe willen muß man die Frau achten, wenn sie auch

nach landläufigen Begriffen darauf keinen Anspruch machen darf. Es ist aber auch ein süßes Ding, die Kleine."

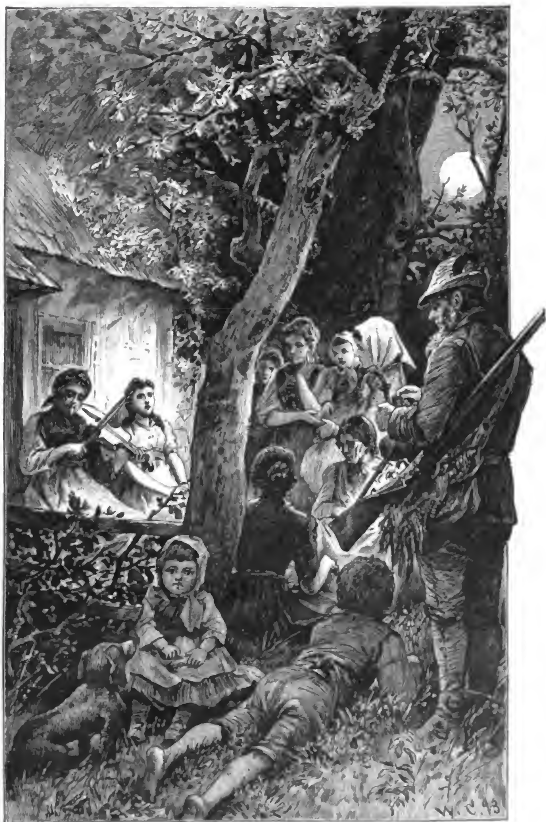
„Schick' ihnen nur kräftiges Essen, Anita," mahnte mein Alterchen.

Ja, das that ich denn nun nach bestem Vermögen, und die ungewohnt reichliche Kost, die herrliche frische Waldluft, die köstliche Ruhe machten, daß sich in kurzer Frist aus der blassen kranken Mädchenknospe eine Blume entwickelte, die von einer geradezu erstaunlichen Schönheit war.

Wie es immer so gegangen, das Raupenhäuschen bewährte wieder seine magnetische Kraft. Auch die alte Geigenspielerin schien sich nicht trennen zu können von der Oase, die sie der Zufall hatte finden lassen in ihrer Lebenswüste, und um des Mädchens willen drückten wir ein Auge zu. Unsre übermütigen jungen Forsteleven hatten das Häuschen mal wieder umgetauft. Nachdem es zuerst nach den Raupen, dann „Eremitage" geheißen, einmal von der Einquartierung „lustige Patrontasche" genannt worden, hieß es nun „Hotel zum Wimmerholz", und in der That drang das Geigenspiel der Alten zuweilen steinerweichend in die stillen Sommerabende hinaus. Sie vervollkommnete ihr Programm, wie sie sagte, und bald hörte man auch die holde Mädchenstimme versöhnend und mildernd über den grellen Tönen schweben.

Die jungen Herren streiften da fleißig umher vor den Fenstern, aber die Mutter stand tapfer Wache und mein Mann sagte den leichtlebigen Gesellen, daß er sich da alles Scharmutzieren verbitte. Das Mädchen schaute sie auch gar nicht an, sie blieb still, scheu und wortkarg; ich erinnere mich nicht, sie ein paar Sätze hintereinander sprechen gehört zu haben. Nur ihre Augen redeten, aber von Sehnsucht, wie Mignon und ihre Lieder.

Vor den Fenstern des Häuschens sammelte sich zuweilen Publikum, unsre Mägde, die Kinder; das sprach sich nach



„Nach Sevilla! Nach Sevilla!“ klang es. (S. 189.)

dem Gutshof hinüber, und auch von dort kamen allerhand Musikliebhaber. Und eines Abends saßen Mutter und Tochter auf der Bank vor der Hausthür und musizierten eifriger als je einer andächtigen Zuhörerschaft etwas vor, die sich im Halbkreise unter den Eichen versammelt hatte.

„Nach Sevilla! Nach Sevilla!"

klang es; die Töne zogen bis in unser Eßzimmer und ließen uns aufhorchen! Ja, selbst unser Gast, der Herr Stadtrat Mehrboom horchte auf, vergaß für einen Augenblick die Karpfen auf seinem Teller und fragte: „Ei, ei! Wer singt denn da so schmelzend?"

„Die Junge aus dem Raupenhäusel," erwiderte der Großvater.

„Wie? Was?"

Und nun erklärten wir ihm bunt durcheinander, was es für eine Bewandtnis mit den Musikanten da draußen habe; daß die kleine Lina der Madame Völkerling — Madame Völkerling ließ sich die Alte titulieren — ein ganz reizendes Mädchen sei.

„Wollen sie nachher einmal anschauen," meinte der stattliche Vierziger und speiste weiter, wie mir schien, etwas zerstreut. Er nahm zwar noch einmal von seinem Lieblingsfisch, aber er aß ohne die gewohnte Andacht.

Böt' ein König seine Krone mir statt deiner Liebe an,
Wählt' ich dich statt seinem Throne, die mich so beglücken kann.

Wie die weiche Stimme also zitternd hinüber klang, da legte er die Gabel hin und war nicht mehr zu bewegen, vom Rehrücken zu genießen, so andächtig lauschte er, und es war ihm auch ganz gleichgültig, daß ich die ersten Muskatellerbirnen zum Nachtisch gab; er hatte keinen weiteren Wunsch mehr, als hinaus!

Na, wir thaten ihm den Gefallen, denn draußen schien der Mond so klargolden und die Monatsrosen und Herbst-

reseden dufteten so köstlich, daß es eine Sünde gewesen wäre, so etwas nicht mit vollen Zügen zu genießen. Und der Rat lief mir mit jugendlichem Eifer voran; ich habe es noch vor Augen, wie die Goldknöpfe seines blauen Tuchfracks im Mondschein glitzerten, und wie er sich durch die Knechte und Mägde schob, gerade in sein Schicksal hinein.

Madame Völkerling stimmte eben ihre Violine wieder, und gleich darauf setzte sie den Bogen an. Als sie den fremden Herrn und uns erblickte, erhob sie sich ohne vom Spiel zu lassen; neben ihr wuchs die schlanke Gestalt des Töchterleins empor, das sich ebenfalls erhob, und wie Elfensang zitterte das damals so beliebte:

Sag, wo sind die Rosen hin,
Die wir singend pflückten?

durch den stillen Abend.

Der Mondschein lag in silbernem Schimmer auf dem süßen kindlichen Antlitz, und ihre dunklen Augen sahen über all die Menschen weg hinauf zu dem bleichen Gesellen am blauen Nachthimmel, als richteten sie eine Frage an ihn. Der große Mann da neben mir stand tiefatmend, aber unbeweglich und starrte sie an. Dann, als sie geendet, ging er zu der Alten, drückte ihr etwas in die Hand und wandte sich stumm zum Gehen.

Als wir, über den Weg schreitend, wieder in unserm Garten standen, sagte er erregt: „Und das verkommt nun in der Niedrigkeit der Landstraßen und Schenken — es ist ein Jammer!"

„Sie täuschen sich; die Mutter hat andre Pläne," antwortete ich und erzählte ihm von dem Schicksal der „Madame Völkerling" und von ihren Zukunftsträumen, die in einem kleinen Hause, einem ehrbaren Lebenswandel und einem soliden Gatten für das Töchterchen gipfelten.

„Es ist keine Mutter so schlecht, sie zöge gern ein

gutes Kind," murmelte der Stadtrat. „Aber nun höre nur, Heinrich," wandte er sich an den Großvater, „wie das Mädel singen kann!"

Sie stimmten jetzt gerade an:

In des Gartens dunkler Laube —

Der Stadtrat blieb stehen und lauschte. Auf seinem runden gutmütigen Antlitz lag eine große aufrichtige Begeisterung.

„Nein, so was! So was!" rief er, „man könnte die ganze Nacht zuhören."

Der Großvater drehte sich ärgerlich um; er war schon dreimal mit seiner Frage über das Ergebnis der letzten Holzauktion in dem Heimatstädtchen seines Freundes abgefallen. „Heiliges Donnerwetter!" schrie er nun über die niedrige Mauer den Musizierenden zu, „haltet den Mund, 's ist genug! Es wird ja den Menschen katzenjämmerlich und weh von eurem sentimentalen Gedudel!"

Das Spiel verstummte jäh.

„Weißt du, Heinrich," sagte der Stadtrat vorwurfsvoll, „das war rechtschaffen grob."

„Meinetwegen!" brummte der. „Ich bin nicht so gemütvoll wie du und verstehe 'nen Quark von der Musik. Ich habe die Geschichte überhaupt satt; nächste Woche brauche ich das Häuschen anderweitig — sie mögen weiterziehen."

Der Stadtrat schwieg, und als der Großvater schnell besänftigt noch einmal nach der Holzauktion fragte, erhielt er eine tadellose Antwort, und ihr Gespräch ward eingehend und langweilig.

Ich zog es vor, mich französisch zu empfehlen, sah noch einmal nach, ob im Fremdenzimmer alles in Ordnung sei, und ging zu Bett, denn ich pflegte früh aufzustehen, und die Männer, das wußte ich schon, suchten heute nicht zeitig die Ruhe; sie hatten sich lange nicht gesprochen, und wenn der Stadtrat ins Philosophieren kam, gab's kein Ende.

Den Stadtrat aber muß ich noch ein wenig näher beschreiben.

Mein Mann und er kannten sich längst und liebten sich freundschaftlichst, obgleich der Stadtrat ein Jahrzehnt mehr hatte als der Großvater. Er hieß Oskar Mehrboom und war an der Forstakademie der Lehrer des Großvaters gewesen; in welcher Wissenschaft er unterrichtete, weiß ich nicht mehr. Dann zog er sich plötzlich, ohne irgend welchen triftigen Grund, in sein Heimatstädtchen zurück, in das stattliche Haus am Markt, in dem die Mutter just gestorben war, die ihm ein schönes Vermögen hinterließ, und dort lebte er nun seinen Neigungen. Diese Neigungen bestanden darin, den großen hinter dem Hause belegenen Garten zu pflegen, der geradezu sehenswert war, und — Musik zu treiben. Er konnte Zither, Klavier, Harfe und Guitarre spielen, nur singen — singen konnte er nicht, so große Mühe er sich auch gab. Die Stimme hatte keinen Klang, keinen Schmelz, und die alte Köchin, die noch von seiner Mutter selig herstammte, verdarb sie vollends, denn sie kochte so vortrefflich, daß es dem lieben Oskar gut, zu gut schmeckte, so daß er immer stärker und die Stimme immer heiserer wurde.

Allmählich kamen dann auch Küchenstudien zu seinen Neigungen; nirgendwo habe ich so delikate Frikassees und Braten gegessen wie an seinem Tische; bei niemand sonst kamen die Forellen so blau und krumm zur Tafel, und die Omeletten, die waren geradezu berühmt in der ganzen Umgegend.

Um doch etwas zu thun zu haben in der Welt, hatte er den Posten eines Stadtrats angenommen, der ihm vollauf Zeit ließ zu seinen Liebhabereien; den Gelehrten, mit allem was drum und dran, hatte er dafür gänzlich an den Nagel gehängt und widmete sich ausschließlich seinen Nelken, seiner Musik und — seiner Küche.

Ich wunderte mich daher gar nicht weiter, als ich am

andern Morgen den Stadtrat drüben auf der Bank bei dem Raupenhause sitzen sah, und die Lina neben ihm, die Alte schaffte im Hause umher. Er sprach so eifrig auf das Mädchen ein, daß ich lächeln mußte und ihn neckend beim Frühstück fragte, ob er die Silberkehle der kleinen Lina seiner Sammlung von Musikinstrumenten einverleiben wolle. —



„Liebste Gevatterin," antwortete er nachdenklich, „wenn sich's machen ließe —"

Ich lachte über sein krauses sinnendes Gesicht, aber von den Plänen, die hinter seiner Stirn eben aufzudämmern begannen, ahnte mir nichts.

„Die Alte ist fürchterlich," sagte er darauf, während er ein Stück Schinken in feine längliche Streifen zerlegte, „ganz fürchterlich!"

„Auf die würden Sie also keine Ansprüche erheben?"

„Brr!" machte er entsetzt.

Nach einer Pause, in welcher er das leckere Schinkenbrötchen verspeist hatte, fuhr er fort: „Die Alte hat ordentlich Raupen im Kopf. — Sag' ich zu ihr vorhin, das Mädel, die Kleine, solle einmal zu mir kommen, wollte einmal probieren, wie ihre Stimme in meinem Musiksaal klingt. — Hat sich was! Die Frau Mutter sieht mich von Kopf bis zu Fuß an und meint: ‚Wenn Sie befehlen, werde ich die Lina hinüber begleiten'. — Ich bitte Sie, Frau Gevatterin, was sollten die Leute denken, wenn so ein Gespenst in mein Haus käme. Und meine Dora, die kratzte mir ja wohl die Augen aus."

„Ei, ei," neckte ich, „was werden denn aber die Leute denken, wenn so ein schönes Mädchen in Ihr Haus kommt?"

„Ich würde ihr ein reputierliches Kleid schenken vorher," sprach er, ohne auf meine Frage einzugehen; „und wie wär's, Frau Anita, wenn Sie mich bei der Gelegenheit mitbesuchten und — —"

„Hilf, Himmel! Liebster Stadtrat, rappelt's bei Ihnen?" rief ich empört. „Wollen Sie mich zur ‚Ehrendame' bei dem Bettelmusikantending machen?"

Er sah mich befremdet an, wurde rot und schwieg.

Damit war die Sache vorläufig abgethan, wenigstens sprachen wir nicht mehr davon, und ich hatte auch sonst nicht viel Muße, mich um meinen Gastfreund sonderlich zu kümmern, denn der Herbst ist eine wichtige Zeit für die Hausfrau, die einer großen Wirtschaft vorsteht, und auf Lankwitz mußte ich auch nach dem Rechten sehen, als auf unsres Aeltesten Besitztum, das der Junge von seiner Pate geerbt hatte, wenngleich der Verwalter ein zuverlässiger Mann war.

Hin und wieder erzählte mir eins der Kinder wohl:

„Mutter, Onkel Oskar geht mit Mamsell Lina spazieren.“ Und ein andres: „Er hat ihr eine seidene Schürze geschenkt, der Lina.“ Die Wirtschafterin behauptete sogar kühnlich und boshaft zugleich, sie habe das Paar im Mondschein am Waldesrand spazieren gehen sehen, und sie wolle einen Eid darauf leisten, daß der Herr Stadtrat das Mädchen geküßt habe, welcher Behauptung eine donnernde Strafrede meinerseits folgte, des Inhalts, daß es boshaften und neidischen Klatschmäulern freilich ein leichtes sei, ehrbare Männer und arme unschuldige Mädchen zu verleumden, daß ich aber derartige Klatschmäuler in meinem Hause nicht dulden werde und daß ich dem Herrn Oberförster Mitteilung zu machen gedenke, wie man seinen Freund verdächtige, der doch, so wahr ich lebte, keinen schlechten Gedanken jemals gedacht habe. —

Das half; ich hörte nichts wieder, fragte mich aber heimlich, was wohl daraus werden solle. — Eines Tages nun — es mochte eine Woche vergangen sein, ich stand in der Waschküche, wo Pflaumenmus im Kessel brodelte, und die Wirtschafterin war auch dabei — tauchte in dem quirlenden Dampf, der den ganzen Raum erfüllte, eine hagere Gestalt auf und ich erblickte Madame Völkerling, die mich um eine eilige wichtige Unterredung bittet.

„Wo brennt's denn?“ frage ich ärgerlich. „Kommen Sie doch heute nachmittag wieder, wenn der Kram hier fertig ist.“

„Ach, gnädige Frau Oberförsterin, nur um ein paar Worte!“

Was blieb mir übrig! Die Frau war offenbar in größter Aufregung, als sie vor mir stand in der Wohnstube; sie trat von einem Fuß auf den andern, streifte mit den Händen über ihre Schürze und drehte an dem unberechtigten Trauring ihrer Rechten.

„Ich wollte nur fragen, Gnädige,“ begann sie — „nehmen



Sie es nur einer bekümmerten Mutter nicht übel, gnädige Frau — ich wollte fragen, ob der Herr, der Herr Mehrboom, der so sehr um meine Lina thut, ob der ein honetter Mann ist. Oder ob er — ob er nur seinen Spaß hat mit ihr? — Sie wissen, Gnädige, ich kenne die Männer" — sie seufzte tief — „so für die Langeweile? — Wenn das ist, dann will ich fort mit der Lina, noch heute fortreisen."

„Meine liebe Madame Völkerling," antwortete ich, „was

wollen Sie damit eigentlich sagen? Um Ihre Lina scherwenzelt er? Sie verstehen das wohl nicht richtig; der Herr Stadtrat Mehrboom freut sich an dem Gesang Ihrer Tochter, das ist alles, und daß sie Beifall findet, müßten Sie doch gewohnt sein!"

„Ja freilich! Ich denke nur eben, es hat schon mancher gesagt, es sei um die schöne Stimme, und hat's anders gemeint; ich weiß es doch aus eigener Erfahrung, Gnädige."

„Der Herr ist ein Freund meines Mannes," erwiderte ich sehr kühl, „und somit sind Ihre Zweifel überflüssig, meine Gute. Hegen Sie dieselben aber dennoch, so reisen Sie lieber ab."

In Wahrheit, ich wär' sie so gern losgewesen, denn mich packte auf einmal die Ahnung eines Unglücks.

„Nun," erklärte sie schroff und ihre sonst so sanften Augen funkelten, „es würde ihm ja auch nichts helfen — meine Lina soll nicht so unglücklich werden wie ihre Mutter; ich hab's ihm auch schon deutlich gemacht."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Was ich meine? Ich meine, daß die Lina ein hübsches gebildetes Mädchen ist, das Ansprüche machen kann. Ja, ja, er hat's gemerkt, Gnädige, er ist ganz bestürzt fortgegangen gestern abend, als er gekommen war, um ihr Bonbons zu bringen und schöne Dinge zu sagen. — Nein, bester Herr Mehrboom, anders als mit Myrtenkranz und Schleier, das gibt's nicht, und der Weg geht am Traualtar vorüber."

Ich stand wie angewurzelt und staunte das alte komödiantenhafte Weib an. „Ihre Lina und — der Stadtrat?" stotterte ich. „Sie sind ja wohl — Sie sind ja eine ganz unbescheidene Person, meine liebe Madame Völkerling! Bitte!" Ich zeigte nach der Thür. „Bitte! Und packen Sie doch recht bald Ihre Siebensachen, womöglich noch heute abend."

Sie murmelte etwas Unverständliches und ging. Mir aber war mein Pflaumenmus ganz gleichgültig geworden, ich hatte auf keinem Fleck Ruhe und wünschte den Nachmittag herbei, wo mein Mann zurückkehren mußte und ebenso der Stadtrat; die Herren waren schon in aller Morgenfrühe fort. Ich habe gemeint, der Tag sei länger, als sonst die Tage sind. Und als die beiden endlich kamen in der Dämmerung des Oktoberabends, da hatte ich mich in eine furchtbare Entrüstung hineingearbeitet.

Natürlich, zuerst folgte ich dem Großvater in seine Stube und erzählte ihm, mit vor Aufregung versagender Stimme, von den Vorgängen.

Er unterbrach mich mit keinem Wort. Endlich meinte er: „Der Stadtrat ist kein Kind mehr."

„Was willst du damit sagen?"

„Daß du ihn gewähren lassen sollst, wie er will."

„Und was will er denn? Es ist ja alles Unsinn!"

„Was er will, weiß ich nicht; das kann ich dir aber verraten, er ist bis über die Ohren in deine Mignon verliebt."

„Heinrich!" schrie ich auf, „mein Gott, das ist ja nicht möglich!"

„Ich kann's auch kaum glauben, habe mir, als er mir heute früh die Eröffnung machte, die Lippen zerredet — umsonst. Die Lina — oder keine! Die habe ihm nur noch gefehlt und er wolle ihr Silbergezwitscher hören, alle Tage bis an sein Ende. Wenn das nicht möglich sei, wisse er noch nicht, wie es mit ihm ausgehe, aber für einen anständigen Menschen gebe es doch am Ende nur einen Weg."

„Das kann man aber doch nicht zugeben!" rief ich. „Denke doch, so ein hergelaufenes Ding — und der gute, brave, rechtschaffene solide Mann! Nein, Stetten, das dürfen



wir nicht leiden! Geh hinüber, schaff' die Weibsleute aus dem Raupenhause, laß sie meinetwegen in unsrer besten Kutsche mit vier Pferden bis zur nächsten Stadt fahren, nur bringe sie fort! Ich gehe derweile zum Mehrboom und rücke ihm seinen verliebten Dickkopf zurecht."

„Es wird dir nichts helfen!" rief mein Mann mir nach.

Der Herr Stadtrat sei in den Garten gegangen, sagte mir das Stubenmädchen, als ich an Mehrbooms Thüre klopfte. Ich stieg eilends wieder hinunter. Wie, war er denn schon wieder nach dem unseligen Raupenhäuschen gegangen?

„Mehrboom!" rief ich in den Abend hinaus; es war mir, als hätte ich ein Geräusch gehört, und richtig tauchte dicht neben mir in dem Dunst des Oktobernebels eine große Gestalt auf.

„Mehrboom, ich suche Sie! Wo, um alles in der Welt, stecken Sie denn?"

„Hier!" sagte er dumpf.

„Was machen Sie denn in dem Duft und Dunst?"

„Frische Luft," murmelte er.

„Ach so! Sie haben heute noch gar keine gefunden auf dem Pirschgange? Nein, nein, mein Lieber, ich weiß es besser, Sie steuern dem Raupenhäuschen zu! Mehrboom, was hat mir Stetten eben erzählt!" fuhr ich auf, „sind Sie denn ganz von Gott verlassen, daß Sie Ihr Herz an eine Bänkelsängerdirne hängen? Mehrboom, denken Sie doch, was das heißt; denken Sie an Ihre brave Mutter, an Ihren achtungswerten Namen, an Ihre Stellung, an Ihre Zukunft — es ist ja unmöglich!"

„Aber, liebste Frau Anita, leiser, leiser! Kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm. — Ich weiß es, aber da ist nichts zu wollen; sehen Sie, das alles habe ich mir schon selbst gesagt, und dennoch — —"

Ich zwang ihn, stehen zu bleiben. „Mehrboom, Sie reden sich das ja nur ein," bat ich, und die Thränen rannen mir aus den Augen. „Was kann denn dieses fremde junge, blutjunge Mädchen für Sie sein?"

„Ich weiß es nicht, Anita; fragen Sie mich nicht, ich gebe keine Antwort. Im achtzehnten Jahre habe ich einmal so empfunden für ein Mädchen, so geliebt und nie wieder bis jetzt. Laßt mich doch meinen Weg gehen! Was schadet mir denn ihr Herkommen? Ich habe keine Verwandten, die die Nase rümpfen könnten. — Gönnt mir doch, auf meine Weise glücklich zu sein! Sie ist ein bescheidenes gutes Kind, eine kleine Lerche, die mir den Frühling in die Seele zaubert. Anita — Frau Anita —"

„Und die Mutter? Ich gratuliere zu der Schwiegermutter!" sagte ich bitter.

„Ja, die Mutter," murmelte er fassungslos. „Großer Gott, die Mutter!" wiederholte er, „die verkommene Mutter!"

„Sie wird Ihnen das Leben ja recht behaglich machen," bemerkte ich.

„Lina muß die Mutter vergessen lernen," sprach er

entschieden, „die Alte muß sich verpflichten, ihr Kind nicht wiederzusehen. Ja, das muß sie, Anita; von solchen Personen ist für eine Summe Geldes alles zu erlangen. Nein, das könnte ich nicht, die Mutter könnt' ich nicht ertragen," setzte er hinzu.

„Glauben Sie, daß die ihr Kind verkauft? Mehrboom, was haben Sie für einen Köhlerglauben — das thut keine Mutter! Oder sie wird vielleicht ja! sagen, um Sie erst an das Mädchen festzubinden; sie wird vielleicht anfangs auf Ihren Vorschlag eingehen, eine Zeit lang fernbleiben, aber wenn diese Summe Geldes verbraucht ist, dann steht sie eines Tages in Ihren vier Pfählen, sie ist da und sie bleibt. — Lehren Sie mich nur solches Gesindel kennen; Sie beurteilen die Leute nach Ihrer Gesinnung und sind im Begriff, sich da schön in Disteln und Dornen zu betten, mein Lieber."

„Nein, das darf nicht sein! Ich kann diese unheimliche Person nicht ertragen, dieses Weib mit den verlebten Zügen, mit den gewöhnlichen Manieren, die an die untersten Schenken erinnern," stöhnte er.

„Sie ist die Mutter des Mädchens," sagte ich ernst, „sie gehört zu ihr von Gottes und Rechts wegen."

Er schwieg und seufzte.

„Warum nur gibt es dieses Exemplar von Mutter?" rief er heftig. „Ohne sie risse ich das Mädchen in diesem Augenblick an mein Herz — —. Was war denn das?" fragte er leise und hielt mich am Arm, „gerad', als wenn jemand aufgeschluchzt hätte."

„Gott behüte, hier ist niemand!" beruhigte ich ihn. „Das Raupenhäuschen liegt jenseits des Chausseegrabens. Bester, liebster Freund," flehte ich weiter, „thun Sie mir nur eine Liebe, versuchen Sie doch wenigstens, dieses Mädchen zu vergessen! Ihre Leidenschaft ist zu heftig, zu plötzlich,

sie kann nicht echt sein. Reisen Sie nach Hause, treten Sie vor das Bild Ihrer Eltern und dann bedenken Sie, wen Sie da neben sich stellen wollen unter deren Augen. Glauben Sie mir, der Spuk verweht, zerfließt, wie dieser Nebel morgen früh vor der Sonne zerflattern wird. Nur um das eine bitte ich Sie, versuchen Sie es — geht es nicht, dann haben Sie ja noch immer Zeit, in Ihr Unglück zu rennen."

Er zögerte lange, endlich faßte er meine Hand. „Um dieser Mutter willen werde ich den Versuch machen," seufzte er endlich, „den Versuch, Frau Anita. Ich sage mir ja das alles selbst. — Gut, ich will mich prüfen, aber das sage ich Ihnen —"

„Was denn, Mehrboom?"

„Stünde das Mädchen allein — keine zehn Pferde zögen mich fort von hier — —. Horchen Sie, da hat wieder jemand gestöhnt!"

„Sie leiden an Hallucinationen, Mehrboom; kommen Sie — wo sind wir denn eigentlich? — Kommen Sie, ich mache Ihnen einen Schlummerpunsch, dann schlafen Sie, und morgen in Gottes Sonnenschein fahren Sie nach Hause."

Er antwortete nicht und ich zog ihn fort, dem Hause zu. Ich war zu glücklich, daß er Vernunft angenommen hatte, und segnete die elende Verkommenheit der alten Violinspielerin. Sie ist doch zu was gut, dachte ich; und abends sagte ich noch zum Großpapa: „Die ‚Madame Völkerling' hätte alles versprochen, nur damit sie ihn erst fest machte, nachher würde sie schon die Schwiegermutter herausgekehrt haben; sie liebt ihr Kind ja fanatisch. Dieser gute Oskar Mehrboom hat auch die richtige Menschenkenntnis."

„Du dafür desto mehr!" neckte mich der Großvater, „bist 'ne kluge Frau, Anita."

„Das bin ich auch," erklärte ich großartig.



„Meine Mutter!“ stammelte sie, „meine Mutter — ist tot!“ (S. 205.)

Ja, Kinder, da hatte ich mich aber traurig blamiert! Wie konnte ich denn auch ahnen, was diese Nacht uns brachte! Wie konnte ich denken, daß eine That der Mutterliebe geschah, wie sie mir weder nach noch vor je zu Ohren gekommen ist!

Daß die Alte vernarrt war in ihr Kind, das wußte ich ja; daß sie nur für dasselbe lebte, darbte, sorgte, das hatte sie mir selbst gesagt, daß sie aber — — —

So um sieben Uhr früh, es war noch ganz dämmerig und Großvater und ich saßen am Kaffeetisch, stürzte die Kleine, die Lina, unangemeldet in die Stube, halb angekleidet, das weiche Kindergesicht starr vor Schreck, kreideweiß, zitternd, kaum der Sprache mächtig.

„Um Gottes willen!“ rief ich.

„Meine Mutter!“ stammelte sie, „meine Mutter — ist tot!“

Ich drückte das fassungslose Geschöpf in den Stuhl, von dem ich aufgesprungen war, ließ sie Wasser trinken, rief dem Stubenmädchen zu, sich der halb Ohnmächtigen anzunehmen, und lief hinüber in das Raupenhäuschen. Da lag die Alte als ob sie schliefe, ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen, kalt, starr, tot. Auf dem Schemel am Bette ein geleertes Glas und ein Briefchen, ein kunstlos zusammengelegtes Stückchen Papier, das mit Bleistift geschrieben meine Adresse trug und mit einem mißfarbenen Siegellackklecks verschlossen war. Und als ich es aufriß, stand da:

„Ich habe alles gehört, gestern abend. Ich gehe, gehe nach dort, von wo kein Wiederkommen möglich ist. Ich bin aus dem Wege, Herr Mehrboom darf seine Braut ans Herz drücken, und mein Kind darf glücklich werden in geordneten Verhältnissen, geachtet und geliebt. Ich bitte die Gnädige, sie möge sich bis zum Hochzeitstage des Kindes annehmen, Gott segnet sie gewiß dafür. Und ich bitte, man möge

meiner Lina nicht sagen, daß ich freiwillig ging. Sie glaubt, ich habe an die Frau Oberförsterin geschrieben, um ihr mitzuteilen, daß wir abreisen wollen. — Es kann ja ein Schlagfluß sein.

Ich danke für alles, was Sie und der Herr Oberförster für uns gethan; Gott vergelte es Ihnen an Ihren Kindern. Das Sparkassenbuch bietet Ersatz für die Begräbniskosten, auch soll der Lina eine einfache solide Aussteuer an Wäsche davon bezahlt werden, damit sie nicht als Bettlerin in das Haus ihres Mannes komme.

Ich gehe gern, nun ich mein Kind geborgen weiß.

Lenkwitz, den 23. Oktober 1816.

Lisette Völkerling."

Ja, da lag eine Frau, die für ihr Kind gestorben war, und ich, die Anita von Stetten, ich schämte mich bitterlich meiner Selbstüberhebung, meines stolzen Urteils über diese Mutter, die weiter nichts gewollt und erstrebt hatte, als ihr Kind zu retten, zu retten aus einem Leben, in das das Schicksal sie selbst einst geworfen, und das sie verachten gelernt hatte — zu retten mit Hingabe ihrer selbst.

„Ich sorge für dein Kind," sagte ich halblaut und drückte ihr die müden Augen zu, „ja, ich sorge!" Und in den Armen des Großvaters, der eben hinzukam, weinte ich meine Erschütterung aus.

Die alte Frau wurde begraben. Wir hatten es fertig gebracht, daß das Kind nichts erfuhr von dem Selbstmord der Mutter. Das fast verzweifelnde Mädchen saß im schwarzen Trauerkleide starr und thränenlos in dem Raupenhäuschen, indessen die Mutter zur Ruhe gebettet ward; sie wollte von keinem Trost wissen, so viel ich mich auch um sie bemühte.

Der Stadtrat kehrte bald zurück. Er war anfänglich wie ein Vater um sie her gewesen, dann wie ein liebevoller Bruder, und nun, vom Kirchhof kommend, hielt er es an

der Zeit, sie in seine Arme zu nehmen und ihr zu sagen, daß sie an seinem Herzen alles wiederfinden solle, was sie eben verloren habe, die treueste aufopferndste Liebe. Ich hörte die bewegten Worte und verließ die Stube. Wer mag da stören? Und mir gab's trotz alledem und alledem noch immer einen Stich ins Herz; sie paßten doch einmal nicht zu einander, auch jetzt noch nicht, wo die Mutter tot war. „So, nun ist Verlobung und bald die Hochzeit; der Anfang vom Ende, vom Unglück, ist da!" murmelte ich.



Ich wunderte mich, als der Stadtrat so bald schon zu mir trat, mit blassem Gesicht. „Will sie nicht mit herüber kommen?" fragte ich.

„Nein!" antwortete er. „Sie will auch nicht drüben wohnen, und von meiner Neigung darf ich ihr erst gar nicht sprechen. Sie hat mich so entsetzt angestarrt, daß mir bange wurde — sie muß sich erst beruhigen."

„Ja, wußte sie denn noch nicht, daß Sie sie lieben?" fragte ich aufs höchste erstaunt.

„Sie könnte es wohl wissen," stotterte er, „ich habe ihr oft von meiner Liebe gesprochen, sie im Arm gehalten und geküßt, wenngleich ich noch nicht vom Heiraten sprach; ich meinte, das verstehe sich von selbst. Aber sie ist so mädchenhaft scheu — so —"

„Ueber das Heiraten?“

„Sie stieß mich förmlich zurück,“ sagte er tonlos.

„Reisen Sie auf ein paar Tage weg,“ riet ich. Er zögerte und ward noch niedergeschlagener.

„Nun, dann bleiben Sie meinetwegen hier; ich will einmal mit ihr reden.“

„Thun Sie das, Anita — bitte, bitte!“

Ich ging hinein, die kindlich schlanke Gestalt des Mädchens stand am Fenster, das Köpfchen mit den braunen Locken, die lange nicht mehr so sorgsam geringelt waren als vor ein paar Tagen, wo die Mutter sie noch geordnet hatte, war gegen die Scheiben gesenkt; sie schaute hinaus, als ob sie auf jemand wartete.

„Lina,“ sprach ich, „kommen Sie mit hinüber, Sie können hier nicht allein wohnen. Herr Mehrboom wünscht es ebenfalls und dem zuliebe müssen Sie sich schon fügen, also seien Sie vernünftig, kommen Sie!“

Sie wandte sich nicht einmal um. „Lassen Sie mich hier!“ murmelte sie.

„Nein, nein, Lina!“

„Lassen Sie mich hier — nur diese Nacht noch!“ flehte sie. „Morgen — ja morgen will ich kommen.“

„Meinetwegen! — Sie wissen doch, Lina, daß Sie sich als die Verlobte des Herrn Mehrboom zu betrachten haben?“

„Die Mutter sagte es,“ antwortete sie, und nun drehte sie sich um. Sie sah um Jahre gealtert aus; in den dunklen Augen stand ein Grauen.

„Sie selbst wußten es nicht?“

„Nein, o nein, nichts vom Heiraten!“ wehrte sie ab und das bleiche Gesicht färbte sich purpurn.

„Sie haben ein großes Glück, Lina, daß er Sie zu seiner Frau machen will.“

„So sagte die Mutter auch,“ murmelte sie.

„Machen Sie sich seiner wert, Kind!"

Sie antwortete nicht; sie hielt die Wimpern gesenkt, die Hände gefaltet, und ein Zittern ging durch die ganze Gestalt.

„Gute Nacht! — Wollen Sie nicht ihm auch die Hand geben?"

Sie schüttelte den Kopf. „Morgen!"

„Fürchten Sie sich nicht hier, so allein?"

„Nein, o nein, davor nicht!"

„Gute Nacht!" —

„Sie will Sie heute abend nicht mehr sehen, Mehrboom, morgen," sagte ich. „Man muß bedenken, es ist der Begräbnistag, darum entschuldigen Sie das sonderbare Kind."

„Morgen!" wiederholte er.

Er war bleich und ungeduldig beim Abendessen und verließ uns früh.

„Ich wette, er läuft in dem kalten Winterabend vor dem Hause seiner Auserkorenen auf und ab," sagte der Großvater.

Vor dem Schlafengehen spähte ich noch hinüber. Aus dem Fenster des Raupenhäuschens schimmerte Licht, nicht weit davon, am Stamm einer großen Eiche, lehnte eine dunkle Gestalt.

„Es ist unglaublich, Stetten," flüsterte ich, „dieser große Mann, der die Vierzig hinter sich hat — und verliebt wie ein Jüngling von zwanzig! Und in wen? Läßt sich küssen von ihm und graut sich vor dem Heiraten!"

„Anita," antwortete der Großvater, „du bist ungerecht, sie ist noch ein Kind, die Kleine. Du fandest sie selbst reizend im Anfang."

„Als Kind war sie es, ja! Uebrigens, ihr Männer seht nur immer das hübsche Lärvchen."

Am andern Morgen war der erste Schnee gefallen, und

wie ich die Fenster öffne, um die kostbare Luft zu atmen, liegt ein Sträußchen aus Hagedorn und Stechpalmblättern, aus dem purpurrote Rosenäpfel gar freundlich lachen, auf dem Gesims, leicht vom Schnee überflimmert, und darunter ein Zettel:

„Ich kann nicht leben ohne meine Freiheit — ich mag nicht heiraten! Die Mutter wird mir verzeihen, verzeihen auch Sie Ihrer Lina Völkerling.“

Ich schrie auf vor Staunen und Schreck. Armer Freund! — Da war das Vagabundenblut.

Ich lief hinüber in das Raupenhäuschen — es war leer. Auf dem Tische stand noch das alte Tintenfaß, und der Gänsekiel steckte darin. Auch allerhand Sachen lagen umher; sie mußte nicht viel mehr mitgenommen haben in die Freiheit, als Violine und Guitarre und ihre paar Fähnchen —

Ja, was half's, daß ich da wie angewurzelt stehen blieb und die Hände rang? Sie war fort. „Wenn ich wüßte, daß er den Schlag überlebte, wär's ja gut,“ dachte ich.

Stetten wollte es ihm nicht sagen — ich war natürlich wieder diejenige, die das Henkeramt übernehmen mußte.

Er lief wie ein Rasender hinüber, als glaubte er mir nicht, als müßte er sich selbst überzeugen. Ich folgte ihm nicht gleich, erst nach einer Stunde etwa. Da saß er an dem Tische und hatte ein halb zerrissenes Notenblatt vor sich und starrte darauf nieder, den Kopf gestützt; und das Blatt war naß von Thränen.

Als ich hinzutrat, erkannte ich das Lied

„Sag, wo sind die Rosen hin?“

„Mehrboom, der liebe Gott hat's richtig gemacht,“ sprach ich ihm tröstend zu, „zu Ihrem Besten hat er's gefügt.“

Da stand er auf, drückte mir die Hand und ging wortlos hinaus. Eine Stunde später reiste er ab. Ihr nach? O, bewahre! „Ich würde sie holen, nur damit sie wieder fort=

geht," erklärte er auf meine ängstliche Frage, wohin die plötzliche Reise gehen solle. Aber er konnte seitdem keine Violine mehr hören, und Messen und Jahrmärkten, wo solch fahrendes Sängervolk sein Wesen hat, ging er aus dem Wege. — —

Nun stand das Raupenhäuschen wieder leer. Ich erinnere



mich nicht, wer der Nachfolger von Madame Völkerling und Tochter gewesen ist, aber es ist noch eine bunte Reihe hinterher gekommen. In der Hausthür sieht man noch heute eingeschnitten mit dem Messer: „Hotel zum Wimmerholz". Von Mignon, der kleinen Lina mit ihrem Silbergezwitscher, blieb jede Spur verweht. Es waren ja in Deutschland eben noch ungeordnete Zustände nach den Befreiungskriegen.

Unsre Jungens wollten, als sie in Halle studierten, einmal ein schönes halb verkommenes Weib gesehen haben, das die Lina gewesen sein müsse; aber Bestimmtes erfuhren sie auch nicht.

Madame Völkerling war umsonst gestorben, sie hatte ihr Kind nicht retten können.

Wer vermag einen Wandervogel zu halten, wer den Strom zu hindern, daß er dem Meer zueile?

Das war die Hauptgeschichte vom Raupenhäusel. So schloß Großmutter.



Der silberne Hirschfänger.





„Wie kommen Sie zu den Waffen? Es ist ein Wandschmuck, der in ein Herrenzimmer paßt, aber in dem Schreibzimmer einer Dame nehmen sich Büchsflinte, Schleppsäbel, Revolver, Reitpeitsche und Dolch doch etwas eigentümlich aus!"

So sagte kürzlich eine liebenswürdige Freundin zu mir, indem sie kopfschüttelnd den aus den eben angeführten Gegenständen zusammengestellten Wandschmuck in der Nähe des Kamins betrachtete.

„Andenken, Liebste! Nur Andenken!"

„Ah!"

„Die Büchsflinte, zum Beispiel, führte mein Großvater mit Vorliebe; den ungefügen Säbel trug mein Urgroßvater in der Schlacht bei Leipzig; mit der Reitpeitsche pflegte Großmutter Anita ihren Buben die nötigen Hilfen zu geben, wenn sie bockten, und der Dolch endlich ist kein Dolch, wie Sie meinen, kleine Unwissende, sondern ein Hirschfänger, ein Prachtexemplar mit silbernem Griff und Beschlag, das einzige Stück, welches nicht mir gehört; es wurde mir vielmehr von

meinem verstorbenen Bruder in Verwahrung gegeben, bis dessen Sohn erwachsen ist. Vorläufig steckt dieser Jüngling noch tief in den Schulwissenschaften; auf die Forstakademie wird er dieses interessante Andenken auch nicht mitnehmen — es ist besser bei mir aufgehoben — denn, meine Liebe, diese kostbare Waffe stammt aus fürstlicher Hand und ist der Begründer eines märchenhaften, wenn auch kurzen Glückes geworden."

„Können Sie sich denn ein langes Glück vorstellen?" fragte die Freundin. „Wenn es wirklich etwas wie Glück, märchenhaftes Glück, gibt, so ist es, wenn es ungetrübt sein soll, kurz wie ein Traum. Es muß vorübergeeilt sein, ehe die Nüchternheit des alltäglichen Lebens Zeit findet, einzudringen mit ihrem unbarmherzig grellen Tageslicht, mit ihrer Langenweile und ihrer Kritik."

„Nun, dieses Glück wäre schon stark genug gewesen, der Nüchternheit und Langenweile des Lebens zu trotzen," entgegnete ich.

„Erzählen Sie doch!"

„Nein; ich werde die Erzählung für den ‚Gartenlaubekalender' aufschreiben. Kaufen Sie sich, wenn Sie sich dafür interessieren, das Buch für das Jahr 1895. Sie erfahren die Geschichte der Waffe auf diese Weise ausführlicher, als wenn ich sie jetzt berichte."

„Da muß ich bis zum Herbst warten?"

„Gewiß! Und im Herbst wird sich das kleine Ding besser lesen als im Frühjahr, denn es kommt in ihr viel von der grünen Farbe vor, und die Jagd geht bekanntlich im Herbst auf."

„Natürlich spielt die Geschichte im Forsthause bei Großmama Stetten?" fragte die lebhafte junge Frau. „Wissen Sie, daß ich diese Großmama aus Ihren Mitteilungen so lieb gewonnen habe, als wäre es meine eigene? Wie gut,

wie liebenswürdig und schön muß sie gewesen sein! Schade, daß sich ihre dunkle südliche Schönheit so ganz verflüchtigt hat in den Kindern. — Ihre Mutter, Liebste, Ihre Onkel und Tanten schlagen alle in die Stettensche blonde deutsche Art hinein."

„Ja," gab ich zu, „bis auf die eine."

„Welche eine?"

„Die, die das märchenhafte Glück hatte, das mit dem Hirschfänger zusammenhängt."

„Aber von der weiß ich ja gar nichts!" rief meine Freundin.

„Das glaube ich. Als Sie in unser Städtchen kamen, war sie längst aus dem Vaterhause, leider auch schon tot. Die Großeltern haben es noch erleben müssen, daß sie starb, und es konnten sie nur die Worte trösten, die diese vergötterte Tochter auf dem Totenbette sprach: ‚O, himmlischer Vater, wie herrlich ist es auf deiner Welt! Das Leben ist so schön gewesen, zu schön — es konnte nicht so bleiben. Ich habe in kurzer Zeit mehr Glück genossen als andre in hundert Jahren.'"

„Wie schwer muß ihr das Sterben geworden sein," bemerkte die junge Frau.

„Nein, gar nicht! Sie ging gern, denn — aber das sollen Sie lesen."

Und als sie mich verlassen hatte, holte ich mir den Hirschfänger, legte ihn neben mich auf den Schreibtisch und betrachtete den silbervergoldeten Beschlag der Waffe, dessen Arabesken sich zu dem Namenszuge der Fürsten von A. verschlangen, und den massiven Griff, der die eingravierten Worte trug:

In dankbarer Erinnerung an die Nachmittagsstunde des 3ten November 18 . .

Fürst Bernhard zu A.

Die Begebenheit trug sich selbstverständlich vor meiner Zeit zu, das heißt, ich war wohl schon auf der Welt, aber noch ein kleines vierjähriges Mädchen, und nur dunkel kann ich mich auf eine schöne junge Tante im großväterlichen Hause besinnen. Schön muß sie gewesen sein, die Augen der Großmutter leuchteten so stolz, wenn sie von Isotta sprach. Sie hieß eigentlich Elisabeth, aber Großmutter, die für keines ihrer Kinder ein Kosewort ihrer Muttersprache gefunden hatte, suchte die klingendsten, weichsten Laute der Heimat hervor, um dieses süße Geschöpf zu rufen. So ward ihr jüngstes Töchterlein eine „Isotta" und wuchs auf wie eine fremde, wunderbare Blume in des deutschen Waldes Luft. Großvater war der einzige, der sie rauh und kurz „Lise" rief, alle andern Leute, mit denen sie verkehrte, nannten sie „Isotta". Großvater war auch der einzige, der ihr ab und zu fühlbar machte, daß sie ein ganz irdisches Menschenkind sei, ein einfaches Fräulein von Stetten, das Haustöchterchen einer gut deutschen Familie, die schlichte bürgerliche Sitte übe, deren Töchter Nähen, Kochen, Waschen und Stricken lernen müßten und durchaus nicht ein Feendasein zu beanspruchen hätten mit Guitarregeklimper, Gedichtelesen, Tagebücherschreiben und in weißen duftigen Kleidern umherzuwandeln.



Ja, du lieber Himmel, die Großmama, eine so vernünftige Frau sonst, war ihrer Jüngsten gegenüber wie Wachs!

„Wenn ich nur wüßte, wo ich einen regierenden Grafen für dich herkriegen soll!" polterte der Großvater, „einen,

der dir mehrere Dutzend Lakaien und Kammerjungfern hält, von den Kutschen nicht zu reden!"

„Unter dem thue ich's auch nicht," pflegte Isotta dann neckend zu sagen. „O, padre mio, sieh zu, daß du einen findest!"

Die ganze romanhafte Geschichte, die nun folgt, habe ich von unserm alten Flickdorchen erfahren, die damals schon lange als stille und enttäuschte, aber immer fleißige Hausgenossin droben im Giebelstübchen saß, und es wird am besten sein, ich lasse die Alte selbst reden:

Sie war grad achtzehn Jahr alt geworden, das Fräulein Isotta, da kam ein neuer Forsteleve in die Oberförsterei, denn der Großpapa hatte einen besonderen Ruf als Weidmann und so fünf bis sechs junge Männer waren immer hier. Großmutter hat wie mit Luchsaugen über die junge Schar gewacht, damit sich keine Courmacherei anspinnen sollte.

Als Fräulein Isotta zu ihren Jahren kam, hatten die beiden älteren Schwestern schon geheiratet, und Fräulein Isotta war so stolz und spröde, daß die Mutter sich gar nicht um sie zu sorgen brauchte. Sie schaute nicht auf, das Fräulein Isotta, soviel die armen Jungen sich auch die Hälse nach ihr verrenkten.

Frau von Stetten dachte also nicht im entferntesten an eine Gefahr, als der große blasse Mensch mit etwas vornübergebeugter Haltung zum erstenmal seine Suppe an ihrem Tische aß mit finsterer Miene und wortkargem Munde. Daß er so trübe in die Welt sah, hatte seinen Grund; zwar sprach niemand offen darüber, aber jeder wußte es, daß er schwer litt unter dem Druck seiner zweifelhaften Herkunft. Er sah dem Fürsten ähnlich wie ein Ei dem andern; die Pastorenfamilie, in der er aufgezogen worden war, erhielt ganz offenkundig die Erziehungsgelder von dem fürstlich A.schen Bankier, und die Schüler nannten ihn den „Prinzen" — heimlich, heißt

das, denn sie fürchteten sich vor seinem Jähzorn, seitdem er ein paar derartige Witzbolde mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatte.

Bernhard Freiherr von Botterode hieß er. Botterode ist das Jagdschloß, Sie wissen ja, sagte Flickdorchen.

Freilich kannte ich das schöne alte Schloß.

Der Botterode sollte die Forstcarriere machen, und Ihr Herr Großvater wurde dazu ausersehen, ihn praktisch auszubilden, fuhr Flickdorchen fort. Der Herr Oberförster war gar nicht erbaut davon, besonders nicht, als ein privates Schreiben vom A.schen Hofe folgte, dem etwas Eigenhändiges von Sr. Durchlaucht beigefügt war. Die schlechte Laune wuchs noch, als der junge Mann eintraf, finster, scheu, ungesellig, in seiner Haltung schlaff, unentschlossen, ohne jeglichen Schneid, und obendrein — die Aehnlichkeit! — Der Herr Oberförster war ein Mann von strengsten Grundsätzen, war kein milder Richter über die fürstliche Jugendthorheit, und daß er die Ausbildung dieses Menschenexemplares zu leiten bekam, war ihm daher ganz besonders ärgerlich.

„Wer ist denn die Mutter gewesen?“ sagte er zu seiner Frau, „kurze Röcke, Tricots, Ballettpack, das nichts weiter futtert als Zuckerzeug und Südfrüchte — guck nur das Jammergestell, das gibt dann solche Menschenrasse. Man sieht ihm ja die Schokoladenfütterung auf zehn Schritt an! — Knochen wie ein Rehkitzchen. Hat in seinem Leben noch kein Stück Schwarzbrot hinunter gebracht.“

„Aber Stetten, die derben Knochen machen es doch nicht! Denk nur an die ‚Editha‘, das Pferd steht im Stalle wie ein Häufchen Unglück — und wenn's gesattelt ist und du reitest vom Hofe — alle Wetter!“

Wenn die Frau Oberförsterin ihren Mann auf die „Editha“ brachte, lächelte er gewöhnlich, denn er liebte die schöne englische Stute zärtlich, obgleich sie über die Blüte-

jahre hinaus war und nur noch kleine Waldspazierritte that mit ihrem Herrn. „Ja, siehst du, Anita, — ein Pferd —“

„Ach, Alter, du bist ungerecht und lieblos. Kann der arme Junge dafür, daß der Fürst sein Vater ist? Und außerdem war ja doch seine Mutter die rechtmäßige Frau.“

„Linkshändig!“

„Na, das ist ganz einerlei! Zur Prinzessin konnte er eine Tänzerin nicht machen.“

„Das heißt ja auch nur, dem Leichtsinn ein Mäntelchen umgehängt! Denn als der Bruder, der Erbprinz, starb und unser jetziger Herr zur Thronfolge heran kam, da wurden sie einfach geschieden, eins — zwei — drei —“

„I, bewahre,“ wandte Frau von Stetten ein.

„Nanu, Anita? Er heiratete doch ein halbes Jahr darauf die Durchlauchtigste? Du willst unsern Landesvater wohl gar unter die Mormonen bringen?“

„Gott behüte, Stetten! Es gibt keinen musterhafteren Ehemann.“

„Na also!“

„Ich sage doch nur, sie wurden nicht geschieden! Die Freifrau von Botterode starb, ehe es zur Scheidung kam, das weiß ich. Drei Wochen nach dem Tode des Erbprinzen starb auch sie.“

„An der Schwindsucht natürlich!“

„Nein — an Gift!“

„Davon hab' ich nie etwas gehört.“

„Glaub's schon — aber ich! Der Medizinalrat hat mir's mal anvertraut: sie nahm das Gift, um ihm nicht hinderlich zu sein und weil sie ohne ihn nicht leben mochte. Wenn also der Botterode schlapp und energielos ist — von der Mutter hat er's nicht.“

„Das sind Romane, Anita; ich glaub' an das Gift nicht; und der Botterode ist mir die unangenehmste Persönlichkeit, die es gibt.“

Dabei blieb es. Und ich, fuhr Flickdorchen fort mit traurigem Kopfnicken, ich war die erste, die es merkte, daß nicht alle Leute den Botterode für „unangenehm" hielten; Fräulein Isotta dachte vor allem anders. Sie unterhielten sich zwar bei Tische nicht, die beiden, aber am Waldrand sah ich sie zusammen spazieren sommerabends, und wenn der Herr Oberförster just einmal nicht daheim war, so kam er in die Wohnstube und spielte Klavier, und die gnädige Frau und Fräulein Isotta lauschten. Herr des Himmels, der konnte spielen, aus einer Melodie ging's in die andre; — man hätt's gar nicht für möglich gehalten, daß aus so einem armseligen kleinen Kasten eine derartige Fülle von Wohllaut erklingen könnte, wenn man's nicht mit eigenen Ohren gehört hätte. Zuweilen las er auch; er liebte Hoffmann von Fallersleben, dessen Lieder alle Welt sang, und das ärgerte den Großpapa.



„Er soll die Nase lieber in ein Fachbuch stecken," sagte er, „statt demokratische Lieder zu lesen. Diesen Herren Dichtern und Konsorten haben wir's zu verdanken, daß jeder Lump, der einen Schießprügel bezahlen kann, losknallt, während es

früher ritterlicher Sport war und nur der kunstgerechte Jäger jagen durfte. Aber natürlich muckt's in dem, wär' doch am liebsten selbst der Herr Erbprinz." —

Der Herr von Botterode hat keine leichte Zeit gehabt im Forsthause, die unangenehmsten Aufträge und Arbeiten, die schlechtesten Schußstellen, alles ward ihm zu teil, dazu Tadel über Tadel. Aber der blasse Mann mit den schwermütigen dunklen Augen achtete kaum darauf. Er that, wie ihm geheißen ward, ohne Widerrede und saß abends bei der brennenden Lampe und las und schrieb sich die Gegenwart aus dem Sinne.

Eines Tages ging Fräulein Isotta mit dem Nähzeug und einem Päckchen beschriebener Blätter in die Mooshütte, die einen Büchsenschuß weit vom Hause in dem Walde steht, und als sie nach Stunden wiederkam, da hatte sie heiße Augen und purpurne Wangen, aber die Serviette war ungesäumt geblieben. Dafür lag ein seliges Leuchten über dem schönen Gesicht, und alles, was sie that, war wie im Traum. Und vor dem Abendessen, das draußen unter der Linde eingenommen wurde, fiel sie ihrer Mutter in der Wohnstube um den Hals und küßte sie, und durch das offene Fenster hörte ich ihren Jubel:



„O, Mutter, Mutter, wann darf ich dir vorlesen, was er für mich gedichtet hat?"

Die Frau Oberförsterin ist nicht, wie so manche Mutter, gleich daher gefahren

mit Scheltworten und hat von Dummheiten geredet, sie hat sich das Vertrauen ihres Kindes wohl zu erhalten gewußt und hat gesagt: „Ich lese es lieber für mich, Isotta, leih mir die Blätter.“ Aber das wollte das Kind nicht, und da wußte die Mutter, daß nicht alles, was auf dem Papiere stand, für ihre Augen war. Und spät abends kam Fräulein Isotta noch zu mir in die Giebelstube; sie hatte verweinte Augen und setzte sich still ans Fenster, und endlich fragte sie mich: „Dorchen, warum kann nur Vater den Botterode nicht leiden?“

„Ich ahne es nicht, Fräulein Isotta.“

„Weißt du, was er heute sagte? Botterode sei ein unbrauchbarer Mensch, eine Null, ein Garnichts, nicht Fisch noch Vogel, ein Nagel zu seinem Sarge! Aber, glaube mir, Dorchen, es gibt keine bessere Seele auf der Welt!“

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte. Ihr recht geben, wäre Oel ins Feuer gegossen gewesen; — ihr widersprechen — ganz gefährlich. Es ist schwierig, mit Leuten umzugehen, die lieben.

„Und denke dir,“ fuhr das Mädchen fort, „was neulich der Jagdjunker von R. dem Vater erzählt hat! Die ganze Hofgesellschaft sei froh, daß der unheimliche Mensch aus A. fort wäre; er hasse den Prinzen, und bei seiner Gemütsart könne man alles von ihm erwarten, weil er sich einbilde, wenn der Prinz nicht lebte, würde der Fürst ihn als Erbprinzen einsetzen. Und was meinst du, Dorchen, der Vater glaubt das und sagt: ‚Verschroben genug ist der Mensch dazu.‘“

Sie stieß das letzte unter Thränen hervor, lehnte die Stirn an die Scheiben und schluchzte leise. „Hör mal zu, Dore!“ sprach sie nach einer Weile, „so gut ich's verstehe, will ich dir's hersagen, da kannst du gleich wissen, wie es aussieht in dem armen Herzen:

Ich stehe ferne eurem Kreise,
Ihr Menschen, die ihr glücklich seid,
Denn einsam bin ich, bin verlassen,
Und Worte schildern nicht mein Leid.

Wie ein vom Sturm verschlagner Vogel
Um 's Nestlein klagt in irrer Flucht,
Wie auf dem Meer, dem wilden, öden,
Des Schiffers Aug' den Hafen sucht,

So späh' ich bang nach einem Herzen,
Das sich in Liebe für mich schwellt,
Ein einziges von all den tausend
Auf dieser weiten, kalten Welt.

Und doch ist mir am dunklen Himmel
Ein goldnes Sternlein aufgestrahlt,
Ein Stern — mein einziger, wo andern
Ein Meer von Himmelslichtern strahlt.

O, geh nicht unter, leuchte weiter!
Vielleicht, wer weiß, bist du bestimmt,
Dies arme Herz dereinst zu retten,
Wenn es zu dir die Zuflucht nimmt.

O, leuchte weiter — —"

Isotta vollendete nicht, die Worte erstickten ihr, sie preßte das Taschentuch vor den Mund und lief aus der Stube. Auf der Diele lag im Mondschein ein weißes zerknittertes Blatt; „An meinen Stern" war die Ueberschrift.

Ja, das war nun freilich eine schlimme Geschichte, und was sollte wohl ich dabei thun? Mich dauerte das arme junge Herz mit seiner Liebe, seinem Mitleid und dem Bewußtsein, daß der Vater ein Gegner dieser Neigung und der Liebste selbst so unglücklich war. Wie so eine welke Blume saß sie da, den Kopf gesenkt, die Augen trübe, der Mund zuckend vor Weh.

„Herr von Botterode," sagte ich zu ihm, als ich ihm ein paar Tage nach jenem Abend auf der Treppe begegnete

— er blieb stehen und sah mich verwundert an, soweit dies zu erkennen war in der tiefen Dämmerung — „nichts für ungut, Herr Baron, aber ich möchte Ihnen einen Rat geben — sprechen Sie sich mit Frau von Stetten aus, und wenn Sie keine Erwiderung finden bei den Eltern, dann gehen Sie so weit, als Ihre Füße Sie tragen — vielleicht kann das Kind Sie noch vergessen.“

Himmel! Haben da seine Augen aufgeblitzt, als stände Durchlaucht selber vor mir.

„Ich verstehe Sie nicht!“ schnarrte er mich an und stürmte die Treppe vollends hinunter.

Nun, dann nicht! Jedenfalls hatte ich es mit ihm verdorben. Die Frau Oberförsterin wagte ich auch nicht, darauf anzureden; sie that sehr sorglos, und Fräulein Isotta schien das Vertrauen zu mir verloren zu haben, sie erzählte mir nicht mehr von ihm. Trotzdem hörte und sah ich ja doch alles; die Luft im Hause war schwül wie vor einem Gewitter, und drohende Anzeichen gab's überall, daß es zum Ausbruch kommen würde.

Isotta weigerte sich, die Silberhochzeit bei ihrer Pate, der Frau Amtsrat in Jestedt, zu besuchen. Der Herr Oberförster aber verstand keinen Spaß und befahl. — Ich sehe sie noch stehen in ihrem italienischen Kostüm, die schöne Isotta — sie sollte mit einem Körbchen Orangen einen poetischen Glückwunsch darbringen — das römische Tuch auf den dunklen Flechten, die Silbernadeln darin, der schlanke Leib vom kurzen Mieder umspannt, im faltigen Röckchen, unter dem die schmalen Füße sichtbar waren. Die Hände knitterten das buntstreifige Schürzchen, eine Purpurröte lag auf ihren Wangen, die feinen Nasenflügel bebten und die Augen, die wunderbaren Sammetaugen sprühten im Unmut über den Zwang, den man ihr anthat.

Frau von Stetten sah ihr Kind mit atemloser Bewun-



Frau von Stetten sah ihr Kind mit atemloser Bewunderung an. (S. 226.)

derung an; so schön hatte ihr Liebling noch nie ausgeschaut. Draußen hielt der Wagen schon, im Flur rief der Herr Oberförster ungeduldig nach seinen Damen und erschien gleich darauf in der geöffneten Thür, um selbst nachzuschauen. Die gnädige Frau warf Fräulein Isotta rasch den Pelzmantel um und schob sie der Thüre zu. Ich folgte ihnen, denn ich sollte als eine Art Kammerjungfer mitfahren; die Frau Amtsrat hatte darum bitten lassen, damit ich ihren Gästen behilflich sei.

Und dann gab's auf dem Flur eine Begegnung — der Botterode stand an der Hausthür und verschlang mit Blicken der Eifersucht das schöne Mädchen. Sie gab stumm und doch beredt die Blicke zurück, über das Antlitz des Herrn Oberförsters aber lief ein zornesroter Hauch, als er die lange schlanke Männergestalt aus dem Schatten der nahen Hausthür tauchen sah; er murmelte etwas in seinen Bart, und die gnädige Frau legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. Brummend stieg er hinter ihr und Isotta in den Wagen.

Hätte er gesehen, was ich sah — — wie eine Gestalt sich blitzschnell auf den Bock schwang neben den Kutscher und mit uns hinausfuhr in den dunklen Spätherbstabend. Aber der Herr Oberförster saß auf dem Rücksitz neben mir und ahnte nicht, daß der Verhaßte, um den Anblick des geliebten Mädchens noch einmal zu haben, um ihr nahe zu sein während der Festnacht, mit uns fuhr, er schimpfte nur weidlich über die unpraktische Einrichtung seines alten Freundes, am Vorabend des Hubertustages zu heiraten, wo doch jeder wisse, daß der Weidmann von früh an keine Ruhe habe.

Eingeladen hatte man Botterode nicht; er war so menschenscheu, er machte nirgendwo Besuche, aber er gönnte auch sie nicht den Menschen, die er verachtete.

Als der Wagen hielt, war er nicht mehr auf dem

Bock. Der Oberförster kletterte zuerst hinaus und half seiner Frau, ich aber mußte sehen und hören, wie auf der andern Seite ein junges Menschengesicht mit flehendem Ausdruck sich



in den Wagen bog und dem bebenden Mädchen zuflüsterte: „Denk an mich, Isotta!"

„Mit jedem Atemzug!" war die Antwort.

„Mein Stern, mein Lieb!"

„Bernhard! Lieber, lieber Bernhard!"

„Ich bin im Garten — sehe durch die Fenster. — Tanze nicht, Isotta, tanze nicht — ich ertrüge es nicht!"

„Ich tanze nicht!"

Sekundenschnell waren die Worte hin und her geflogen. Ich richtete mich auf und stieg langsam aus, ich wollte ihnen die Minute gönnen, dachte an meine eigene Jugendliebe — da hörte ich einen Kuß, dann huschte Isotta über den Wagentritt und folgte den Eltern ins Haus.

Es ging hoch her den Abend, wie's so ist bei großen

Festlichkeiten auf dem Lande in einem vornehmen Haushalt, und den führten Amtsrats, obgleich sie nicht auf eigenem Grund und Boden saßen. Aber es hieß überall, sie tauschten nicht mit dem größten Rittergutsbesitzer, denn es war fürstliche Domäne und der Pachtzins lächerlich gering. Da nun schon vom Urgroßvater an Otterstedts auf dieser Pachtung saßen, kann man sich ja leicht vorstellen, wie die Geldsäcke der Familie angeschwollen sein mußten, schier zum Platzen — so erzählten die Leute.

Das gehört nun freilich nicht unmittelbar zur Geschichte, aber ein wenig doch, damit ich alles so recht beschreibe in seiner Pracht. Dem heutigen verwöhnten Menschen mag's ja einfach vorkommen, damals aber staunte jedermann über den Luxus bei Otterstedts. Freilich, sie verkehrten mit dem ganzen Adel der Nachbarschaft, und der Fürst war jährlich mehrere Male zur Jagd auf Festedt.

Das war denn ein Leben heute! Ueberall Lichter, die aus Tannengrün flammten; die alten geschnitzten Treppengeländer unter Grün versteckt, alle Thüren umkränzt, der Fußboden mit Blumen bestreut, und in den Zimmern eitel seidene Bezüge, glitzernde Kronleuchter und Spiegel in Goldrahmen. Das Parkett so glatt wie eine Schlittschuhbahn, die Luft voll feinen Räucherwerks, Mädchen mit schneeweißen Schürzen, betreßte Diener, und alles voll Gäste, lauter Vornehme.

Ich befand mich in der Garderobe, half den Damen die Mäntel ablegen, in Gemeinschaft mit des Gärtners Frau, deren Mann heute mit aufwartete, seinem alten steifen Rücken zum Trotz. Und als die Aufführungen im Saale begannen und es stille ward in unserm Zimmer, wo alle die feinen Damenmäntel und Shawltücher hingen, da saßen wir denn und schwatzten von diesem und jenem, was man so spricht: wie lange sie, die Alte, nun schon hier auf

Jestedt sei, und woher sie gebürtig, und wie sie ihren Mann kennen gelernt, und daß ihr alle Kinder klein gestorben seien bis auf einen, der bei den Jägern gedient und nun in A. als fürstlicher Lakai sein Brot esse. Ach ja, die Großen und die Vornehmen, die haben's doch auch nicht immer so leicht, wie man denkt; das erfährt man erst, wenn man so jemand bei Hofe hat. „Ist's denn wahr, Fräulein Dorchen, daß jetzt der Botterode auf der Oberförsterei lebt?"

„Ja!" sagte ich.

„Na, dem mag's wohl sein dort, nun er wieder aus der Hetze heraus ist."

„So? Ja, bei uns ist's still und friedlich," antwortete ich ausweichend.

„Ih nun, Sie wissen doch —?"

„Freilich, ich weiß —"

„Ja, sehen Sie, Fräulein Dorchen, Durchlaucht hat's gut gemeint, daß er den Jungen nach dem Tode der Fürstin als Spielkameraden des Prinzen ins Schloß nahm, aber, du lieber Himmel, als ob's nicht alle Welt weiß, was für eine Bewandtnis es mit dem armen Schelm hat. Da fanden sich Leute, die haben gehetzt und gehetzt und dem Prinzen zugeflüstert, der Botterode sei ein schlechter Gesell und trachte danach, ihn bei seinem Vater anzuschwärzen; und dem Fürsten haben sie allerlei Erlogenes zugetragen über den Charakter des armen Kerlchens, und eines Tages hat's das Unglück gewollt, daß die beiden Jungen in Zank geraten sind — so an die fünfzehn Jahre mag der Botterode gewesen sein, und der gnädige Erbprinz dreizehn — und da ist denn der Gouverneur grad dazu gekommen, wie der Botterode über die kleine erbprinzliche Durchlaucht hergefallen ist und ihn gepufft und geknufft hat, daß es einen Hund hätt' jammern können. Ist 'ne Jungensprügelei gewesen, natürlich, und hätten alle am besten gethan, als ob

sie's nicht gesehen, aber da hat man dem Fürsten erzählt, der Botterode habe den Erbprinzen würgen wollen, Durchlaucht sei schon blitzblau gewesen. — Na, da hat der Fürst ihn in eine Pension gesteckt, und dort ist er geblieben, bis er zur Universität ging, und dann soll ja wieder etwas vorgekommen sein zwischen dem Prinzen und ihm. Ich versteh's nicht so, die Studenten sind ja wohl ein rauflustig Volk, und die Heidelberger und die Bonner, die haben sich, glaube ich, mal irgendwo da am Rhein getroffen. Von Bonn ist der Erbprinz dabei gewesen, und von Heidelberg aus der Botterode, und wie sie sich gesehen haben, ist's auch gleich losgegangen, und der Botterode hat so wenig Respekt gehabt, daß er dem Erbprinzen das Gesicht zerschlug. — — Der Fürst hat ihn dann nie wiedersehen wollen; lieber Gott, und wie es zur Welt kam auf Schloß Botterode, das arme Kerlchen, da hat Durchlaucht vor der Wiege auf den Knieen gelegen und geweint vor Glück.

So geht's! Meine Schwester, die auf Botterode diente dazumal, die hat erzählt, wie in einem Märchen so glücklich hätten die zwei Leute gelebt, und gar, als ein Kind dagewesen. Und da muß nun das Schicksal wollen, daß der ältere Bruder des Prinzen, unsres jetzigen Fürsten, stirbt und er auf den Thron steigen muß. — Ja, man denkt immer, wärst du doch ein König! Aber 's ist schwer, Fräulein Dorchen, bin lieber in meinem Gärtnerhause, denn, sehen Sie, selber gehört sich doch kein Fürst."

Sie nickte, rückte die Brille wieder von der Stirn auf die Nase und nahm eine Masche ihres Strickstrumpfes mit vieler Umständlichkeit auf.

Armer Botterode! dachte ich.

Und auf einmal wird da ein Laufen und Rennen und Thürenschlagen im Hause, und dann stürzen ein paar Dienstmädchen in die Garderobe und die eine schreit uns zu: „Herrje!

Nein, denken Sie doch, Frau Heinemann, der Erbprinz — der Erbprinz ist gekommen!“

„Heilige Güte!“ stammelte ich und mir war's auf einmal ganz beklommen, ich wußte nicht gleich, warum.

Aber nun hielt's die alte Frau nicht mehr aus. „Mag's kosten was es will, Fräulein Dorchen,“ sagte sie, „die alten Mäntel und Hauben werden ja keine Beine bekommen, um wegzulaufen — wir gehen auf die Terrasse und schauen durchs Saalfenster. Aber nehmen Sie sich ein Tuch um, den November spürt man, die Luft ist voller Schnee heut abend.“

Und richtig, ich ging mit, als risse mich etwas hin.

Den Garten hatte man wohlweislich abgesperrt an dem Abend, denn die Lämpchen für die Illumination waren bereits am Morgen um alle kahlen Beete und halberfrorenen Rasenplätze gesetzt und mußten vor unvorsichtigen Menschenfüßen gehütet werden. Die Alte trug den Schlüssel zur Pforte bei sich, da die Gärtnerwohnung im Park liegt. So schritt sie, mich immer an der Rockfalte dicht neben sich haltend, damit ich ja keinen Schaden anrichte, vorwärts der breiten Terrasse zu, die die ganze Breite des Herrenhauses entlang lief und am sogenannten Gartensaale mündete, in dem die Feier stattfand. Wir kamen die Stufen empor und zu den Fenstern hinüber, durch die wir bequem das ganze Festgewoge überblicken konnten.

Im Saale drinnen war alles in Bewegung, der Prinz eben eingetreten; ein blonder Herr mit stolzem blassem Gesicht und einem tüchtigen Schmiß auf der linken Wange, gefolgt von dem Kammerherrn und Adjutanten. Die Aufführung schien unterbrochen, zwei junge Mädchen in der Tracht der Jestedter Bäuerinnen standen mit roten Gesichtern vor den leeren Stühlen des Jubelpaares, das dem hohen Gast entgegengeeilt war. Der Prinz führte eben die Silberbraut wieder zu ihrem Sitz und nahm neben ihr den bekränzten



Herr des Himmels, wie sie daher trat in dem eigenartigen Kostüm!
(S. 237.)

Stuhl des Bräutigams ein, der, glücklich lächelnd, hinter ihm stehen blieb; und der unterbrochene Vortrag begann nach einigen Verlegenheitsreden aufs neue.

Wir konnten ja nichts verstehen, wir sahen nur, daß die niedlichen Bauernmädchen sprachen und endlich etwas überreichten. Ich blickte mich vergebens nach Isotta um. Dann kam ein Drehorgelmann, den ich kannte, trotz seiner gelungenen Verkleidung — es war ein Kürassieroffizier aus der benachbarten preußischen Garnison — der nach der Melodie „Ei du lieber Augustin" etwas Spaßhaftes sang, das viel belacht wurde. Und dann — mir fing auf einmal das Herz an zu klopfen bis zur Halskrause hinauf — unsre Isotta.

Herr des Himmels, wie sie daher trat in dem eigenartigen Kostüm! Dieser Stolz in der Bewegung, diese Schönheit dazu. — — Es wurde mir jetzt selber heiß bei dem Anblick; was Wunder, wenn der Prinz vorgebeugt, mit starren Augen und offenem Munde an ihren Zügen hing! Und daß er, als sie geendet, zu ihr redete, als sei sie ihm zu Ehren erschienen.

Und da packte mich wieder jene unerklärliche Angst. Ich trat vom Fenster zurück und spähte umher nach Botterode — er wollte ja doch im Garten sein. Und gar nicht weit hatten meine Augen zu suchen; er stand da an der Thür und sah mit einem Gesichtsausdruck auf die Scene, wie der Löwe, den ich einmal in der Menagerie hinter den Gitterstäben liegen sah, wild, heiß, verzweifelt; und seine Hand zupfte wie in innerer Unruhe an dem dunklen Schnurrbart. Die Heinemann flüsterte verdrießlich, wer denn das sei, und wie der daher



käme. Ich antwortete ihr ebenso leise, das sei eben der Botterode, der wolle unser Fräulein gern sehen. Eingeladen sei er nicht, und sie, die Heinemann solle ihn da nur lassen, er stecke den Garten nicht in die Tasche.

Na, das wisse sie, aber der Herr Amtsrat habe verboten, daß Fremde eintreten. „Meinetwegen, ich will ihn nicht sehen. — Hat sich wohl gar verliebt in euer Fräulein?" forschte sie dann.

„Der?" — log ich — „warum nicht gar! Die sind wie Geschwister zu einander."

Damit schwieg ich und ließ die Alte murmeln; ich war im Schauen versunken, und meine Blicke gingen immerzu von drinnen nach draußen. Die Isotta stand da wie ein steinernes Bild, aber ihre Augen irrten umher und streiften angstvoll die Fenster, die mit leichtem weißem Mull verhängt waren. Und dabei wogte jetzt alles kunterbunt durcheinander, Diener und Mägde trugen kleine fertig gedeckte Tischchen in den Saal; daran sollte die Jugend essen, erklärte die Heinemann. Zum Nebenzimmer öffneten sich die Thüren, und man konnte die köstlich geschmückte Tafel sehen. Der Hausherr und die Hausfrau mochten um einen würdigen Tischplatz für den hohen Gast besorgt sein, sie eilten aus und ein, und der dicke Jubelbräutigam wischte sich das erhitzte rote Gesicht unaufhörlich mit dem Tuche, während der Prinz jetzt von einem der alten Herrschaften zum andern trat und huldvolle Worte sprach. Wenigstens sah er sehr freundlich aus, und unserm Herrn klopfte er sogar auf die Schulter, und der verzog sein ärgerliches Gesicht zum Lächeln.

Endlich schien alles geordnet, denn der Herr Amtsrat trat mit tiefer Verbeugung vor den Prinzen und deutete nach dem Nebenzimmer. Alles ordnete sich stillschweigend, die Herren gesellten sich den Damen zu, die sie zur Tafel geleiten wollten, um sich ohne Zögern dem hohen Gast

anzuschließen, wenn dieser der Frau Amtsrat den Arm geboten haben würde. Aber der lachte, schüttelte mit dem Kopf, deutete auf einen der Tische inmitten des Saales, wandte sich um und war mit ein paar Schritten vor unserm Fräulein Isotta, machte eine tiefe Verbeugung, und an dem verblüfften Herrn Amtsrat vorüber führte er sie zu dem kleinen für nur vier Personen gedeckten Tischchen, dann winkte er seinen Adjutanten, der eine Freundin Isottas am Arme hatte, hinzu, und die ganze ältere Honoratiorengesellschaft zog mit verwunderten Gesichtern zu der Prunktafel hinüber. Nur des Herrn Amtsrats lautes wohlgefälliges Lachen gab Zeugnis, daß er seine Fassung wiedergefunden und verstanden habe, daß Jugend zu Jugend wolle und ein Prinz, der harmlos gemütlich die Silberhochzeit seines Domänenpächters beehre, sich schließlich auch zu amüsieren gedenke.

Fräulein Isotta hat mir später erzählt, daß der Prinz gerufen habe, er wolle dem Silberbräutigam die Braut nicht rauben; er sei nicht gekommen, zu stören, sondern froh zu sein mit den Frohen. Er bleibe bei der Jugend und werde sich eine Partnerin schon wählen. Und so führte er es auch aus.

„Nein so etwas, nein so was!“ wunderte sich die Heinemann neben mir; und ich sah auf den Botterode, der sich nicht mehr den Schnurrbart strich, sondern unbeweglich wie eine Säule stand und starr nach seinem Schatz blickte, die, uns den Rücken zuwendend, zwischen dem Erbprinzen und seinem Adjutanten saß. Ob sie sehr fröhlich war? Wer konnte es ergründen! Ihre Gesichtszüge sahen wir nicht, aber sie wandte den schönen Kopf artig und wohlerzogen zu ihrem Tischherrn, stieß mit ihm an und horchte seinem Plaudern zu und der war vergnügt und trank von Anfang an Champagner. Und es war, als ob seine Lustigkeit ansteckte, denn das Lachen und Jubeln nahm bei jedem neuen Gericht zu. Und dazu die Musik und dann der Toast des Herrn

Amtsrates, der auf die Schwelle der beiden Gemächer trat und den durchlauchtigsten Gast leben ließ. Und dann ließ dieser das Jubelpaar leben, und die Fensterscheiben zitterten, so riefen sie „Hoch"! Aber was war das alles gegen den



Jubel, als zu Ende der Tafelei der Erbprinz noch einmal das Glas ergriff und mit einer so lauten Stimme, daß auch wir es deutlich hörten, die Damen hoch leben ließ, die Schönheit und die Jugend; und dann stieß er mit Jsotta an, und der Blick dabei, der lange Handkuß, obgleich man sah, daß sie ihm diese Hand entziehen wollte!

Eine Männerstimme neben uns murmelte etwas wie in atemloser Angst; der Botterode hatte die Klinke der Saalthür erfaßt und sah aus wie einer, der nicht mehr weiß, was er thut.

„Gehen Sie ins Haus," raunte ich der Heinemann zu, „ich muß mit ihm reden, sonst macht er noch eine Dummheit."

„Der will sich doch nicht etwa da hinein drängen?" flüsterte diese ängstlich. „Gott bewahre uns, der Mensch ist wohl nicht bei Troste! Der ist eifersüchtig, Dorchen, so wahr wie ich die Heinemann bin!"

Sie ging aber wirklich, schon aus Angst, weil sie dachte, es gäbe einen Skandal, wenn der tolle Botterode da hinein stürmte.

Und richtig — ehe ich noch hinüber kommen konnte zu ihm, rüttelte er plötzlich an der Thürklinke wie ein Rasender; aber, Gott sei Dank, die Thür war zugeschlossen und die Jugend da innen, die lärmte und lachte zu der Musik, daß sich kaum die Nächststehenden flüchtig umwandten ob des Geklopfes.

„Herr von Botterode," rief ich, „ich bitte Sie um Gottes willen!" und riß seinen Arm zurück. Da sah er mich zuerst an, als sei ich eine Schlange, die er zertreten müsse, dann aber fuhr er mit der Hand über die Stirn, nickte, vor sich hin blickend, mit dem Kopf und lehnte sich, wie schwach, mit der ganzen Gestalt gegen die steinerne Einfassung der Thür.

„Gehen Sie fort von hier, Herr Baron!" bat ich, „Sie quälen sich unnütz; Fräulein Jsotta kann nichts dafür, wenn sie dort neben dem Prinzen sitzt. Sie hat keinen andern lieb wie Sie. Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich so offen spreche, ich meine — Sie quälen sich und das Kind."

Ich redete nochmals vom Fortgehen, da machte er eine ungeduldige Handbewegung und seine Blicke hingen wieder wie gebannt an der schönen Italienerin. Dann ward plötz-

lich alles lebendig dort innen, die Tische wurden entfernt, Fenster geöffnet und deutlich drangen zu uns Stimmen heraus. Ich hatte Seelenangst, auch diese Thür würde aufgemacht werden, aber sie blieb zu, der Herr Amtsrat hatte wohlweislich den Schlüssel abgezogen, damit das leichtsinnige junge Volk nicht, heiß vom Tanze, hinaustrete in die kalte Nachtluft und sich Krankheit oder gar den Tod hole.

Dann klang ein Marsch von der Galerie, und nun formte sich die Polonaise in feierlichem Zug; voran diesmal der Prinz mit der Frau Amtsrat, die in einem grauen Moirékleid und großer Brillantagraffe wie eine Königin strahlte. Durch alle Stuben wand sich der Schwarm der Menschen, und als sie wieder den Saal betraten, da ging die Musik in einen Walzer über.

Ich meine, damals wäre ein Walzer schöner gewesen als heutzutage; so langsam, so wiegend, so wie geschaffen für zwei Leute, die sich lieben. Man hätte immer singen mögen: Ich liebe dich — ich liebe dich! zu der alten süßen Melodie in langsamem Dreivierteltakt. Schade, daß die Isotta nicht tanzen will heute abend, dachte ich —. Warum sich nur die Verliebten das Leben so schwer machen mit Eifersucht und solchen Dingen? Und doch ist's auch wieder so schön, daß man alles entbehren will, in Gedanken an den einen. Richtig — da ließ das Kind ihren Polonaisentänzer stehen und schüttelte mit dem Kopf, und neben mir hebt ein erleichternder Seufzer die Brust des Lauschenden. Wie angezogen von seiner Gegenwart, wandte sie sich durch das Gewühl der Tanzenden und kam herüber zu der Thür, an welcher wir standen, und spähte in die Herbstnacht hinaus.

Ich trat zurück, denn er bog sich gegen die Scheiben. Ob sie sich erkannt und durch ihre Augen miteinander gesprochen haben, ich weiß es nicht; ich sah nur vom andern Fenster aus, wie der Prinz suchend im Saal umherspähte, wie er

dem Adjutanten winkte, wie dieser ebenfalls suchte und dann zu der Thür hinüber eilte.

Unwillkürlich trat ich wieder zu Herrn von Botterode; ich hörte sein schnelles Atmen während der nächsten Minuten,



in denen Isotta sich weigerte, das Engagement des Prinzen anzunehmen, der nun auch zu ihr gekommen war; der Herr Oberförster war ebenfalls hinzugeeilt, es gab ein anscheinend sehr höfliches, scherzhaftes Hin- und Widerreden, und dann legte der Prinz seinen Arm um die Taille Isottas und zog sie in den Wirbel des Tanzes. Und da, ehe ich es hindern

konnte, hatte sich die Faust des Botterode gehoben, ein Klirren und Prasseln — die Fensterscheibe war unter dem wuchtigen Schlage in tausend Trümmer gegangen, und langsam wandte er sich ab und schritt über die Terrasse die Stufen hinab in die Nacht hinein, die Zähne aufeinander gebissen, leise pfeifend oder zischend, mit einem schier verachtungsvollen Achselzucken.

Als der Amtsrat, zornesrot, und der Oberförster die Thür aufrissen, die Gäste sich um beide drängten, um zu sehen, was es gäbe, da verschwand er eben in der tiefen Dunkelheit, und ich stand da, blaß und zitternd wie eine ertappte Sünderin.

„Was war das?" herrschte mich der Herr Oberförster an, hinter dem jetzt totenbleich Isottas Köpfchen hervorlugte. „Sie müssen den unverschämten Patron gesehen haben, der solchen Unfug verübte!"

Ich wollte antworten und konnte nicht, so angstvoll sahen mich die dunklen Mädchenaugen an.

„Reden Sie!" donnerte der Herr Amtsrat.

Da stotterte ich, aus Versehen sei ich zu heftig mit dem Kopfe gegen die Scheibe gefahren, weil ich gern Durchlaucht mit unserm Fräulein hätt' wollen tanzen sehen.

Es war eine Lüge, und geglaubt wurde sie mir wohl nicht, aber man gab sich zufrieden und trat in den Saal zurück; und Isotta, die bei mir bleiben wollte, nahm der Vater heftig bei der Hand und zog sie hinein. Ich aber hatte genug vom Zuschauen und ging wieder in die Garderobe, und dort saß ich, bis unsre Herrschaft kam, die gleich nach dem Prinzen das Fest verließ, weil die Frau von Stetten sagte, der Herr Oberförster müsse sehr früh wieder auf den Beinen sein.

Im Wagen ward kein Wort geredet; nur einmal sprach der Herr Oberförster; als es anfing in großen Flocken zu schneien, sagte er: „Wenigstens etwas, das einen freut!" —

er meinte es wegen der Jagd. Aber daheim gab's noch eine böse Scene, und an die will ich denken, solange ich lebe; ich mußte leider dabei sein von Anfang bis zu Ende. Und da kam es denn heraus, daß der Botterode tags vorher um Fräulein Jsotta angehalten hatte bei Herrn von Stetten und mit einem kurzen und sehr bestimmten „Niemals!" abgewiesen war, was zur Folge gehabt, daß sich die beiden jungen Leute „ewige Treue" schworen und daß Jsotta sich jetzt gegen den sonst so hoch respektierten Vater mit einer Willenskraft auflehnte, die dessen Verwunderung und Zorn in gleich großem Maße erregte.

„Und nie und nimmer gebe ich meine Einwilligung zur Heirat mit einem Menschen, der schleicht und brütet wie das böse Gewissen selbst, der brutal rachsüchtig und somit zu allem Bösen fähig ist, der eine Frau nur elend machen kann!" erklärte Herr von Stetten auf den Einwand Jsottas, daß sie nie einen andern lieben würde.

Frau Anita saß bleich in ihrem Staatskleide von raschelnder lila Seide auf dem Fenstertritt; Jsotta stand, die Arme herabhängend und die kleinen Hände zur Faust geballt, mit erhobenem Kopf und blitzenden Augen mitten in der Stube, geradezu unheimlich anzuschauen in ihrer Empörung.

„Ich werde nie anders von ihm denken, wie bisher!" stieß sie hervor.

„Liebes Kind, denke wie du willst, Gedanken lassen sich nicht verbieten — es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Leider kann ich dem jungen Herrn nicht die Thüre weisen, denn er ist auf Befehl des Fürsten hier, und dessen ist das Haus, in dem ich lebe; aber ich kann bestimmen, wo meine Tochter einstweilen wohnen wird. Ich bringe dich übermorgen nach Pommern zu deiner Schwester Minna. Morgen geht es leider nicht, weil die Saujagd am Weddehagen angesetzt ist, aber bis übermorgen abend mag dir die Mutter deine Sachen besorgen."

Isotta antwortete nicht, aber ihre blassen Lippen zitterten.

„Nach seinem Benehmen von heute abend," fuhr er fort, „hätte ich übrigens nicht erwartet, deinerseits noch eine Entschuldigung zu hören! Du warst sonst immer ein feinfühlendes, taktvolles Mädchen. Der Faustschlag in die Fensterscheibe, der eine fröhliche, harmlose Gesellschaft um die Festfreude bringen konnte, ist ein Gassenbubenstreich, eine Eselei — übrigens danke ich Ihnen, Dorchen, für die herrlich gelungene Notlüge," wandte er sich an mich, „wenn ich Ihnen auch keineswegs dankbar bin für die Kuppeldienste, die Sie dem Herrn von Votterode erwiesen haben."

Ich war tief beschämt. „Herr Oberförster —," stieß ich hervor.

„Schweigen Sie!"

Frau von Stetten sah mich an und legte den Finger auf den Mund. Isotta hatte ihren Kopf noch mehr in den Nacken geworfen.

„Geh jetzt zu Bett!" befahl der Vater.

Sie schritt, ohne eine „Gute Nacht!" der Thüre zu — das war noch nie dagewesen. Ich aber folgte ihr, denn ihre Glieder bebten wie im Krampf, und hinter mir kam Frau von Stetten; so eilten wir, die Treppe hinaufsteigend, dem Mädchen nach so rasch wir konnten, aber wir kamen doch zu spät — denn hinter ihr flog der Riegel zu, und wie wir auch baten und flehten, Isotta öffnete nicht.

„Mein Gott," sagte Frau von Stetten, „weshalb nur kam der Mensch in unser friedliches Haus, Dorchen! Ich muß zu meinem Mann hinunter, er braucht ein paar Stunden Schlaf, der Weg nach dem Weddehagen ist weit und Seine Durchlaucht selbst mit dem Erbprinzen sind zugegen bei der Hubertusjagd, und Gott weiß, wer noch! Hören Sie, Dorchen, schlafen werden wir beide heute nicht, denn um fünf Uhr morgen nachmittag ist Schüsseltreiben, und wenn auch nach

Möglichkeit vorgesorgt ist — das Tafeldecken bleibt uns beiden. Und nun bitte ich Sie, achten Sie auf das Kind, Dorchen, ich mache Sie verantwortlich für Isotta. Gehen Sie nicht von der Thüre fort, klopfen Sie und bitten Sie unverdrossen um Einlaß; ich komme wieder, sobald Stetten schläft. Und, Dorchen, wenn der Botterode etwa heimkommt — ich will ihn sprechen und wenn's drei Uhr morgens ist."

In diesem Augenblick erscholl die Donnerstimme des Herrn durch den Flur: „Der Herr von Botterode soll sich an der morgenden Jagd nicht beteiligen, Ziegenfuß," — das war einer der Förster — „bestellen Sie es ihm! Er mag mit Christian nach dem Buchenhäuschen gehen und den Bau des neuen Futterschuppens besichtigen."

„Sehr wohl, Herr Oberförster!" antwortete der alte Mann.

Dann krachte eine Thür und es ward still. Frau Anita nickte mir zu; „das wird wohl so am besten sein," flüsterte sie und stieg die Treppe hinunter.

Ich hockte mich auf die Schwelle von Isottas Stube und hielt Wacht, aber es fiel mir nicht ein, zu klopfen. Totenstill war es im ganzen Hause und stockfinster dazu, nur unten an der Treppe dämmerte ein kaum bemerkbarer Lichtschein. Mich fror und ich fürchtete mich; ich dachte an das arme junge Herz dort innen und an meine eigene Jugend mit ihrem großen, nie überwundenen Leid, und wie eine echte, wahre Herzensneigung fast immer mehr Schmerzen als Glück bringe.

Die alte Uhr drunten im Flur hob zum Schlagen aus, dann kamen zwei heisere Töne — zwei!

In Isottas Zimmer hörte ich jetzt ein leises Geräusch, dann ward vorsichtig die Thür aufgeklinkt, nun ganz geöffnet, und dicht an mir vorüber setzte das Mädchen den Fuß auf die Schwelle. Ich saß ganz still, sie hatte mich nicht be-

merkt, ich nicht gesehen, wohin ihre leisen Schritte eilten; die Treppe hinunter war sie nicht, ich hätte sonst ihre Gestalt bemerkt gegen den hellen Schimmer. Vorsichtig erhob ich mich. Nun kaum hörbares Klopfen an eine Thür — das mußte des Botterode Thür sein. „Bernhard!“ hörte ich sie flehen, „Bernhard, ich will dir adieu sagen, laß mich nicht so fortgehen! Du thust mir unrecht mit deinem Zorn — so begreife doch, daß ich dem Prinzen den Tanz nicht abschlagen durfte.“



Keine Antwort.

„Eile, gib mir die Hand! Du siehst mich vielleicht nie wieder,“ jammerte sie. „Oder, bist du nicht da? Lieber Bernhard, Bernhard, wo bist du dann? Ach, thu' dir nichts zuleide — du weißt ja nicht, wie lieb ich dich habe!“

Nun ein leises, fassungsloses Schluchzen.

„Bernhard!“ stieß sie nochmals hervor, „Bernhard!“ Und als alles still blieb, kam sie tastend zurück, und ich huschte vor ihr über die Schwelle des Stübchens und dort zündete ich Licht an, als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte.

Sie gab sich ihrer Angst und ihrem Schmerz so voll=

ständig hin, daß sie sich kaum wunderte, mich zu sehen; sie warf sich aufs Bett und schluchzte und weinte zum Gotterbarmen.

„Isotta," fragte ich, „Kind, wo wollten Sie denn hin?" Denn meine Blicke waren auf ihr Kleid gefallen, ein dunkles wollenes Kleid, wie man es wohl zu einer Reise an kühlen Herbsttagen anlegt, und ein gepacktes Ledertäschchen stand auf dem Stuhl an ihrem Bette.

Keine Antwort, nur Schluchzen.

„Fräulein Isotta, so können Sie doch Ihre Mutter nicht betrüben wollen?"

„Sie liebt mich nicht mehr!" stieß sie hervor, „niemand liebt mich mehr!"

Und da stand Frau von Stetten plötzlich in der Stube; sie hatte eine pelzgefütterte Hausjacke übergeworfen und auf das schwarze Haar ein Musselinhäubchen gesetzt.

„Wer liebt dich nicht mehr?" fragte sie das verzweifelnde Kind und strich ihr über das vom Weinen ganz entstellte Gesicht.

„Du bist auf des Vaters Seite!" rief Isotta, sich abwendend.

Frau von Stetten antwortete nicht.

„Siehst du! Siehst du!" stieß das Mädchen außer sich hervor, „kein Wort der Fürsprache hast du für mich gehabt!"

„Weißt du das so genau, Isotta?"

„Ja! Denn ein Wort von dir — und Vater hätte ‚ja!' gesagt."

Frau von Stetten lächelte. „Du denkst dir meine Macht zu groß."

„Bernhard würde alles thun, um was ich ihn bitte —"

„Dann wäre er ein Schafskopf!" Frau Anita liebte diese unverblümte Sprache, sie that mitunter Wunder; jetzt auch, denn Isotta schwieg.

„Wo wolltest du denn hin, Kind?" fuhr Frau von Stetten fort und begann die Reisetasche auszupacken.

„Weiß nicht — nur fort von hier!“

„Was versprichst du dir davon? Vater versöhnst du nicht damit, reizest ihn nur noch mehr. Wenn du alle deine fünf Sinne beisammen hättest, so würdest du dir sagen, daß ein solches Vorgehen zu deinem und unserm Unglück führen muß.“

„Ihr haltet den besten Menschen für schlecht — das ertrage ich nicht!“

„Deinem Vater ist sein scheues Wesen unsympathisch — er ist so gerade und offen.“

„Vater sollte das Schicksal desjenigen bedenken, den er verurteilt.“

„Die unklaren Verhältnisse sind's, Isotta, in die dein Vater dich nicht geben will.“

„Allmächtiger Gott!“ schrie das leidenschaftliche, feurige Geschöpf und stand plötzlich auf seinen zwei Füßen vor der viel kleineren Mutter, „kann ein Mensch verantwortlich gemacht werden für seine Geburt? Leidet Bernhard nicht schon genug darunter? Wer trägt die Schuld, daß er scheu und gedrückt ist? Die Menschen, die lieblosen jammervollen Menschen sind's, die in himmelschreiender Ungerechtigkeit ihm das Lebensglück verbitterten, auf das er so gut Anspruch hat wie du und ich und der in Purpur geborne andre Sohn seines Vaters! Gott ruft den Menschen ins Leben, er ist gleich freundlich zu allen seinen Geschöpfen, nur der Hochmut der Gesellschaft ist es, der dem Aermsten nicht gönnt, aufzuatmen, die grenzenlos erbärmliche Gesinnung der sogenannten anständigen Gesellschaft!“

Sie brach ab. Die Hände auf das klopfende Herz gedrückt, rang sie nach Atem. „Und ich liebe ihn,“ sprach sie abgerissen und leise, „und ich bleibe ihm treu!“

Frau von Stetten hatte sie wortlos angehört. Ihre Augen blitzten und ein Leuchten des Stolzes flog über ihr Antlitz. Ich aber schlich mich hinaus, und nach einem Weil-

chen kam auch die gnädige Frau; in ihren Augen schimmerten Thränen, sie nickte mir zu. „Das ist kein deutsches Blut, Dorchen! Wissen Sie noch, wie mein Alter die Verlobung der Minna mit dem Lieutenant Böhme nicht zugeben wollte? Die Minna hat den Kopf hängen lassen wie eine Thränenweide, ein Vierteljahr lang, und hat stumm entsagt. Dann kam ihr jetziger Mann, sie tröstete sich und nahm ihn und ist wieder wie eine Rose aufgeblüht und glücklich mit ihm. Isotta aber wird zu Grunde gehen an ihrer Liebe, und ich weiß kein Mittel, meinen Mann für den Botterode zu stimmen; er denkt eben immer, der arme Junge sei schlecht gesinnt gegen den Erbprinzen. Ich weiß es ja nicht — wer kennt ein Menschenherz aus? Heute abend", fuhr sie fort, „will ich noch einmal versuchen, mit ihm zu reden; nach Tische etwa, wenn alles glatt abging, die Jagd gut und Durchlaucht zufrieden war. Vielleicht, daß er dann — aber, sehen Sie, Dorchen, er ist doch ein Windhund, der Botterode; ob er wohl gestern nach Hause kam? Da hat nun mein Alter gleich wieder zu schelten."

Drunten im Hause wurde es inzwischen lebendig; Anita eilte hinunter. Die Förster waren auf den Hof gekommen, die Hunde schlugen an, der Jagdwagen wurde aus dem Schuppen gezogen, und als ich aus dem Flurfenster schaute, da lag — das Weidmannsherz mochte lachen! — über Hof und Dorfstraße, über Wald und Feld bis zu den Bergen hinauf, eine leuchtende, weiße Schneedecke, wie eitel Daunen so flaumig und weich, eine prächtige Neue.

Die Stimme des Herrn Oberförsters scholl heraus, er rief nach Ziegenfuß. Der sollte vorauf mit dem Saufinder, und an der Hainbuche sei Rendezvous, und das Frühstück sollte David bringen; und dies und jenes in der Weidmannssprache, die ich mir nie habe merken können. Und dann kam Frau Anita mit dem Kaffeegeschirr und vor ihr schritt

die hübsche Karlin aus Botterode, die im Forsthause war, um die Wirtschaft zu lernen, mit der Flasche Nordhäuser, denn Frau Anita respektierte gewissenhaft den alten Weidmannsglauben, daß ein jung hübsch Mädchen dem Jäger zuerst begegnen müsse, wenn er Glück haben sollte. Sonst hatte an so feierlichen Jagdtagen Isotta es sich nicht nehmen lassen, den Vater mit einem hellen „Guten Morgen!“ beim Herauskommen aus der Schlafstube vor die lachenden Augen zu treten — heute wurde Karlin beordert. Aber wie es so manchmal geht, bevor noch der kleine Zug die Wohnstube erreichte, war die Thür derselben aufgeflogen, und vor dem heraustretenden Oberförster richtete sich Fieken empor, die dort die Stufen gefegt, die zur Stubenthür emporführten — Fieken, die an die siebzig war! Und der Herr Oberförster ließ eine wahre Flut schrecklichster Verwünschungen auf ihr graues Haupt los, wovon die, daß sie sich in drei Teufels Namen zum Kuckuck scheren solle, noch die zarteste war.



„Ach, das gnädige Fräulein trotzen wohl?“ rief er, als er Karlin sah, die am ganzen Leibe zitterte. „Na, auch gut! In ein paar Tagen mag sie da oben im Dhabiner Forsthause maulen; morgen streicht sie ab, ohne Gnade und Barmherzigkeit, Nita; äug' nicht so an mir in die Höhe, 's hilft nichts!“ —

Was noch weiter geschah, weiß ich nicht mehr. Bald darauf fuhren

die Herren ab. — Wo der Botterode steckte, mochte Gott wissen.

Seufzend kam die gnädige Frau herauf, um das Decken der Tafel im Saal zu überwachen; vorher trat sie bei Isotta ein. Aber die stand nicht Red' noch Antwort und wollte nicht essen noch trinken; ganz teilnahmlos lag sie auf ihrem Bette, das schöne Gesicht entstellt von tiefem seelischem Leid, schier verfallen. Hätt' ich nicht gewußt, daß sie es wirklich war, ich hätt's nicht geglaubt.

Frau Anita machte nicht viel Worte, aber wie sehr sie litt, das sagten ihre zitternden Hände, ihr gedankenloses Hinstarren auf einen Fleck, das jähe Zusammenschrecken bei irgend einem Geräusch. Ich nahm ihr ab, was ich konnte, ich wußte ja, wie alles angeordnet war, verstand die Servietten kunstvoll zu falten und kannte die Pokale, die auf Sr. Durchlaucht Platz stehen mußten; ich ordnete die Silberaufsätze auf dem alten ungefügen Kredenztisch und schmeckte die Wildsuppe in der Küche ab mit Madeira und Cayennepfeffer — all das, was sonst die Frau von Stetten und ihre Töchter gethan. Heute war die besorgte Frau nicht im stande dazu.

„Geben Sie acht, Dorchen," sagte sie, „der Botterode stellt etwas an — ich bin nicht abergläubisch, aber mir liegt's wie Bergeslast auf der Seele. Und was dann mit dem Kinde werden soll — Gott mag's wissen!"

Lieber Himmel! Mir ahnte ja selbst nichts Gutes; — das verzerrte blasse Gesicht des jungen Mannes gestern abend war mir noch nicht einen Augenblick aus den Gedanken entwichen. Leidenschaftliches Blut tobte ja in seinen Adern, und konnte nicht solch unselige That ein Erbteil der Mutter sein, die ebenfalls — —?

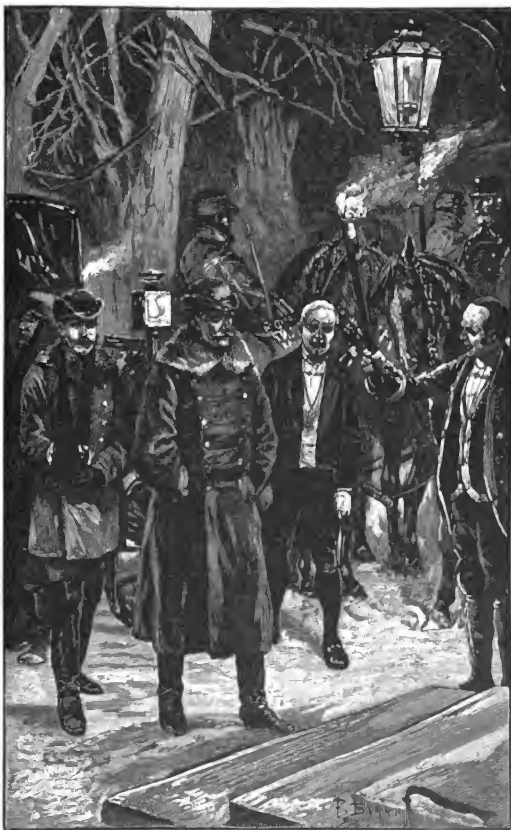
Der kurze Novembertag neigte sich seinem Ende zu, und im Flur sollte eben der große kupferne Hängeleuchter ange-

zündet werden, der Knecht brannte die Laterne vor der Hausthür an; da war's mir, als ob ich bei dem aufflackernden Licht droben eine Gestalt im Dunkel des Vorplatzes verschwinden sah, und richtig — auf den frisch gebohnten Stufen der Eichentreppe bemerkte ich Stapfen von schmelzendem Schnee. Ich eile hinauf und an seine Thür, ich klopfe und rufe: „Herr von Votterode, sind Sie gekommen? Antworten Sie doch!"

Gott bewahre, kein Ton dort innen. Ich konnte mich nicht lange aufhalten, denn ein berittener Jäger sprengte schon vor das Haus; die Lichter im Saal waren noch nicht angezündet, in zehn Minuten mußte die Jagdgesellschaft hier sein. Die Lakaien, die im Laufe des Nachmittags angelangt waren, um Bedienung zu machen, und der Kammerdiener stellten sich an die weit geöffnete Hausthür, gleich darauf rasselte der Wagen mit dem Oberförster und den Beamten vor, und dann strahlte der Schein der Fackeln zurück von den silbernen Zieraten der Pferdegeschirre, die Lakaien stürzten hinzu und Durchlaucht entstieg dem Wagen, gefolgt vom Erbprinzen.

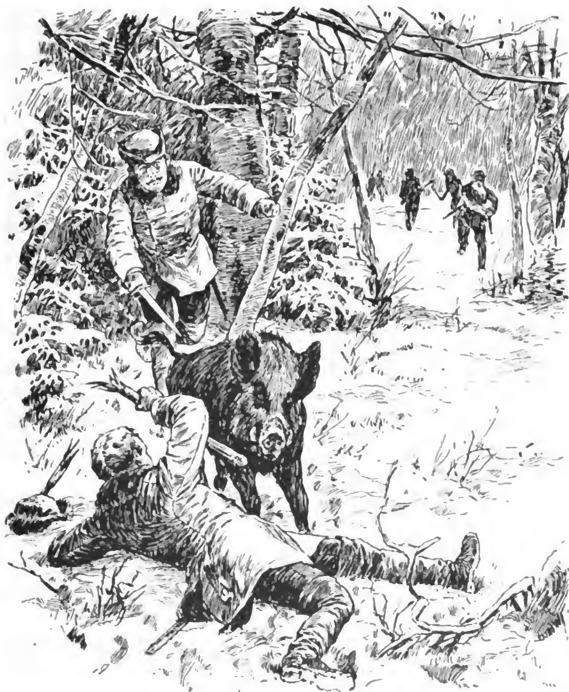
Das hatte ich schon oft gesehen vom Guckfenster der Küchenthür aus, aber heute war es doch anders, denn des Fürsten sonst so freundliches Gesicht war ernst und blaß, und er forschte im Kreise der Herren umher mit den großen stolzen Augen. Der Erbprinz aber trug den rechten Arm in einem Tuche. Dann schritten die Fürstlichkeiten nach oben, sich umzukleiden, während die meisten der vornehmen Jagdgäste, zumal die jüngeren, Frau von Stettens Prunkzimmer zur Toilette benutzten, denn allzuviel Platz war nicht vorhanden in dem alten Gebäude, so weitläufig es auch zu sein schien.

Unter den steten Bewohnern des Hauses herrschte aber eitel Unruhe und Aufregung; alles schrie nach dem Votterode



Der Fürst entstieg dem Wagen, gefolgt vom Erbprinzen. (S. 254.)

und bis in die Küche erscholl die Mär, der Botterode solle sofort zum Fürsten kommen. Und aus den Ställen herüber, aus der Beamtenstube, wo die Förster sich am Feuer gütlich



thaten mit dem armen maroden Hundevolk, drang sie zu uns herüber, die Geschichte des heutigen Tages, und wir alle standen um den Erzähler da und staunten mit offenem Munde und Ohre, von der Köchin bis zum jungen Stubenmädchen.

„Der Erbprinz wäre beinah ein stiller Mann geworden heute," berichtete der alte Förster Ziegenfuß, der in seinem eisgrauen langen Bart wie der wilde Jäger selber aussah und sich ganz unsagbar wichtig vorkam als einziger Zeuge dieses Ereignisses. „Also, Se. Durchlaucht hatte den Keiler angerufen und wollt' ihn anlaufen lassen — ja — prosit die Mahlzeit! — bricht ihm die Saufeder wie Glas, er stürzt längelang hin, und das Mordsvieh, das verdammte, auf ihn los — nimmt ihn an — keine tote Katze für das durchlauchtigste Leben. Ich, der es von weit dahinten her sah, nicht faul, mein Jagdmesser 'raus, hätt' ihm aber nicht mehr helfen können, stand zu weit — und da sehe ich den Botterode, wie Zieten aus dem Busch, das Vieh mit dem Hirschfänger abfangen, ja wohl eins — zwei — drei — hast du nicht gesehen! Der durchlauchtigste Erbprinz lag indessen da wie verendet — hätt' ihn nicht retten können, wäre Halali gewesen ohne den Botterode, so wahr ich Ziegenfuß heiße und gern mit dem Staatsjungen getauscht hätt', denn da wär' man ein gemachter Mann gewesen. — Na, ich gönn's dem Botterode; beim heiligen Hubertus, es war ein schönes Stück.

Den Erbprinzen habe ich dann mit Cognac wieder auf die Beine gebracht und nachher dem Fürsten erzählen müssen, denn der Botterode war flüchtig geworden, nicht mal 'ne Fährte von ihm da — und dem alten Herrn schossen die Thränen aus den Augen." —

Und wie wir da noch standen und lauschten, da lief es treppauf und treppab, und droben im Bankettsaal rückten die Stühle und die Lakaien riefen nach der Suppe, Frau Anita aber stand wie mit Purpur übergossen zwischen uns und befahl und ordnete an, als sei nichts geschehen.

„Er ist oben, der Botterode," flüsterte sie, „der Fürst hat ihn zur Tafel befohlen — was sagen Sie, Dorchen?"

Ja, was sollte ich wohl sagen!

Die große Wohnstube drunten, die war still und leer, und dort stand am selbigen Abend, als droben an der Tafel die Gäste laut wurden und Se. Durchlaucht sich bereits



zurückgezogen hatte, ein bleiches zitterndes Mädchen, die Hände auf die Brust gepreßt, mit flammenden schwarzen Augen zur Thür hinüberschauend; und diese Thür öffnete sich und es kamen drei Männer in die Stube, zwei alte und ein junger. Und der Fürst schritt auf das Mädchen zu und nannte sie seine Tochter, die Braut seines Lieblings.

Der Herr Oberförster aber verzog keine Miene, auch nicht, als Durchlaucht dem jungen Manne seinen eigenen kostbaren Hirschfänger schenkte, auch nicht, als er sagte, daß Botterode das Eigentum des jungen Paares sein solle — nichts, nichts; er hielt die Lippen aufeinander gepreßt und rührte sich nicht.

Der Fürst küßte das junge Mädchen; und zutraulich wie ein Kind schlang es die schönen Arme um seinen Hals. Da wandte sich Durchlaucht und verließ das Zimmer, dem Oberförster zum Bleiben winkend; und als sich die Thür hinter dem hohen Herrn geschlossen hatte, da breitete der Vater die Arme nach seinem Kinde aus, und nun hielt's auch die Frau Oberförster nicht länger an meiner Seite, wir hatten nebeneinander durch das Guckfensterchen der Schlafstube gesehen. Mit einem Ruck riß sie die Thür auf, und aus des Vaters Armen flog das selige Kind in die seiner Mutter.

Ja, manchmal da gibt's noch ein traumhaftes Glück auf der Welt! „Mein Junge, du bist — du bist glänzend gerechtfertigt," hörte ich den alten Herrn sagen, und just in dem Augenblick trat der Erbprinz ins Zimmer. Er trug den Arm in der Binde, trat vor das



errötende Mädchen und zog ihre zierliche Rechte an seine Lippen. Dann reichte er die Hand dem Botterode, und schweigend sahen sich die jungen Männer in die Augen.

„Ich danke dir, mein Bruder!“ sagte der Prinz; und da mußte der Oberförster den Kopf wenden, um seine Thränen nicht sehen zu lassen.

Bald danach war die Hochzeit Jsottas von Stetten mit dem fürstlichen Oberforstmeister von Botterode — gar klein und prunklos, niemand weiter als die Geschwister der Braut, aber wie im Frühlinge war's; draußen flockte der Schnee und hier innen prangte ein Blumengarten; der Fürst hatte seine schöne Tochter an ihrem Ehrentage mit einem wahren Meer von Rosen und Veilchen umgeben, die er von Cannes gesandt hatte; und aus ihrem Myrtenkranze funkelte ein winziges Krönlein aus hellen Diamanten. Wie eine Fürstin stand sie neben dem Manne, aus dessen dunklem Antlitz jeder Hauch von Trübsinn verschwunden war, dessen Haltung keine Spur mehr verriet von Gedrücktsein und Willenlosigkeit. Er hatte jetzt ein Weib, ein Haus, Eltern, Brüder, Schwestern — er war ein glücklicher Mann.

Einmal bin ich in Schloß Botterode gewesen. Wie ein Traum aus dem Mittelalter erschien es mir mit seinen Sälen, Erkern, Bogengängen, Kemenaten — Sie kennen es ja. Aber die wunderholde Burgfrau, die haben Sie nicht dort walten gesehen. Mir bleibt's unvergeßlich, wie sie dort abends auf der Terrasse des Burggärtchens stand und nach dem Walde hinüber lauschte, ob er bald komme. Und wie sie ihm gegenüber saß in der Halle am braungebeizten Eichentisch und so herzlieb klug mit ihm redete über irgend ein Buch, das sie zusammen lasen, denn neben der Jägerei blieb er immer ein bißchen Dichter und Schöngeist.

Es war wie ein Märchen, ich kann's nur immer wiederholen; das fanden auch der Vater und die Mutter und die Geschwister — und wie ein Märchentraum erlosch auch das Glück.

Er fand einen plötzlichen Tod auf der Jagd; sie brachten seine Leiche der ahnungslosen Frau ins Haus. Vielleicht hätte sie sich erholt von diesem Schlage, aber es war just zu einer Zeit, wo sie doppelt hätte geschont werden müssen. — Am Abend des Schreckenstages ward ein totes Kind geboren.

Sie hatte sich so auf das junge Leben gefreut, und als sie erfuhr, daß der ersehnte Liebling nicht lebte, da lag sie ganz still und hielt die Hand der Mutter: „Ich möchte auch sterben!" flüsterte sie, „was soll ich ohne ihn auf der Welt? Ach, Mutter, sag' es dem Vater, das Leben ist so schön gewesen, zu schön — es konnte nicht so bleiben. Ich habe in kurzer Zeit mehr Glück genossen, als andre in hundert Jahren."

In einem Sarge, das tote Kind zwischen sich, schlummern sie in der Botteroder Kapelle. —

So schloß Dorchen.

Nicht wahr, liebe Freundin, wie ein Märchen klingt die Geschichte, die sich an diese Waffe knüpft?



Großmutters Whistkränzchen.





Als mein Großvater, der Oberförster von Stetten, im achtundsiebzigsten Lebensjahre starb, siedelte seine zweiundsiebzigjährige Witwe in unser Haus über, also in das Haus ihrer ältesten Tochter, die in der Nähe von Lenkwitz, in Belstedt, an einen Arzt verheiratet war. Mein Vater hatte der alten Dame die hübsche Parterrewohnung, die links vom großen Hausflur gelegen ist, eingeräumt; rechts davon hatte er sein Warte- und Sprechzimmer. Großmütterchen kam gern zu uns; auf Lenkwitz, das ihrem ältesten Sohn gehörte, der die prächtige Besitzung von seiner Pate Dorothea Kornemann geerbt hatte, mochte sie nicht bleiben.

„Es ist zu nahe der Stätte, wo ich meine glücklichsten Jahre verlebte,“ sagte sie wehmütig. „Ich würde nur den ganzen Tag am Fenster stehen und nach den Dächern der Oberförsterei hinüber schauen — das taugt nicht. Ich will keine lästige alte Frau sein, ich will, daß man mich noch ein bißchen lieb hat. Stetten sehe ich wieder, er ist nur vorausgegangen, und sobald Gott es beschließt, reise ich

ihm nach. Bis dahin will ich meinen Kindern leben und meinen alten Freunden; nach Lenkwitz werde ich jeden Sonntag fahren und Stettens Grab besuchen, das soll mein Gottesdienst sein, ein Dankgottesdienst, daß er mir den besten, liebsten Mann auf Erden gab und so lange gelassen hat."

So that sie. Sie war eine liebenswürdige alte Frau, die Großmama Anita, selbstlos, klug, an allem Interesse nehmend, für jeden ein freundliches Wort findend und einen Rat. Die Dämmerstunden in ihrem behaglichen Witwenstübchen gehören zu meinen trautesten Lebenserinnerungen.

Großmutter war immer gleichmäßig heiter. Sie führte ihren kleinen Haushalt mit der nämlichen Sorgfalt wie früher den großen im Lenkwitzer Forsthause, mit Hilfe ihrer alten Köchin Kathrin. Sie trippelte jeden Sonntag zur Kirche, besuchte hie und da ein Konzert, spielte selbst noch auf dem dünnklingenden tafelförmigen Klavier, das sie zum zwanzigsten Geburtstag von ihrem Manne erhalten hatte, ihren geliebten Mozart, that unendlich viel Gutes, hatte es gern, wenn alte und junge Freunde und Freundinnen sie besuchten, und — dies war der Hauptglanzpunkt ihres stillen Daseins — spielte alle acht Tage am Mittwoch eine Partie Whist mit drei sonderlich guten alten Freunden.

Das heißt, zwei von ihnen waren Freundinnen, nur einer vom „stärkeren Geschlecht", der fürstliche Oberforstrat a. D. Karl von Rieben, ein stattlicher alter Herr von fünfundsiebzig Jahren, dessen blaue Augen unermüdlich scharf und blitzend unter den starken weißen Brauen hervorlugten. Man sah ihnen heute noch an, daß sie einstmals den Bussard im Aether erspähen konnten, so hoch, wo ein andrer ihn nicht mehr gewahrte. Haar und Bart waren so silberweiß, wie ich nie wieder ähnliches erblickte, es leuchtete förmlich und war doch einst, wie Großmutter versicherte, so schön kastanienbraun.

Herr von Rieben wohnte seit seiner Pensionierung in

Belstedt in einem uralten Fachwerkbau, über dessen großer eisenbeschlagener Hausthür ein mächtiges Hirschgeweih prangte. Das Haus hatte er den Erben einer alten Dame abgekauft; es gefiel ihm, neumodische Gebäude mochte er nicht. Und dahinein war er gezogen, als er vor zehn Jahren den Dienst quittierte, mit seinen unzähligen Rehkronen, seinen Gewehrschränken, Jagdbildern und alten Möbeln, die noch von seiner Mutter selig stammten, dem alten Wieschen, seiner Wirtschafterin, und dem noch älteren Diener, und sie befanden sich alle drin so mollig wie der Hamster im Bau.



Er kam zu den Whistpartien immer ein Viertelstündchen vor der festgesetzten Zeit, und nie erschien er, ohne eine zarte Aufmerksamkeit für seine verehrte Freundin zu haben. Je nach der Jahreszeit brachte er der alten Dame eine Hyazinthe, Apfelsinen, die ersten Erdbeeren, die ersten Rosen oder frühreife Trauben mit, und das überreichte er mit so strahlenden Augen und einem so ritterlichen Handkuß, daß es eine wahre Freude war, dem zuzuschauen. Großmutter konnte bei solchen Gelegenheiten noch rot werden wie ein junges Mädchen, drohte ihm wohl lächelnd mit dem Finger und nannte ihn einen unverbesserlichen Verschwender.

Dann setzten sich beide ans Fenster und sprachen über Tagesneuigkeiten und machten Politik, diese beiden alten hochkonservativen Seelen, denen die neue Zeit so unverständlich geblieben war.

Viel Jahre sind seitdem schon wieder verflossen, und die beiden ruhen längst, aber mir ist es doch, als sei es gestern gewesen, daß ich sie noch so nebeneinander sah. Wenn ich zurückdenke, dann wird mir so traut, so heimlich zu Mute, dann sehe ich das nette Großmutterstübchen vor mir, die weißen Vorhänge der Fenster, die Hyazinthen darin, den Stuhl vor dem Nähtischchen, die Bilder an den Wänden, das riesige Sofa, auf dem bequem drei Personen sitzen konnten, und davor den Spieltisch mit eingelegtem Rokokomuster, spiegelblank; die silbernen Leuchter stehen sich schräg gegenüber, daneben die massivsilberne Lichtputzschere, die Karten sind bereits in einem Halbkreis ausgebreitet. Im Kachelofen knattern die Buchenscheite und draußen wirbelt großflockiger Schnee.

Großmutter hat schon ein paarmal verstohlen nach der Uhr gesehen. Ich sitze mit der Häkelarbeit an einem Fenster und sehe in dem außerhalb angebrachten Spiegel, der das Bild der Straße getreulich zurückwirft, ein paar wunderliche Gesellen auf dem Bürgersteig dahergewandelt kommen. Ich, als älteste Enkelin, mußte nämlich ein für allemal die Herrschaften bedienen bei dieser Whistpartie, zuerst mit Kaffee und Zwieback, mit Fußbänkchen und Rückenkissen, dann mit Aufheben der hingefallenen Karten, mit Lichtputzen und schließlich beim höchst einfachen Abendbrot.

Meine Schwestern neideten mir dieses Amt nicht. Es müsse tödlich langweilig sein, meinten sie, und ahnten gar nicht, wie interessant es thatsächlich für mich war. Die ganze Zeitperiode des Anfangs unsres Jahrhunderts, der Abglanz einer klassischen Zeit, waltete um diese vier alten Menschen, der Zeit, die sie mit Goethe, Napoleon dem Ersten, der holden Königin Luise teilten. Das genügte ja allein, um ein junges Herz zu begeistern.

An jenem Tage, von dem ich erzählen will, dem Tage, als der Oberforstrat mit Großmama auf dem Sofa saß und

der zwei Partnerinnen wartete, die ich auf der Straße dahertrippeln sah, erfuhr ich etwas ganz besonders Interessantes, und das will ich hier erzählen.

„Sie kommen schon," sagte ich aufstehend zu der alten ungeduldigen Dame. Und nach einigen Minuten hörten wir denn auch die Hausthürklingel tönen, und nach weiteren zwei Minuten traten die beiden sehnlichst Erwarteten, nachdem sie sich noch eine Weile vor der weit geöffneten Stubenthür mit den zierlichsten Redensarten um die Ehre des Vortrittes bekomplimentiert hatten, in das Zimmer, das schon von einer leichten Dämmerung erfüllt war, obgleich es jetzt, Anfang März, bereits bis sechs Uhr hätte hell sein müssen.

Die eine war lang und hager und hatte eine spindeldürre Taille; sie trug eine Brille in Gold gefaßt; das Gestell war ein „Erbstück vom seligen Väterchen", wie jedermann erzählt wurde. Sie erschien ein für allemal im Blondenhäubchen mit lila Band, das unter dem Kinn sorgfältig zu einer Schleife gebunden war, und im grauen Lüsterkleid, eine mächtige Brosche vorgesteckt, die aus Haarblumen auf weißem Atlasgrund in goldenem Rähmchen gebildet wurde. Sie trug Filet-Halbhandschuhe und hieß Fräulein Dorette Walter. Bei feierlichen Gelegenheiten prangte an dem grauen Gewand der Luisenorden.

Sie war die Aelteste der Herrschaften, schien ganz aus Sehnen und Knochen zu bestehen, hatte einen gewissen grimmigen Ausdruck zu eigen und liebte das Militär schwärmerisch. Daß Blücher mit ihr gesprochen, daß er sogar zu ihr gesagt hatte: „Wenn man von solchen Händen gepflegt wird, so nimmt man gern eine Wunde in Kauf!" — das war der Glanzpunkt ihres Lebens, und die Geschichte kannte jedermann im Städtchen, vom Greise bis zum kleinsten Schulbuben. An jenem Tage war Dorette Walter etwa achtzig Jahre alt.

Die andre war Frau Wilhelmine Brenken, geborene Otterstedt aus Jestedt, Anfang der Siebziger, stark, leicht gerührt, noch gern nach der Mode sich kleidend und mit einer so wundervollen schwarzen Perücke geschmückt, daß sie von einer gewissen Entfernung aus noch für eine Fünfzigjährige gelten konnte.

Großmutter, die Jüngste von ihnen, war eben erst achtundsechzig geworden.

Diese vier alten Leute nun tranken an diesem Tage wie gewöhnlich ihren Kaffee, bevor sie das Spiel begannen, wobei von diesem und jenem gesprochen wurde. Der herrliche Kamelienstock, den der Herr Oberforstrat heute Großmutter verehrt hatte, wurde gebührend bewundert, und dann erhob man sich und ging an den Spieltisch, während ich leise das Kaffeegeschirr abräumte, die Vorhänge schloß und mich an dem runden Tisch in der Nähe des Ofens niederließ, um meine Stickerei zur Hand zu nehmen. Großmutter und Frau Wilhelmine saßen sich gegenüber, der Forstrat spielte mit Fräulein Dorette; es war alles wie jeden Mittwoch, dieselben Reden, dieselbe Berechnung.

Plötzlich hörte ich das hohe Kichern von Fräulein Dorette Walter. „Nein, mein lieber Herr Oberforstrat," und sie schlug mit ihrer knochigen Hand auf den Tisch, „das ist ja unerhört! Wenn ein unverheirateter Herr und eine alte Jungfer zusammen spielen, so sollen sie dem Sprichwort zufolge wenigstens Glück im Spiel haben — und wir werden Schlemm!"

„Ja — hm," brummte er und mischte die Karten von neuem, während Frau Minchen — so wird sie von den Damen genannt — erzählte, daß sie nur gewinne, wenn Coeur Atout sei, und daß sie eben die ganze „Flöte" darin besessen hätte. „Ja, und überhaupt" — setzte er hinzu, während Fräulein Dorette gibt und sich zweimal vergibt,

was von allen mit himmlischer Geduld ertragen wird — „und überhaupt, wenn Herz Atout ist, habe ich nie Karten."

Ich saß da, ohne recht acht auf das Gespräch zu geben, und ich würde dies auch noch nicht gethan haben, wenn ich nicht zufällig gesehen hätte, wie Großmutter ihren alten Freund anschaute mit ihren dunklen Augen, die so merkwürdig jung geblieben waren bis heute. Die alte Dame wandte mir ihr Gesicht voll zu, und plötzlich legte ich die Arbeit zur Seite und sah sie atemlos an. Es lag etwas in ihrem Blick — ja, was denn nur? — Bittendes, Schalkhaftes und doch Trauriges, und er — er nickte ihr nur zu, streichelte leise ihre kleine, noch immer hübsche Hand und sagte bedächtig:

„Ja, ja, Frau Anita — heute ist der achte März und heute sind's zweiundfünfzig Jahre!"

„Was ist denn zweiundfünfzig Jahre her?" rief Frau Minchen und spielte aus. „Ach, Sie meinen doch nicht die alberne Geschichte, wo die Anita und ich — Sie — — Lieber Himmel, Dorette, was machen Sie denn? Stechen in zweiter Hand, im Anfang des Spieles? — Haben Sie denn kein Atout? Was ist denn zweiundfünfzig Jahre her?"

„Nichts meint er," sagte Großmutter kurz und nahm den Stich; aber ich sah, wie sie blaß geworden war und wie ihre Finger, die die Karten hielten, leise zitterten.

Und nun achtete ich nur noch auf die beiden alten Leute. Großmutter blieb still für den Rest des Abends; selbst bei dem einfachen, aus Butterbrot und kaltem Aufschnitt bestehenden Nachtessen wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Und als um halb neun Uhr der letzte Robber gespielt worden war und die Gäste sich verabschiedeten, da sah ich, wie Großmutter und ihr alter Freund sich abermals so eigenartig wie vorhin anblickten.

„Der achte März," wiederholte er, „und Sie mögen

es mir glauben oder nicht — ich streiche ihn auch heute noch rot an im Kalender, so ein unverbesserlicher alter Kerl bin ich — ja — ja! Gute Nacht, meine liebe Freundin, auf Wiedersehen heut über acht Tage! Vielleicht komm' ich auch schon früher einmal vor."

Er zog ihre Hände, eine nach der andern, an seine Lippen, nickte ihr noch einmal zu, und indem er sich zu mir wandte, um Gute Nacht! zu wünschen, sagte er: „Schauen Sie doch, meine liebe Frau Anita, mit welch verwunderten Blicken das Kind uns beobachtet! Es wird Ihnen nichts übrigbleiben, als dem kleinen Fräuleinchen die Geschichte vom achten März zu erzählen, zu Nutz und Frommen junger Mädchen. Schlafen Sie wohl — eine geruhsame Nacht! Geruhsamer als heute vor so und so viel Jahren!"

Wir standen ganz still im Zimmer, hörten, wie seine Tritte auf der Treppe verhallten und wie Kathrine die Hausthür hinter ihm schloß; und dann wandte Großmutter sich um und stellte sich vor das Bild ihres seligen Mannes, und als sie nach einer langen Weile mir wieder ihr Gesicht zeigte, da hatte sie Thränen an den Wimpern hängen.

„Na," begann sie ärgerlich, „was sollst du nun davon denken, du thörichtes Mädel? Und was wahr ist, bleibt wahr — er hat recht, er ist ein ganz dummer, unverbesserlicher Mensch, auch heute noch, der Karl von Rieben."

Sie ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und sagte endlich: „Nun denn, schraube die Lampe herunter und setze dich auf den Schemel neben meinem Stuhl am Ofen — ich möchte nicht, daß sich dein Kindskopf einen Roman ausdenkt, in dem etwa gar deine alte Großmutter eine wunderliche Rolle spielt. Ich will nicht hoffen, daß du unehrerbietige Gedanken hegst über sie? Uebermütig ist sie gewesen, aber Böses hat ihr meilenfern gelegen, der Anita von Stetten. Freilich, mit dem Uebermut, das hat auch so

seinen Haken. — Nimm dir eine Lehre aus meiner Geschichte; ein unüberlegter Scherz hat schon manches Glück zerstört."

Gehorsam setzte ich mich, obgleich es jetzt mit hellen Schlägen zehn Uhr schlug, der Hausordnung nach die Schlafenszeit. Aber was schadete es denn, wenn ich ein Stündchen später in unser Mädchenstübchen droben schlich? Großmutter hatte recht, ich würde kein Auge zuthun können, bevor ich nicht erfahren, was zwischen ihr und ihrem alten Freunde einst vorgefallen.



Großmutter hatte sich zurückgesetzt in ihren alten, mit grünem Saffian bezogenen Stuhl und strich mit der Hand wie verlegen über ihre schwarze Taffetschürze.

Wie soll ich denn eigentlich anfangen? murmelte sie. Das beste wäre, man sagte gar nichts darüber, denn so, wie es war, kann man es doch nicht beschreiben, kann ihn doch nicht herzaubern, den rosigen Jugendglanz, die goldigen Sonnenstrahlen des Glückes. Die Coulissen, vor denen sich einst dies Stückchen Leben abspielte, das alte stille Haus, der knospende Frühlingswald — es ist alles verblaßt, alles anders geworden, wie wir selbst, kaum ein Schemen von dem, was wir waren, kaum im stande, heute noch zu begreifen, was wir damals fühlten. —

Du weißt, Kind, ich war sehr jung noch, als ich deinen Großvater heiratete, eben siebzehn Jahre alt. Ernster hätte ich sein können nach den trüben Erfahrungen meines jungen Lebens, aber ich war keine Deutsche, in mir pulsierte italienisches Blut, und wenn das Glück ein deutsches Mädchen still selig und träumerisch stimmt, so war ich wie trunken davon, war in einem steten Springen, Lachen und Singen. Deinem Großvater habe ich das Leben sauer gemacht, ich konnte nicht anders, ich mußte ihn necken — auf kindische Weise. Ich versteckte mich, wenn er aus dem Walde zurückkam; setzte ihm mittags, wenn er zärtlich fragte, was ich heute gekocht habe, Wassersuppe vor, das heißt — unverfälschtes Brunnenwasser. Ich buk ihm Sandtorten, zu denen ich das „Mehl" aus der Lenkwitzer Sandgrube geholt hatte, setzte ihm abends im Dämmerlicht den ausgestopften Hasen in den Schnee unsres Gartens und freute mich wie ein König, wenn er die Flinte von der Wand riß und ans Fenster stürzte, um den armen Lampe noch einmal zu morden.

Dorothea Kornemann konnte, glaube ich, nicht fassen, daß ich ihm gegenüber eine Neckerei wagte. Für sie stand er so hoch, sie verehrte ihn in aller Demut und sah es mit Bangen und Mißfallen, daß ich den Verkehr mit ihm auf Gleichberechtigung gestimmt hatte mit Lachen, Scherzen und Tändeln und ein klein wenig den Pantoffel schwang, wie es junge, zärtlich geliebte Frauen so gern thun. Kurz und gut, meine Schwiegermutter und Dorothea sorgten sich damals um meinen Heinrich, ob ich wohl die Rechte und ob ich wohl im stande sei, ihn zu beglücken. Sie haben es mir auch später ehrlich eingestanden, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß wir zwei für einander geschaffen waren.

Ach, Kind, wir waren so überselig, und doch hätte mein Uebermut beinahe dieses Glück vernichtet.

Im November 1803 hatten wir Hochzeit gehalten, und

über uns und unsre Seligkeit vergaßen wir in dem einsamen Forsthause fast die ganze Welt. Da, ein paar Monate später, zu Ende Februar, kommt ein Befehl Sr. Durchlaucht, daß Stetten ihn auf einer Reise nach Stuttgart begleiten solle, wohin der Herzog Friedrich — damals war Württemberg noch nicht zum Königreich erhoben — ihn eingeladen hatte; Stetten solle sich am siebenten März bei Durchlaucht melden. Der alte pensionierte Oberförster Gregorius aus Steckelnfelde werde Stetten während der Dauer seiner Abwesenheit, die einige Wochen währen könnte, vertreten.

Da saßen wir nun und ließen die Köpfe hängen, schließlich machte ich eine leidenschaftliche Scene und weinte mich satt an seiner Brust. Aber das alles half ja nicht, Stetten blieb sehr ruhig, und ich machte die überraschende Erfahrung, daß er sich trotz seines jungen Eheglückes, trotz meines Schmerzes sogar auf diese Reise und die damit verbundene Auszeichnung freute. Das that mir bitter weh, rüttelte mich aber zu gleicher Zeit auf; ich begann mit leidlich guter Haltung ihm bei seinen Reisevorbereitungen zu helfen, und je eifriger ich dies that — ich wollte ihm nämlich zeigen, daß es mir nicht so arg zu Herzen gehe, wenn er fort müsse —, desto fröhlicher wurde er und lobte mich und küßte mich und sagte, ich sei seine vernünftige, liebe kleine Frau.

Ich war innerlich ganz trostlos, aber nach außen hin zeigte ich ein lächelndes Gesicht und bemerkte seelenvergnügt, ich freue mich, einmal wieder so recht nach Herzenslust musizieren zu können. Du mußt nämlich wissen, Kind, Großvater liebte die Musik nicht, höchstens eine Jagdfanfare oder ein Posthorn aus weiter Ferne, und als ich das erste Mal in der Absicht, ihn zu erfreuen, zur Guitarre griff — ein Klavier war für mich bisher ein unerfüllbarer Wunsch geblieben — und dazu ein Liedchen sang, da wurde er ganz ungemütlich, rückte auf dem Stuhle hin und her und verließ,

noch bevor ich geendet hatte, die Stube. Ich war damals auf dem Punkte, es übelzunehmen; als er aber bat, ich möge doch verzeihen, er könne keine Guitarre, überhaupt keine Zimmermusik hören, ohne ein ganz eigentümlich scharfes Kopfweh zu bekommen, wurde es mir auch nicht schwer, mich in diese seine Eigentümlichkeit zu schicken. Ja, der Wahrheit die Ehre, ich hatte dann das Instrument kaum vermißt.

Nun, wie ich ihm beteure, daß ich mich so auf ein bißchen Musik freue, sah er mich ganz wunderlich an und sagte: „Es freut mich auch, daß du ein wenig Zeitvertreib hast, singe und springe in Gottes Namen; vielleicht gewöhne ich mir mit der Zeit auch noch meine thörichten Kopfschmerzen ab und lerne es ertragen."

„Mit der Guitarre allein halte ich es aber auch nicht aus," fuhr ich fort, „ich werde mir Minchen Otterstedt einladen."

„Aber Nita, wie kommst du auf Minchen?"

„Ich kenne hier kein andres junges Mädchen," antwortete ich, „ich muß doch mal mit jemand reden können."

„Du brauchst doch nur nach Lenkwitz hinüber zu huschen, wenn du reden willst, zur Mutter und — wie würde sich Dorothea freuen, wenn du ihr zuweilen ein Stündchen schenktest."

„Ja, gewiß, das werde ich thun. Du mußt aber bedenken, daß sie beide leidend sind und daß ich die langen Abende hier ganz einsam sitze; bei dem bloßen Gedanken daran graut mir schon. Minchen ist lustig und Minchen ist —"

„Thöricht und gefallsüchtig und denkt nur über eins nach, darüber, wie sie es anfängt, einen Mann zu bekommen!"

„Schadet mir nichts, Heinrich, ich habe ja einen Mann, und kurz und gut — ich mag nicht allein sein mit deinem bärbeißigen alten Stellvertreter!"

Er schwieg und ich auch und war lustig und guter Dinge bis zu dem Augenblick, wo der Wagen, der ihn hin-

wegführte, um die Gartenmauer bog und meinen Blicken entschwand; dann kehrte ich, leise schluchzend, in das stille Haus zurück nur mit dem einen Trost, daß er wenigstens nicht gemerkt hatte, wie sehr schwer mir der Abschied von ihm wurde. Thatsächlich war er, je näher die Zeit der Abreise kam, um so stiller und trauriger geworden, mein zur Schau getragenes heiteres Wesen mochte ihn wohl geschmerzt haben.

Der zurückkehrende Wagen brachte mir nach Tische Minchen Otterstedt, denn mein Mann war selbst zu ihr gefahren und hatte von ihrer Mutter die Erlaubnis zu diesem Besuch erbeten.

Demoiselle Minchen war mir eigentlich grenzenlos gleichgültig, und ihre Anwesenheit so lange ertragen zu müssen, dünkte mich in meinem Abschiedsschmerz kaum möglich. Indessen, ich hatte es so gewollt, und nun war sie da. Sie saß in großem Staat und großer Herrlichkeit im Wagen, in einem rosa Seidenhut mit grünem Schleier und einem grünen Wollatlaskleid, von dem Sammetspenzer zu geschweigen; eine Boa hatte sie, die sie dreimal um den Hals geschlungen trug und die doch noch bis auf die respektabel großen Spannbänderschuhe hinunterhing. Ihr rotes frisches Gesicht guckte wie ein Vollmond unter dem Rund des Hutes hervor. Damals hatte sie braune Locken anstatt der schwarzen Perücke, aber du kannst es glauben, Kind, sie hat sich eigentlich wenig verändert.



Nun machte ich gute Miene zum bösen Spiel, führte sie hinauf in das Giebelstübchen, wo sie wohnen sollte, denn im ersten Stock waren damals

die Fürstenzimmer, und half ihr sich einrichten. Dann tranken wir im Wohnzimmer drunten Kaffee und aßen selbstgebackenen Kuchen dazu, sprachen von meiner Hochzeit, bei der sie als Brautjungfer gewesen war, und als die Unterhaltung stockte, führte ich sie voller Stolz in meiner jungen Wirtschaft umher, zeigte ihr den Wäscheschrank und die Vorräte, die Hochzeitsgeschenke und die Prunkstube, kurz meine ganze bescheidene Herrlichkeit. Demoiselle Otterstedt sah sich das alles seufzend an, sie ward stiller und stiller, und als wir wieder im Wohnzimmer anlangten und nun auf dem Fenstertritt uns gegenübersaßen, jede mit einer Handarbeit, da kam sie auf ihr Lieblingsthema, auf ihre Eroberungen und Heiratsanträge zu sprechen, und daß sie sich bis jetzt noch immer nicht habe entschließen können, einen schmachtenden Seladon zu erhören und — man denke, sie war schon zwanzig!

Ich hörte das thörichte Geschwätz eine ganze Weile ruhig an und sagte, um sie zu trösten: „Nun, Minchen, es ist auch nicht immer ganz leicht, verheiratet zu sein, und man muß manche bittere Pille hinunterschlucken.“ Und dabei dachte ich an Heinrich, und daß er sich hatte freuen können, mit Durchlaucht nach Württemberg zu reisen, anstatt außer sich zu sein, daß er mich verlassen mußte.

„Ach, Anita, du hast's doch wie im Himmelreich, und der Stetten — weißt du — Stetten würde mir auch gefallen haben; und dann hier so als Herrin zu schalten und zu walten —“

„Nun, es ist gar beschwerlich, in einem einsamen Försterhause zu wirtschaften,“ wandte ich kurz ein.

„Romantisch! Romantisch — willst du sagen, Anita!“ verbesserte sie.

„Und ich möchte gleich noch einmal meine Freiheit haben,“ log ich, um größeren Schmerzausbrüchen über ihr Ledigsein vorzubeugen.

„Und ich — ich tausche gleich mit dir," behauptete sie.

Auf einmal schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, dieser unglückliche Gedanke, der mich nachher so viele Thränen gekostet hat. „Probier's einmal, Minchen, spiel die Frau Oberförsterin!" Und voll Jubel setzte ich hinzu: „Der alte Oberförster kennt uns ja beide nicht, wie wär's mit der Komödie?"

Und wahrhaftig, Kind, die Mine geht auch auf den dummen Handel ein und ich springe vor Vergnügen im Zimmer umher, und weil ich ein Häubchen trug auf meinem à la Titus zugestutzten Kindskopf, so nahm ich es schleunigst herunter und schmückte Minchen damit und borgte ihr eine Schürze und hing ihr das Schlüsselbund in den Gürtel, und mich selbst putzte ich mit einem blaßblauen Band, das mir Minchen um die krausen Locken schlang. Und wir amüsierten uns und jubelten wie die Kinder. Karline, dem Mädchen, und David, dem Knecht, wurde in der Küche eingeschärft, Mine als Madame von Stetten und mich als Demoiselle Otterstedt anzureden, und wir übten uns gegenseitig auch in den veränderten Namen. Die große stattliche Mine machte sich ganz ausgezeichnet als Hausfrau, und wie die Dämmerung niedersank und der Tisch im Wohnzimmer gedeckt war für das arme Opfer unsres Uebermuts, da waren wir schon völlig sicher in unsern Rollen und lachten Thränen bei dem Gedanken, dem alten durch seine Münchhausengeschichten weit über die Grenze hinaus berühmten Nimrod auch unserseits etwas aufbinden zu können.

Und auf einmal fuhr draußen ein Wagen vor, so im schlanken Trabe, so elegant, wie nur die Wagen Sr. Durchlaucht sonst anfahren, und ich gab Minchen einen kleinen Stoß, daß sie sich rüste, den Herrn Oberförster zu begrüßen. Sie erhob sich denn auch sehr würdig und trat in die geöffnete Stubenthür, ich neben sie, halb verdeckt von ihrer mächtigen Gestalt.

Aber, was mußten wir erleben!

Ein schlanker junger Mann trat in den Hausflur, riß, als er uns erblickte, seinen grauen Hut vom lockigen Scheitel, schritt auf Minchen zu, die ihm ganz fassungslos entgegenstarrte, und ihre Hand ergreifend, um sie an die Lippen zu pressen, sagte er: „Sie werden sich wundern, Madame, den Jagdjunker von Rieben anstatt des Oberförsters Gregorius zu sehen; der alte Herr ist erkrankt, und da ich längst den Wunsch hegte, im Lenkwitzer Revier eine Schnepfe zu schießen, so genehmigte der Hofjagdmeister, daß ich der Stellvertreter Ihres Herrn Gemahls werde. Ich hoffe, ich derangiere die Damen nicht zu sehr."

Was in Minchens Seele während dieser Vorstellung vorging, konnte ich mir ja denken: sie war rasend, auf den Scherz eingegangen zu sein einem so schönen jungen Kavalier gegenüber, möglicherweise einem Freier. Sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück, und da packte mich wieder das Uebermutsteufelchen, ich gab ihr diesmal einen sehr deutlichen Rippenpuff, so daß sie merkte, sie müsse weiter in ihrer Rolle, und ein Kompliment hinsetzte, das ihm ein Lächeln abnötigte, so schief und drollig sah es aus. Zum Ueberfluß wandte sich David schmunzelnd an sie mit der Frage, ob Madame befehle, daß er des Herrn Jagdjunkers Gepäck in das Kavalierzimmer hinauftrage.

Sie nickte wie mit Blut übergossen, und auf die Bitte des jungen Mannes, ihn vorzustellen, sagte sie: „Meine Freundin Minna Otterstedt." Und auch ich machte ein Kompliment.

Ihr Heutigen, ihr wißt gar nicht mehr, wie entzückend so eine damalige Verbeugung aussah, was man da alles hineinlegen konnte an Ehrerbietung, Grazie und Schelmerei.

Unter der Decke des weiten Flurs brannte die Hängelampe schon, von draußen flutete die bläuliche Dämmerung des Lenztages herein, und in diesem Schein sah ich seine



Ein schlanker junger Mann trat in den Hausflur. (S. 280.)

Augen auf mich gerichtet, große, blaue, bewundernde Augen. Unwillkürlich trat ich zurück, und im nächsten Augenblick eilte er die Treppe empor und Minchen und ich standen nun in der Wohnstube vor dem gedeckten Tisch und schauten uns einen Augenblick ratlos an. Dann lachte ich, lachte, daß mir die Thränen aus den Augen rollten, bis Minchen mit imponierender Bestimmtheit erklärte, sie denke gar nicht daran, meine Rolle weiter zu spielen!

Ich wußte natürlich — weshalb, und gedachte, sie etwas zu peinigen. „Aber das wäre ja ganz feige!" rief ich, „und jetzt wird es doch erst recht amüsant!" Außerdem — könnte der Herr höchst beleidigt sein, daß wir ihn mystifiziert haben, und jedenfalls sei er uns noch zu fremd, um ihm den Streich so mir nichts dir nichts einzugestehen; vielleicht könnte man das morgen oder übermorgen. Und sie, die Mine, mache sich so reizend als „junge Frau", ganz bezaubernd und — kurz und gut — heute müsse sie noch die Frau Oberförsterin sein. Sie ließ sich endlich auch wirklich bereden, und ich freute mich innig, ihre Qualen mit anzusehen. Sie, die Heiratslustige, gegenüber einem schönen, jungen, vornehmen Herrn, der sie für verheiratet hält — das konnte reizend werden! An mich dachte ich nicht, ich war ja gefeit durch die Liebe zu meinem Heinrich, und er, der Jagdjunker — ja, Kind, ich wußte wohl, daß ich eine hübsche Frau war. Aber daß sich Hals über Kopf gleich einer in mich verlieben könnte, dieser Gedanke tauchte nicht in meinem Koboldsgehirn auf, sonst — ja wahrhaftig, ich wäre schlechter als schlecht gewesen.

Nein, in aufrichtiger, völliger Harmlosigkeit spielte ich nun vor ihm das „junge Mädchen", und die verzweifelte Anstrengung Minchens, die sich ihm gegenüber bei Tische als liebenswürdige Wirtin zu zeigen bestrebte, war meine einzige Belohnung für die Abtretung meiner Würde, denn ein kleines Eifersuchtsgefühl auf meine junge Hausfrauen-

herrlichkeit war doch nicht abzuleugnen. Minchen zu beobachten, zu sehen, war ja nun freilich unbezahlbar, wie sie bei seinen Fragen nach dem Leben im Lenkwitzer Forsthause und nach verschiedenen Vorkommnissen in Stettens Dienstthätigkeit aus einer Verlegenheit in die andre fiel; und unbezahlbar war



Karlinens Gesicht, die, puterrot vor unterdrücktem Lachen, kaum den gebratenen Hahn auf den Tisch stellen konnte.

Beim Nachtisch erbarmte ich mich Minchens fast unerträglicher Lage, indem ich meine Guitarre holte und fragte, ob der Herr Jagdjunker Musik liebe. Und wie sehr! Ich sang — das Singen liegt den Italienern im Blute und ich hatte

eine italienische Mutter, ach, und mit welcher Herzenslust habe ich an jenem Abend gesungen, ich hatt's so lange entbehrt.

Ich sang thatsächlich nur für mich, ich bemerkte nicht, daß Minchen mit langem, verdrießlichem Gesicht in der Sofaecke lehnte, und daß ein fremder Mann in dem dämmerigsten Winkel der Stube saß und zu mir herüberschaute, unverwandt und mit Blicken, wie eine verheiratete Frau nicht angesehen werden darf.

Aber davon hatte ich ja keine Ahnung! Erst als Herr von Rieben sich von uns trennte und feurig und doch zaghaft meine Hand küßte und seine Augen dabei sich in die meinen senkten, beredter als alle Worte, erst da packte es mich wie eine kalte Hand und schüttelte mich vor Schrecken, und wie von einem Blitz die nächtliche Landschaft erhellt wird, so sah ich mit einem Schlage, daß mein Uebermut Unheil geschaffen hatte.

Wie betäubt lehnte ich am Tisch, nachdem er uns verlassen, und Minchens weinerliches Sprechen, daß der Scherz nun aufhören müsse, klang mir wie aus weiter Ferne.

„Ich werde morgen mit ihm reden," murmelte ich, „geh nur schlafen, Mine."

Sie ging seufzend und schmollend, nachdem sie feierlich mein Häubchen und die Schlüssel auf den Tisch gelegt hatte; und ich trat in mein Schlafzimmer und saß da auf dem Bette mit einem zu Boden drückenden Schuldbewußtsein sondergleichen.

Was war mir denn aber auch nur in den Sinn gekommen, so etwas einzufädeln? In diesem Augenblick begriff ich meine Laune selbst nicht mehr. Natürlich, morgen früh mußte es das erste sein, ihn um Entschuldigung für unsern Uebermut zu bitten, und zwar mußte ich dies thun. Aber bei dem Gedanken an seine Augen überkam mich ein Zittern — ich wollte ihm lieber schreiben.

Ich ging zurück in die Wohnstube, um mein Vorhaben auszuführen; ganz in aller Frühe sollte David ihm das Schreiben geben. Karline hatte hier den Tisch abgeräumt, die Lampe ausgelöscht und ein Fenster geöffnet. Stetten liebte es, das Fenster während der Nacht offen stehen zu lassen; eine Gefahr war nicht dabei, denn sehr feste, kunstreich geschmiedete Eisengitter schützten uns gegen etwaige Diebe.



Du kennst ja die Eckstube, Kind! Zwei Fenster nach vorn heraus, eins nach der Giebelseite, in dessen Nähe damals der sogenannte Sekretär stand. Draußen war ein fast blendender Mondschein, und in diesem bläulich grellen Licht sehe ich, als ich den Schreibtisch aufschließen will, Herrn von Rieben draußen stehen, gelehnt an den Stamm einer der alten Linden, und zu dem Giebel hinaufstarren, in dem Minchen wohnte. Woher er so bald erfahren, daß dort mein Fremdenstübchen sei, weiß ich nicht; vielleicht von David, der ihn in sein Zimmer begleitet hatte. —

Deutlich, ganz deutlich konnte ich erkennen, daß er lächelte. Er war barhäuptig, hielt den Hut in der Hand, als stünde er vor seiner Fürstin, und auf einmal sehe ich etwas von oben herabfliegen, sehe ihn darauf zustürzen und es aufheben und an seine Lippen pressen und — ja, weiter sah ich nichts, denn mir wankten die Kniee und ich sank auf den nächsten Stuhl unter der Wucht meiner Gedanken.

Um Gottes willen — die Minna! Sie spielt auf deine Kosten einen Roman, vielleicht in der Hoffnung, daß er, wenn er morgen die Wahrheit erfährt, von ihrem Interesse für ihn sich überzeugt, seine Aufmerksamkeit ihr zuwendet, oder — ach, ich wußte nicht, was! Jedenfalls hatte sie ihm ihr Sträußchen Schneeglöckchen hinuntergeworfen, mit denen sie sowohl, wie ich, uns geschmückt hatten am Nachmittag, und er — er dachte, ich gäbe ihm das Zeichen!

Ach, wenn Stetten das erführe! O dieses entsetzliche, heiratslustige Minchen. — O über unsre Thorheit!

Ich war schlechterdings nicht fähig, zu schreiben, warf mich auf mein Bett und ängstigte mich und schämte mich bis zu Thränen. Ich will es ihm sagen, will ihn um Verzeihung bitten, beschloß ich, noch ehe Minchen aufgestanden ist.

Weiß Gott, nie habe ich schlechter geschlafen als in jener Nacht. Erst gegen Morgen überfiel mich ein tiefer, dumpfer Schlaf, der mich, die Frühaufsteherin, im Banne hielt bis gegen acht Uhr, was kaum jemals vorgekommen in meinem Leben. Als ich erwachte, schwer in Kopf und Gliedern, stand Karline mit ängstlichem Gesicht an meinem Bette.

„Nee — aber — nee — haben Sie geschlafen! Und hier ist ein Brief an Demoiselle Otterstedt, was Madam ja woll nu vorstellt?“

Zu Tode erschreckt nahm ich das Billet. „Es ist gut,“ sagte ich mühsam, „der Spaß hört übrigens auf, Karline.“

„Schön, Madam — und der Herr Jagdjunker kommen erst gegen Abend zurück, läßt er Madam sagen.“

Gottlob! Bis dahin konnte ich mich gesammelt haben!

Als das Mädchen gegangen war, öffnete ich das Schreiben, denn leider war es ja für mich bestimmt. Und da — aber warte, mein Kind, unterbrach sich die alte Dame, du sollst es im Original sehen.

Sie erhob sich, trippelte nach ihrem Schreibtisch, und

dort griff sie ein Stammbuch heraus und entnahm ihm einen mürben, verblichenen rosa Briefbogen, vielseitig eingerissen. Geh an die Lampe und lies, forderte sie mich auf, indem sie mir das Schriftstück einhändigte, dann wirst du ermessen können, wie mir zu Mute war.

Ich entfaltete den Brief. Lies laut, Kind, sagte Großmutter, die wieder in ihrem Winkel am Ofen saß, und ich begann:

„Mademoiselle!

Bis vor wenig Stunden noch würde ich denjenigen verlacht haben, der mir prophezeit hätte, daß ich mein Herz beim ersten Sehen an ein Mädchen zu verlieren im stande sei. Jetzt nun würde ich ihm recht geben müssen, denn ich lernte Sie, bestes, teuerstes Mädchen, lieben mit aller Tiefe und Glut der Empfindung, deren mein Herz fähig ist, sobald ich Ihre himmlische Erscheinung mit meinen entzückten Augen erfassen durfte. Und was der Seligkeit die Krone verlieh, ist die Gewißheit, daß auch Sie mich nicht gleichgültig anschauten, Wilhelmine — oder muß ich die Blumen, die Sie mir zuwarfen, anders deuten?

Nein, das ist nicht möglich! Es wäre eine Grausamkeit des Schicksals ohnegleichen! Ihre Augen können nicht lügen!

Ich bin nicht fähig, Sie heute früh zu sehen; gleichmütig von ferne zu stehen, wo ich vor Ihnen niederknieen möchte. Ich suche auf einem Pirschgang die Ungeduld meiner Seele zu bezwingen, denn Sie dürfen Zeit fordern zur Ueberlegung, ob Sie die angebetete Gattin werden wollen

Ihres
Sie zärtlich liebenden
Karl von Rieben,
Fürstl. B. Jagdjunker.

Der, falls Sie ihn zum glücklichsten Sterblichen machen, sofort zu Dero Eltern sich begeben wird, um ihren Segen zu erbitten."

Großmutter schwieg. Nach einer Weile erst begann sie wieder: Ich hätte lächeln mögen beim Lesen dieses geschraubten, der damaligen Zeit entsprechenden Liebesbriefes, wäre er nicht so voll wahren, ernsten Gefühles gewesen und so zart trotz alledem.

Ach Gott, Großmama, sagte ich, was hast du nun gethan?

Ja, wenn ich das genau wüßte! — Zuerst half ein Zufall mich von Minchens Gegenwart befreien, gegen zehn Uhr nämlich kam ihr Bruder und holte sie heim, weil ihre Mutter an der Grippe erkrankt war. Sie schien trostlos darüber zu sein, und nur mein Versprechen, nach erfolgter Aufklärung in Begleitung des Jagdjunkers einen Besuch in Jestedt zu machen, beruhigte sie. Sie war einmal wieder felsenfest überzeugt, in „ihm" den Künftigen erblickt zu haben. — Von seinem Briefe erfuhr sie nie etwas.

Als sie fort war, kam die Wucht der peinlichen Situation mit verstärkter Gewalt über mich. Ich war so jung noch, so allein, und ich fürchtete mich vor dem Abend, wenn er wiederkommen mußte, um das Ja! zu hören und dann zu erfahren, daß er das Opfer einer tollen Laune gewesen sei. Und mir graute, dies ihm klar zu machen. Ich dachte an seine Blicke, und, so unerfahren ich war, das wußte ich mit untrüglicher Gewißheit, daß er ernsthaft liebe, daß es sich nicht um eine leichte Courmacherei handle. Es mußte ihn schwer treffen — wie schwer, das ahnte mir nicht. Ich redete mir auch ein, für einen Mann bedeute das weiter nichts, er werde daran nicht zu Grunde gehen. — Aber wie würde er über mich denken? Er mußte mich ja verachten!

Ich überlegte, ob ich mich meiner Schwiegermutter anvertrauen solle, verwarf den Gedanken aber sofort, denn dann hätte Heinrich es auch erfahren, und das sollte er nicht, nie! Es würde ihn mißtrauisch gemacht haben, er würde mich der

Gefallsucht, des Leichtsinns beschuldigen können, und mit Recht! Nein, sein Friede sollte nie getrübt werden.

Ich hatte mir die Suppe eingebrockt, ich mußte sie auch ausessen.

Hundert verschiedene Anreden an den jungen Mann dachte ich mir aus, und alle verwarf ich wieder; hundert Pläne machte ich, um ein erträgliches ferneres Beisammensein in unserm einsamen Hause zu ermöglichen — es schien mir undenkbar, nachdem ich das Geständnis seiner Liebe schwarz auf weiß erhalten hatte. Endlich beschloß ich — nach erfolgter Aufklärung — meine Schwiegermutter auf alle Fälle zu mir zu bitten; sie würde kommen, denn es war doch immerhin unschicklich, so allein mit einem jungen Kavalier das Haus zu teilen.

Ich weiß nicht mehr, wie der Tag hinging. So würdig wie möglich benahm ich mich den Leuten gegenüber, schrieb einen Brief an meinen Mann, daß ich seine Mutter eingeladen habe, mich für die Dauer seiner Abwesenheit zu besuchen, und daß Minchen abberufen sei; ich schrieb an erstere und bat sie, aus oben angedeuteten Gründen zu mir zu kommen; verlassen könne ich das Haus nicht, denn der fremde Herr müsse verpflegt werden. Ich saß dann am Fenster und filierte an einem Tabaksbeutel für Stetten, und dabei immer das dumpfe, bange Herzklopfen, das sich verstärkte, je mehr der trübe, feuchte Lenztag zur Neige ging. Zuletzt war ich fast krank vor Angst und meinte, die Wände müßten über meinem Kopf zusammenfallen.

So nahm ich denn ein Tuch und trat ins Freie hinaus, wohl in der Hoffnung, ihn zu treffen, und weil sich solche Sachen am besten unter Gottes freiem Himmel sagen lassen. Ich trug mein Häubchen wieder, und der Schlüsselbund klirrte leicht am Gürtel, als ich dahinschritt außerhalb des Gartens, unter den knospenden Buchen am Waldessaum. Eine weiche,

träumerische Luft, herbes Duften der jungen Triebe der Hagerosen; wie schwermütig und ahnungsvoll erschauerten die hohen Bäume über mir; eine Stimmung herrschte in der Natur, wie sie mein junges Herz zu der Zeit empfand, als ich Stetten zu lieben begann und noch nicht wußte, ob auch er mich liebte. Mich überkam eine Sehnsucht nach ihm in dieser Stunde, die ich kaum meistern konnte — wenn doch Gott ein Wunder thäte, wenn Heinrich plötzlich vor mir stünde, auf ewig wollte ich ihm danken dafür! Dann wäre ich geborgen, und nie — nie wieder würde ich übermütig sein! —



Je näher der Augenblick der Beichte heranrückte, desto qualvoller wurde mein Gemütszustand. Ich war wieder zurückgewandert und stand nun still der Einfahrt der Oberförsterei gegenüber unter den Buchen und starrte ratlos zu dem Fenster hinauf, aus dem Minchen ihm gestern abend den Blumengruß zugeworfen hatte, und von da auf die Fenster unsrer Wohnstube, der Stätte unsres Glückes, und endlich auf den in blasser Dämmerung licht schimmernden Fahrweg, der unten um die Gartenmauer sich biegt. Und auf einmal fühlte ich, der Moment ist da! Um die Ecke kamen ein paar Gestalten — natürlich Herr von Rieben mit irgend einem Förster, der ihn pflichtschuldigst bis an die Pforte unsres Hauses begleitete.

Unwillkürlich trat ich etwas hinter einen der hundertjährigen Buchenstämme zurück, die gleichsam zum Schutz der Försterei gehegt und geschont worden waren, und lugte den Kommenden entgegen. Und da — ja war es denn möglich? — Ich traute meinen Augen nicht, ich schloß sie und

sah dann wieder hin — da ging ja Stetten neben dem Jagdjunker!

Ich wunderte mich nicht, ich überlegte nicht — mit einem Schrei, der mir die Brust befreite von aller Qual, flog ich ihm entgegen und, unbekümmert um den Fremden, an seine Brust, in seine Arme und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

„Aber Anita — aber Frauchen!“ das war alles, was mein Ohr vernahm, und als ich mich endlich unter seinem Zureden aufrichtete und mich scheu umsah, da waren wir allein in der tiefen Dämmerung und seine gute, traute Stimme fragte: „War dir so bange, Kind, hattest du schon heute so große Sehnsucht?“

Von seinem Arm umschlossen wanderten wir dem Hause zu, und er erzählte, daß Durchlaucht, im Begriff, den Reisewagen zu besteigen, eine Absage vom Herzog von Württemberg erhalten habe, der einer Unpäßlichkeit wegen verhindert sei, den Gast zu empfangen. So erhielt Stetten die Erlaubnis, wieder zurückzukehren.

„Da ich nun,“ schloß er, „einmal in der Residenz war, so habe ich den heutigen Tag benutzt, einige Besuche zu machen, unter andern beim Oberforstmeister, bin dann mit der gewöhnlichen Post bis Belstedt gefahren und von dort nach hier gegangen; der Koffer kommt morgen nach. Am Hainbruch traf ich zusammen mit Herrn von Rieben, und — —“

Ich sah ihn ängstlich an. „Und —?“

„Und das erzähle ich dir später; nun wollen wir zu Abend essen und dem liebenswürdigen Jungen zu Ehren eine Flasche Rheinwein trinken —. David, bitten Sie den Herrn Jagdjunker zu Tische! Und wo ist denn das ‚holdselige‘ Minchen — die Elfe, die Göttin — das süßeste Mädchen unter der Sonne?“

Er lächelte verschmitzt dabei und sah mich an. „Hätt's



Ich überlegte nicht — mit einem Schrei flog ich ihm entgegen, an seine Brust.
(S. 292.)

wahrhaftig nicht für möglich gehalten — indessen das ist Geschmacksache."

„Sie ist heute früh abgereist — wenn du Minchen Otterstedt meinst," stotterte ich.

„Ach herrje, armer Rieben!" Und er nahm mich in die Arme, und indem er mir lächelnd in die Augen sah, sagte er: „Der unglückliche Mann! Es gibt ein Sprichwort, Anita, das heißt: die Liebe fällt nicht immer auf ein Rosenblatt u. s. w. u. s. w. — Jedenfalls hat es ihn gepackt — er will sie heiraten, das Minchen, trotz seines Adels, trotz seiner Stellung, trotz alledem, und ist obendrein noch so blind, daß er sie für die Schönste auf der Welt hält, und das neben dir, neben dir! Hat mir alles erzählt, hat ihr schon seine Liebe gestanden und will morgen nach Belstedt und um sie anhalten; wir sollen auf der Hochzeit tanzen —. Aber wo bleibt er denn eigentlich?"

Und Stetten ging hinaus und fragte nach Herrn von Rieben und stieg die Treppe hinauf und sah in seine Stube und suchte im Garten, überall, überall — vergeblich: Herr von Rieben war fort, sein Hut fehlte und seine Büchse fehlte, und als es Mitternacht schlug, war er noch nicht heimgekehrt.

Ach, Kind, auch diese Nacht schlief ich nicht. Ich dachte mir, er sei tödlich beleidigt bis zur Poststation gegangen, weil er mich, die ich ihn so schmählich belogen, nie wiedersehen wollte.

Ja, auf die Poststation war er gegangen, nicht tödlich beleidigt, aber krank im Herzen und völlig verzweifelt.

Am andern Morgen kam ein Briefchen aus Belstedt, ein Junge brachte es meinem Mann. Darin bat Herr von Rieben um Entschuldigung, daß er ohne Abschied gegangen — eine Erklärung könne er nicht einmal geben dafür. Er sei ein sonderbarer Mensch, rasch von Entschlüssen und ebenso rasch wieder andern Sinnes. Er bitte den Herrn Oberförster,

ihm den plötzlichen Aufbruch nicht nachzutragen; und bitte ferner auch, den Schreiber dieses der Frau Gemahlin zu empfehlen. Er werde die vierundzwanzig Stunden im Lenkwitzer Hause sicher nie vergessen. —

„Na, da wäre ja ein Unglück verhütet," lachte Stetten vergnügt, „Gott weiß, wodurch ihm noch zur rechten Zeit die Binde von den Augen gefallen ist. Aber, was meinst du, Schatz, was wird Minchen sagen, daß ihr auch der durch die Lappen gegangen ist?"

Ich habe nicht geantwortet, was sollte ich auch erwidern, ohne eine Lüge zu thun.

Jahrelang noch gab es mir einen Stich ins Herz, wenn ich den Namen „Rieben" hörte, und ich hörte ihn oft, ein Wiedersehen wurde mir jedoch immer erspart. So oft auch Durchlaucht in Lenkwitz einkehrte, der Jagdjunker und spätere Forstmeister begleitete ihn nie; er hat sich stets fernzuhalten gewußt. Ich aber kam mit der Zeit zu der Ansicht, er habe das kleine fatale Abenteuer längst vergessen, es habe ihm überhaupt nie sonderlich die Seele getrübt. So gingen fünfzehn Jahre vorüber, und Minchen Otterstedt hatte endlich ihren Rittmeister Brenken gefangen, einen Invaliden von der Schlacht bei Leipzig, mit einem Arm, und die Hochzeit sollte in Jestedt sein. Da kam mir am Vorabend dieses Festes die ganze Geschichte so deutlich wieder in Erinnerung, und obenein sagte Stetten noch: „Na, diesmal wird's wirklich was, Anita — freilich ein andrer Freier als der Rieben; da wär' sie jetzt Frau Forstmeisterin. Zu sonderbar war's doch, daß er damals so plötzlich abschwenkte."

Wir saßen in der Wohnstube, abends nach Tische, die Kinder schliefen schon alle, die großen und die kleinen, und ich nähte Spitzen an ein blaues Seidenkleid, das ich morgen tragen wollte zu Minchens Ehrentage. Da schien mir die Zeit zur Beichte gekommen; ich drehte die Lampe herunter,

legte das Kleid auf einen Stuhl und setzte mich neben ihn ins Sofa.

„Willst du wissen, Heinrich, warum er Minchen nicht nahm?“ fragte ich.

„Ja, weißt du es denn?“

„Ja!“

„Na, dann erzähle!“

Und den Kopf an seinen Arm gelehnt, erzählte ich. Als ich zu dem Moment kam, wo ich gesungen in der Rolle Minchens und der Junker mich so brennend, so heiß angesehen, fühlte ich, wie Stetten zuckte, dann hörte er regungslos zu bis zum Schluß, bemerkte aber keine Silbe, als ich geendet, sondern erhob sich, nahm die Mütze vom Rehgeweih und ging hinaus, wie er immer



that, wenn ihn etwas bewegte, das er mit sich allein durchkämpfen wollte. Als er nach einer Stunde zurückkehrte, begann er ruhig:

„Du hast eine große Schuld auf dich geladen, das ist dir doch klar, Anita!“

„Ach, sag das nicht, Stetten,“ bat ich, „er lebt ja doch ganz fidel am Hofe!“

„Und allein!“ ergänzte er.

„Er hätte doch heiraten können!“

„Er hat's aber nicht gethan!“

„Warum nicht?"

„Weil er dich nicht vergessen konnte!"

„Aber Heinrich," rief ich entrüstet, „in betreff deiner Frau scheinst du an Größenwahn zu leiden!"

„Doch nicht," gab er zurück, „ich will dir auch erzählen, wie ich zu diesem Schluß komme. Vor einigen Jahren hatte die Fürstin eine Hofdame, ein Fräulein von Zenkendorf, ein schönes, liebes, kluges Mädchen, mit Geld obenein; und dieses schöne, kluge Mädchen hat eine tiefe Neigung zu dem Forstmeister im Herzen getragen und ist schließlich krank darüber geworden. Da hat die Fürstin ihrem Liebling helfen wollen und hat den Herrn Forstmeister von Rieben bitten lassen, zu ihr zu kommen, und hat ihm klaren Wein eingeschenkt, so und so — um den kurzen Bescheid entgegenzunehmen: Durchlaucht möge in jeder beliebigen Weise über sein Leben und seine Freiheit verfügen, nur in dieser einzigen Hinsicht nicht; er werde sich nie verheiraten. ‚Aber warum nicht, lieber Rieben?' hat sie teilnehmend gesprochen. ‚Durchlaucht, weil ich einst geliebt habe und die Erfahrung, die ich in dieser Liebe machte, mir ein für allemal den Mut nahm, ein zweites Mal mir die Flügel zu verbrennen' — — Nun, was sagst du, Anita?"

„Daß das eine Hofanekdote ist, und daß es persönliche Liebhaberei von ihm ist, wenn er ledig blieb — das sage i c h, du eingebildeter Mensch! Erzähle mir lieber, daß du mir nicht nachträglich noch böse bist."

Und als er Thränen in meinen Augen sah, sagte er nur: „Du wirst genug darunter gelitten haben!"

Und diese Worte haben jahrelang in mir nachgeklungen. Ich wies heimlich die Annahme zurück, daß Herr von Rieben um meinetwegen einsam geblieben sei, und konnte doch nicht hindern, daß ich mir die Möglichkeit zugestand. Und mitten im Glück, an einem Weihnachtsabend z. B., wo alle meine Kinder

um mich versammelt waren, oder an meinem Geburtstage oder wann ich sonst eine Freude an den Lieben erlebte, die Gott mir geschenkt, dann packte mich der Gedanke an den Einsamen und verstimmte mich, und mehr und mehr wuchs der Wunsch



in mir empor: Wenn du noch einmal mit ihm sprechen könntest, ihn fragen könntest, ob er dir vergeben hat, ob er glücklich ist!

Ich zählte vierundfünfzig Jahre, da ward mir dieser Wunsch erfüllt. Stetten und ich waren mit unsrer Jüngsten, der Isotta, zu Hofe befohlen, bald nach der Verlobung Isottas mit dem Botterode — du weißt ja. Und da — hatte ich ihn als Tischnachbar. Ein paar gealterte Menschen

sahen sich in die Augen, und beide gedachten ihrer Jugend und des Tages, da sie sich das einzige Mal gesehen. Ich weiß, Kind, ich bin rot geworden, und er wurde blaß, aber wir haben miteinander geredet, so gut es gehen wollte. Nach dem Diner war Spiel und da wieder war er mein Partner beim Whist. Kein Wort von früher. — Als wir uns verabschiedeten, küßte er mir die Hand und sagte:

„Grüßen Sie mir die alte Oberförsterei — ich sehe sie noch oft im Traume."

Und Stetten, der herzutrat, bemerkte unbefangen: „Sie sollten, Herr Forstmeister, sich das alte Nest mal wieder ansehen."

„Ja," stimmte ich zu, „wenn Sie wirklich noch zuweilen an dasselbe denken, dann kommen Sie, es wird Sie empfangen als lieben Freund."

„Wirklich?" fragte er, aber er antwortete nicht.

Aber, siehe da, am nächsten Sonntag kam ein Wagen vorgefahren, und der Herr Forstmeister von Rieben stieg aus. Es war zur Kaffeezeit und draußen lag der Schnee.

Wir sprachen von allem möglichen, und die Isotta mußte zum Lenkwitzer Pastor schicken; aber ein wenig befangen war das Ganze doch. Ich zeigte ihm alle Silhouetten meiner Kinder, Schwiegerkinder und Enkel, und dann ließ er seine Blicke im Zimmer umherschweifen, und sie blieben an der alten Guitarre hängen, die noch immer dort ihren Platz hatte. Und auf das rote Band zeigend, sprach er: „Damals war es ein blaues, ein ganz hellblaues." Dann gingen wir zum Kartentisch.

Von der Zeit an begann unsre stehende Whistpartie. Als ich fortzog von Lenkwitz, nun allein, ohne meinen guten Mann, da wohnte Rieben schon hier. Wir mußten uns nun nach neuen Mitspielern umsehen und fanden sie in Fräulein Walter und in derjenigen Person, die damals mitgewirkt

hatte in der Komödie, die so scherzhaft begann, um so ernst zu enden. Minchen aber erinnert sich nur noch undeutlich der Geschichte als eines dummen Spaßes.

An meinem letzten Geburtstage erst kam es zu einer Aussprache und da erfuhr ich von ihm, daß er mich nie hat vergessen können, daß der Augenblick, als ich ihm entgegengetreten bin auf der Schwelle der Lenkwitzer Wohnstube, für sein Schicksal entscheidend gewesen sei. „Gestorben bin ich nicht daran, liebe Freundin," tröstete er, „aber zu leben verstand ich auch nicht mehr, heute darf ich Ihnen das wohl sagen, heute, wo wir beide schon mit großen Schritten in den Pfad eingebogen sind, der zum Kirchhof führt. Der Moment, als ich Sie an jenem Märzabend in die Arme Stettens fliegen sah, Sie, die ich für — ach, noch heute zittert jeder Nerv in mir. — Aber denken Sie nicht, daß ich mein ganzes Leben wie ein Duckmäuser gesessen habe, liebe Frau Anita; nein, ich war ein viel zu frischer, kerniger Gesell, und Amt und Stellung erforderten viel Kraft und haben mir Ehr und Freude gebracht. Ich habe auch noch mancher schönen Frau in die Augen gesehen, o ja! Aber die Lust zum Heiraten, die haben Sie mir genommen, meine liebe Freundin."

Und was hast du erwidert, Großmutter?

Ich habe ihn um Verzeihung gebeten, nach fünfzig Jahren, und auf gute Freundschaft bis zum Tode angestoßen. — Nun kennst du den Roman vom 8. März, und nun wirst du dich nicht mehr wundern, wenn er mich ansieht mit Blicken, die dir seltsam scheinen. Weißt du, so etwas vergißt sich nicht und — köstlich ist es, vom sicheren Hafen aus Rundschau halten zu können auf bewegte Lebensflut. —

Als acht Tage später Whistpartie war, fragte der alte Herr, indem er bedächtig ein Osterei aus rosa Atlas dem Seidenpapier entnahm und es Großmama auf den Tisch legte: „Nun, haben Sie unsrer Kleinen die große Begebenheit erzählt?"

Die alte Dame nickte.

Er setzte sich und schaute mich an. „Nicht wahr," sagte er neckend, „so etwas hätten Sie nicht gedacht von der Frau Großmama? Ich auch nicht, lernte ich sie erst heute kennen. Aber damals! Wetter nicht noch mal, da war sie — — ach, so was gibt's gar nicht mehr, so etwas Wundernettes, Schönes, Süßes —"

„Lieber Rieben, Sie sind ein ganz unverbesserlicher Mensch," schalt Großmama, „und übrigens höre ich eben Ihre alte Flamme, Minchen Otterstedt, kommen. Und wenn Sie nicht artig sind, so verrate ich noch heute das Geheimnis von dem Heiratsantrag, den Sie ihr machten — verstanden? Ich habe das Schriftstück noch."

Und sie lächelte, und er lächelte, und der blasse, friedliche Sonnenschein des Alters lag auf ihren lieben, runzelvollen Gesichtern. Und dann spielten sie ihr Whist und ich glaube, diesmal wurden sie miteinander Großschlemm, und auch dazu lächelten sie.



Marianne Sievening.





In der glückseligen Zeit zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren hatten wir, wie es normalen Backfischen zukommt, ein Kränzchen. Ich habe an dieser Stelle schon einmal erzählt von jener harmlosen, frühlingssonnigen Zeit, in die der erste Schatten fiel durch das ungewöhnliche Schicksal der einen aus unserm Kreise, der Franziska von Schlehen, die, ganz so wie es in Romanen vorkommt, mit einem Kunstreiter entfloh.

Wir waren unser sieben und haben uns alle recht und schlecht auf herkömmliche Art durchs Leben geschlagen bis auf eben jene Franziska und bis auf mich, die ich, zum allgemeinen Erstaunen und zum Entsetzen der Familie, besonders einiger alter Tanten, unter die Schriftsteller gegangen bin. Vier von uns sind teils glücklich, teils weniger glücklich verheiratet; eine ist die verwöhnte, mit riesiger Aufmerksamkeit umschmeichelte Erbtante zahlloser Nichten und Neffen geworden, und eine andre — lieber Gott — von ihr will ich erzählen; sie starb vor wenig Jahren.

Als der Sarg hinabgesenkt war und der kahle Hügel sich

über ihm wölbte, da sagten die meisten Leute des Trauergefolges: „Jetzt ist ihr wohl, wir wollen ihr die Ruhe gönnen, sie hatte so nichts vom Leben und war sich und andern zur Last.“ Sogar der eigene Bruder deutete etwas Aehnliches an. Und sie gingen hinweg mit dem Gefühl einer großen Erleichterung, sie litt nicht mehr, sie that nichts Unbegreifliches mehr, sie schlief.

Ach, sie wußten ja alle gar nicht, wieviel sie gelitten hatte, die arme, stolze Marianne Sievening, und daß das, was sie gethan, so menschlich war, so gar nicht unbegreiflich.

Ursprünglich gehörte sie nicht zu unserm Kränzchen; sie war älter als wir, nicht viel, aber doch um ein paar Jahre, und in der Jugend scheidet es sehr, wenn die eine achtzehn und die andre zwanzig zählt.

Wir wurden von ihrer Großmutter, der alten Frau Oberamtmann Sievening, in einem schmeichelhaften Schreiben geradezu gebeten, ihre arme, liebe Marianne in unsern liebenswürdigen Kranz — so schrieb sie wörtlich, die alte Dame — aufzunehmen, so daß wir sofort einmütig beschlossen, eine Deputation abzusenden und Marianne feierlichst aufzufordern, Kränzchenmitglied zu werden. Wir waren stolz über den Vorzug, die Enkelin einer so angesehenen Dame in unsre Mitte zu bekommen, dann aber — zu unsrer Ehre sei es gesagt — waren wir samt und sonders gutmütige Dinger und in dem Alter, wo das Herz bis zum Ueberfließen voll ist von Mitleid, Menschenliebe und Hilfsbereitschaft. Das arme Mädchen erschien uns so schwer geprüft vom Schicksal, daß wir mit Thränen in den Augen gelobten, Marianne Sievening auszusöhnen mit ihrem harten Los, sie, soviel wir konnten, vergessen zu lassen, daß sie eine Unglückliche sei. Außerdem waren unsre Gemüter noch alle erschüttert von dem Unerhörten, das ein Mitglied unsres Bundes der Kränzchenehre angethan hatte — Franzi von Schlehen.

Wir hatten uns feierlich gelobt, nur eine ganz solide Nachfolgerin für Franziska zu erwählen, und daß Marianne Sievening niemals einen ähnlichen Streich machen würde, dafür bürgte uns, zwar nicht ihre stolze Familie — die besaß Franziska auch — oder die gestrenge Großmama, wohl aber ihr körperliches Gebrechen. Die arme Marianne war bucklig, sehr bucklig, wie wir gelegentlich auf der Straße gesehen hatten, als sie mit ihrer Großmutter spazieren ging. Nicht etwa bucklig wie so viele — nein, sie war so verwachsen, daß sie, wenn sie sich umschauen wollte, den ganzen Körper wenden mußte; der Kopf lag auf den armen Schultern wie auf einer Schüssel. Jammervoll! Sie war vor kurzem verwaist und zu ihrer Großmutter übergesiedelt; sie kam vom Lande, von dem großen Rittergute ihres Vaters, das nun der Bruder besaß.

Minchen und ich wurden ausersehen, der alten Dame unsre Zusage auf ihren Brief zu bringen und zu gleicher Zeit Marianne zu bitten, unser Kränzchenmitglied zu werden. Wir wollten so thun, als sei die Ehre und Freude ganz auf unsrer Seite, wenn es auch thatsächlich ein kleines Opfer kostete, eine Aeltere, eine Verkrüppelte in unsern übermütigen Bund aufzunehmen.

Das Kränzchen fand am heutigen Tage bei Röschen statt, der jetzigen Erbtante. Die Frau Amtsrätin hatte uns den Brief durch ihre bejahrte Dienerin, „die olle Line“, zugeschickt, und wir gaben dieser, die wartend im Vorzimmer stand, den Bescheid, wir würden uns erlauben, mündlich zu antworten. Also Minchen und ich wanderten denn auch nach Verlauf einer Stunde in ganz bewegter Stimmung nach der Langen Straße, allwo Frau Amtsrat eine recht ansehnliche Wohnung inne hatte, die Marianne mit ihr teilte. Die Straße mit ihren uralten Häusern, deren Gärten durch lange Mauern voneinander getrennt standen, über welche sich im

Frühjahr die blütenbedeckten Zweige der Aepfel- und Birnbäume streckten, von denen im Herbst so manche Frucht zur Freude der Kinder herabfiel, lag an jenem Tage genau so verlassen und einsam wie an allen andern Tagen und wie sie wahrscheinlich heute noch liegt. In ihr wohnten lauter stille Leute, kein einziges Geschäftshaus war da, ausgenommen ein Bäckerladen, in dem es Zwieback gab, welcher in der ganzen Stadt einen Ruf hatte. Die Fußsteige zu beiden Seiten des Fahrdammes waren sehr schmal, und die Stufen zur Hausthür unterbrachen sie so, daß man, wollte man nicht quer über eine schmale Sandsteinstufe wandern, auf dem Fahrdamm zu gehen genötigt wurde.

Auf diesen Sandsteinstufen spielten die Kinder, die kleinen Mädchen mit ihren Puppen, die Jungen ließen Papierkähne auf der schmutzigen Gosse schwimmen, und kein Mensch dachte an Bacillen und mikroskopische Lebewesen, die es auf Leben und Gesundheit der Kleinen heutzutage so arg abgesehen haben.

Auch an diesem Tage saßen sie allenthalben umher, die Gören, während wir mitten auf dem Fahrdamm, Arm in Arm, daherkamen, um unsre „Neue" zu besuchen. Minchen hatte ein weißes Kleid an, dazu einen blaßblauen Gürtel, und trug auf dem schwarzen Lockenkopf einen großen Florentiner Hut mit blauem Bande; ich war in rosa Kattun gekleidet. Jedenfalls sahen wir mit unsern achtzehn Jahren auch wirklich jung und gar nicht übel aus, was die lachenden Blicke der Leute bestätigten, die uns vom Fenster aus zunickten.

So traten wir denn mit heißen Wangen, von Menschenliebe glühend, in das uralte Haus, welches Frau Amtsrat bewohnte. Die Schelle hallte wie im Sturmläuten in dem großen Flur wieder, der so kahl war wie eine Reitbahn. Eine scheuernde Frau bedeutete uns, daß die alte Dame oben wohne, und wir stiegen die breite Treppe empor, deren



Allenthalben saßen sie umher, die Gören, während wir Arm in Arm daherkamen.
(S. 308.)

Eichenholzstufen so rein und unbetreten aussahen, als ginge selten oder nie jemand über sie hinweg. Die Line erschien auf unser Klingeln an der Thüre, welche die Treppe oben abschloß, öffnete und bat uns, einen Augenblick zu warten; dann huschte sie fast unhörbaren Schrittes den Korridor ent-



lang und verschwand hinter einer Thüre. Nach einigen Minuten kam sie zurück, sprach ein feierliches: „Frau Amtsrat lassen freundlichst bitten," und führte uns in einen Raum, der mit Kupferstichen und Oelgemälden förmlich austapeziert schien und dessen Möbel im Empirestil, trotz ihres respektablen Alters, mit allem Reiz des Neuen auf unsre unverwöhnten Augen wirkten. Dazu roch es nach verwelkten Blumen, ein

Duft, der einer dickbauchigen Porzellanvase entströmte, die vor dem deckenhohen Spiegel stand; kurz, es ward uns ganz befangen in dem kühlen Zimmer, welches das Licht nur spärlich durch ehemals himmelblaue Seidenvorhänge empfing. Jetzt waren sie zu einer zwischen Grün und Blau schwankenden Farbe verblichen, die das Entzücken eines jeden Malers sein würde — heutzutage, heißt das.

Wir haben es uns später eingestanden, Minchen und ich, daß uns bange gewesen ist in den paar Minuten des Wartens; wir hatten noch nie bei einer so allgemein respektierten Persönlichkeit, wie diese alte Dame es war, antichambriert und überlegten beide, wie wir uns ihr gegenüber eigentlich benehmen sollten.

Aber siehe, da that sich die Thüre des Nebenzimmers auf, und unter den verblichenen Vorhängen trat Marianne Sievening allein ins Zimmer. Die Großmutter hatte klug das Rechte gefunden; sie umging alles ceremonielle Danken und wieder Danken, Hin- und Herreden und schickte diejenige, um die es sich handelte, selbst ins Gefecht. Wir bekamen sie auch in der Folge nur selten zu sehen, die Großmutter.

Unsre Blicke umfaßten das kleine, schrecklich verunstaltete Menschenkind vor uns, dessen unglücklichen Wuchs heute keine Mantille freundlich verhüllte, und — wir blieben stumm wie die Fische, Minchen sah zu Boden, wie verlegen.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen,“ schlug nun die weiche, liebe Stimme an unser Ohr, und als ich, wie erlöst, ihr Antlitz nach diesen Worten suchte, da sahen mich ein paar große, klare, schöne Augen an, die aus dem blassen, leidenden Gesicht wie zwei Sterne strahlten.

„Wir kommen mit einer großen Bitte,“ begann ich frisch unter dem Einfluß dieser Augen, „aber bitte, Fräulein Sievening, halten Sie uns nicht für unbescheiden.“

„Ach ja,“ fiel Minchen ein, „aber wir wissen, wie gut

und lieb Sie sind, und wir haben schon immer —" Sie stockte und wurde rot ob ihrer Liebeslüge.

„Kurz und gut," begann ich wieder, „wir wollten Sie recht innig bitten, doch unserm Kränzchen beizutreten."

Das liebe, blasse Gesicht lächelte uns an. „Großmama hat mir gesagt, daß sie bei Ihnen für mich gebeten habe; wie gut und liebenswürdig Sie sind!"

„Aber ganz und gar nicht," stotterte Minchen, „Ihre Frau Großmutter ist wirklich nur unserm Wunsche —"

„Ach nein," unterbrach Marianne Sievening, „ach nein — ich — ich weiß ja, wie es kam, allein ich fürchte nur, Sie zu stören."

Nun aber überstürzten wir uns in gegenseitigen Versicherungen und zogen beide die schwächliche kleine Gestalt nach dem steiflehnigen Sofa, und sie in die Mitte nehmend und jede eine der kleinen heißen Hände haltend, schwatzten wir auf sie ein, daß sie bald rot und bald blaß aussah und ihr Atem kurz ward von so viel feurigen Liebeserklärungen.

„Jeden Dienstag, von drei bis siebeneinhalb Uhr, kommen wir zusammen; wer zu spät erscheint, zahlt einen Silbergroschen Strafgeld in die Kränzchenkasse, und dafür wird im Sommer eine Landpartie gemacht. Hauptregel ist, daß wir uns untereinander niemals etwas übelnehmen," sagte ich.

„Und daß es nie mehr gibt als Kaffee und Kuchen und hinterher Obst," setzte Minchen hinzu.

„Nur im Fall einer Mißernte ist Flammeri aus Grieß gestattet," ergänzte ich.

„Es wird vorgelesen von vier bis fünf Uhr."

„Nur gute Bücher."

„Na, das versteht sich!"

„Wir haben besondere Namen im Kränzchen, Blumennamen, Minchen ist das Veilchen."

„Was möchtest — was möchten — nein — aber wir duzen ja! — Was möchtest du für eine Blume sein?"

„Ach, Kinder, wißt ihr was? Das beste ist, Marianne geht gleich mit und wir stellen sie den andern vor," riefen wir abwechselnd.

„O, ich — ich fürchte, ich störe euch," wehrte sie noch einmal ab, aber sie wurde überstimmt. Nach einer Viertelstunde sah uns die Lange Straße wieder über ihr schreckliches Pflaster wandern, und zwischen uns Marianne Sievening in einem dunkelblauen Kattunkleid, das mit einer weißen Pelerine festlich aufgeputzt war. Der große runde Hut, den sie der herrschenden Mode gemäß trug, ruhte fast auf dem armen, verunstalteten Rücken, aber ihre Augen leuchteten stillglücklich unter ihm hervor.

Die andern sahen wartend über die niedere Mauer von Aennchens Garten, der vor dem Thore des Städtchens lag. Als sie uns erblickten, liefen sie uns in hellem Jubel entgegen, und die arme, kleine Marianne ward beinahe erstickt von ungestümen Liebkosungen. Sie begann endlich zu schluchzen, und wir andern zur Gesellschaft mit. Einstimmig wurde beschlossen, sie Reseda zu taufen; die unscheinbare Blüte mit dem köstlichen Duft schien uns das richtige für sie. Minchen holte aus dem Gartenhause Weingläser und eine Flasche Himbeersirup, und mit Hilfe von Selterwasser wurde nun ein Getränk hergestellt, das uns völlig würdig erschien, die neue Freundin feierlich willkommen zu heißen. Unsre Gläser klapperten aneinander, wir tranken sie stumm leer und gaben uns feuchten Blickes die Hände, und Reseda sagte mit zitternder Stimme, sie wolle eine dankbare, treue Freundin einer jeden von uns sein, und jeder einzelnen von uns war weihevoll zu Mute.

Wohl keine von uns hat diesen Nachmittag je vergessen, und keine einzige von uns hat es je zu bereuen gehabt, der

armen Reseda ein volles Herz entgegengetragen zu haben, denn jeder einzelnen ist sie eine treue Freundin geworden, wie sie damals versprach. Aber alle die andern haben sie nur oberflächlich gekannt als das vernünftige, mit seinem schweren Geschick versöhnte Geschöpf; wie sie gelitten und



gekämpft hat, das weiß nur ich, die der Zufall in ihre Seele blicken ließ.

Vorläufig aber waren wir noch lange nicht so weit, unsre Begeisterung sank sogar in der ersten Zeit ihrer Mitgliedschaft bedenklich zusammen. Durch ihr körperliches Leiden von den Vergnügungen ausgeschlossen, die zeitweilig unser ganzes Denken in Anspruch nahmen, genierten wir uns

anfänglich, in ihrer Gegenwart davon zu sprechen, und infolgedessen bekam unsre Unterhaltung etwas Einseitiges, Gezwungenes. Es drängte uns samt und sonders dazu, nach einem Ballfest oder einer besonders gelungenen Landpartie in den Erinnerungen zu schwelgen, aber da saß mitten zwischen uns das arme, blasse, bucklige Mädchen, und wir schämten uns unsrer bescheidenen Freuden und sprachen lieber über eine Novelle von Storm, über ein schönes Gemälde oder ein Konzert; gewiß sehr bildend und brav, aber die Lust, der ungebundene Uebermut, alles, was in unsern jugendlichen Herzen klopfte, unterdrückten wir, mußten wir unterdrücken. Oder wir deuteten es an und lächelten — und erröteten, wenn uns ein Blick ihrer großen Augen traf, verwundert und vorwurfsvoll.

Ach nein, es war gar nicht so leicht, wie wir uns das gedacht hatten. Der arme Krüppel stand fremd und verständnislos in unserm Kreise, und untereinander teilten wir uns heimlich mit, es sei doch zuweilen recht peinlich, sich so genieren zu müssen. Bald hatte es Seda, so nannten wir sie, mit ihrem feinen Empfinden herausgefühlt, und eines Tages nach einem Kasinoball, den wir andern alle besucht hatten und — aus Rücksicht auf sie — nur flüchtig erwähnten, sagte sie ganz unvermittelt und mit freundlichem Lächeln: „Wie habt ihr euch denn gestern amüsiert? Erzählt mir doch! War es schön? Was hattet ihr für Kleider? Ich höre das so gern.“

Wir waren wie elektrisiert und überstürzten uns förmlich in glühenden Schilderungen dieser höchst bescheidenen Festlichkeit. Unsre frisch gewaschenen weißen Mullkleider wurden zu Feengewändern, und die Lieutenants, Assessoren und jungen Doktoren zu Halbgöttern. Sie hörte alles mit scheinbar größtem Interesse an, und so kam es, daß wir allmählich die Scheu, sie zu verletzen, verloren, und daß wir sie be-

handelten wie eine gute, treue Großmama, der man alles anvertrauen, alles sagen kann, die sich freut, neidlos freut über das Glück der Jugend, und die gütig mit uns fühlt bei unserm Leid — das ja eigentlich kaum ein solches ist — ohne daß sie besonders erschüttert wird davon, denn solche Schmerzen hat sie längst vergessen, fühlt sie nicht mehr.

Doris verlobte sich ein halbes Jahr später mit dem Pastor von Mühlen. Wir erfuhren durch einen Zufall zu unserm grenzenlosen Erstaunen, daß Seda die Vertraute von Doris gewesen war, und jede einzelne von uns wurde rot, denn jede einzelne lief heimlich zu dem geduldigen, freundlichen Geschöpf und machte sie zur Vertrauten ihrer Liebesgeschichte — auch ich natürlich. Sie wußte so mild zu trösten und Hoffnung zu spenden; man ging immer froher von ihr, als man hingekommen war, und unsre Geheimnisse waren so wohlverwahrt, als hätte man in einem Beichtstuhl gesprochen. Wir brauchten keinen Verrat zu fürchten, und so belasteten wir die schwachen Schultern des freudlosen, armen Mädchens mit all unserm Leid und Glück, und ob sie schwer daran zu tragen hatte, daran dachten wir nicht.

Und sie trug schwer daran! Ich habe es ja alles erfahren — viel schwerer noch an unserm Glück als an unserm Leid.

Natürlich hielten wir sie im Punkt des Liebens und Heiratens für eine Null, und daß sie sich selbst dafür hielt, das galt uns als ausgemachte Sache. Wir hatten den naiven Glauben, daß ein Geschöpf, welches keine Liebe zu erwecken vermag, auch selbstverständlich nicht die Fähigkeit haben könne, sie zu empfinden.

Eines Tages starb ihre Großmutter. Zur Beerdigung erschien Mariannes Bruder und dessen junge Frau, auch viele andre Verwandte; es war das großartigste Begräbnis, das die Stadt seit langer Zeit gesehen hatte, denn die Frau

Oberamtmann Sievening war ebenso angesehen wie reich. Marianne und ihr Bruder waren die Erben; das arme, kleine bucklige Mädchen verfügte über ein fürstliches Einkommen. Man brannte allgemein darauf, zu erfahren, ob nun der Bruder ihr eine Heimat auf dem väterlichen Schlosse anbieten oder ob sie hier bleiben werde mit einer Gesellschafterin.

Wir wagten natürlich nicht, sie zu fragen, konnten ihr überhaupt nur durch einen stummen Händedruck unsre Teilnahme ausdrücken, denn das Haus war voller Besuch, und einige Gäste blieben auch noch ein paar Wochen nach dem Begräbnis da. Wir sprachen aber von nichts weiter, wenn wir in unserm Kränzchen bei einander saßen, und hofften von ganzer Seele, daß sie bei uns bleiben werde.

Es kam auch so; Marianne blieb mit ihren zweiundzwanzig Jahren, ihrem vielen Gelde und dem alten Dienstmädchen der Großmutter allein, ohne Gesellschafterin, ganz allein. Wir fanden das entzückend; nirgendwo fühlten wir uns in der Folge behaglicher als in dem altmodischen, traulichen Nest, in das der arme kleine Vogel gebettet worden war, dem das Geschick die Schwingen der Lebenslust so schwer gebrochen hatte. Sie war noch genau so wie früher, machte so anmutig die Wirtin, zeigte uns bereitwillig die ererbten Schätze an Schmuck, an Silber und Leinen und sagte immer, sie wünsche vorläufig gar nichts, als nur mit uns so weiter zu leben.

Als Doris ihren Pastor heiratete, stiftete Marianne einen wundervollen Silberkasten als Hochzeitsgeschenk und teilte uns mit, daß sie jeder von uns das gleiche zugedacht habe. Sie schenkte uns Theater- und Konzertbillets, sie fuhr mit uns in die schönen Harzberge und wehrte jeden Dank lächelnd ab: „O, laßt mir doch die Freude!“

Unser sittenstrenges Städtchen fand nichts dabei, daß

dies junge Mädchen allein wohnte. Lieber Gott — eine Bucklige!

Und die Jahre gingen so hin und brachten für mich schweres Leid; wo hätte ich es wohl besser ausweinen können als bei Marianne? — Die andern hatten sich nach und nach verheiratet, bis auf Röschen, die infolge einer zurückgegangenen Verlobung ungenießbar geworden war, und so rückten wir beide, Marianne und ich, immer näher zu einander.

Damals begann ich meine ersten schriftstellerischen Versuche, wem anders hätte ich sie auch vorlesen sollen als ihr? Und wie nahm sie teil! Wie lobte, wie tadelte sie! Sie hatte sich ein großes, schönes Zimmer, die ehemalige Prunkstube der Großmama, so recht nach eigenem Behagen und Geschmack eingerichtet — mit kostbaren Teppichen und Vorhängen, mit Statuetten und Blattpflanzen und einer prächtigen Bibliothek. Sie las alles, wonach ihr Sinn stand, „denn siehst du," sagte sie lächelnd, „sie haben mir meine Freiheit gelassen, nun nutze ich sie auch. Sie meinen, es ist nicht nötig, mich zu beaufsichtigen wie andre junge Mädchen — ich schütze mich von selbst, denken sie, weil ich ‚so' bin — — Ach, sie wissen gar nicht, was mich beschützt, sie nicht und du nicht und ihr alle nicht." Sie sah so strahlend glücklich, fast schalkhaft dabei aus.

Damals kam mir zum erstenmal der Gedanke: hat sie denn nicht ein Herz wie andre auch? Könnte nicht auch einmal die Liebe zu ihr kommen? Mit jähem Schrecken fast überfiel mich diese Frage, und ich wurde erst ruhig, als ich ihre stillen, klaren Augen sah und ihr müdes Lächeln um den Mund.

„Ja, ja," nickte sie, „es ist so!"

Es war an einem warmen Septemberabend, als sie so sprach. Wir saßen auf dem Balkon, der über dem alten, schattigen Garten hing, welcher das Haus von drei Seiten

umgab. Der Vollmond stand am Himmel, und die Türme von St. Servatius schimmerten wie Silber über den Bäumen und den Dächern der Stadt. Eine Stille lag über alledem, wie sie nur in solchen kleinen, weltfernen Städtchen herrschen kann oder auf dem platten Lande.

Marianne lehnte, mit Tüchern umhüllt, die ihre Gestalt fast ganz verbargen, in einem tiefen Lehnstuhl und starrte mit sehnsüchtigen Augen in den Himmel hinauf, ja — mit sehnsüchtigen Augen! Mir war das nie so aufgefallen, ich fand sie geradezu schön heute. Aber ich ängstigte mich um sie; ich dachte, es sei nur Sehnsucht, weitab von allem Irdischen, die Sehnsucht nach dem verklärten Leben, wo kein leibliches Gebrechen mehr stört.

Auf einmal sagte sie: „Ja, ehe ich es vergesse, erwarte mich morgen nicht zum Spazierengehen, ich kann nicht, ich bekomme Besuch.“

Ich hätte in diesen Worten gar nichts Besonderes gefunden — Marianne bekam des öfteren Besuch von ihrem Bruder oder andern Verwandten; aber der eigentümlich gepreßte Ton, mit dem sie das sagte, fiel mir auf, es lag etwas wie mühsam unterdrückte Freude, wie kaum bezwungene Leidenschaft in ihrer Stimme. Sie mochte meinen fragenden Blick aufgefangen haben.



„Ach, er bleibt nicht lange,“ fügte sie, scheinbar gleichgültig, hinzu, „er kommt nur auf der Durchreise, der Franz Brinkweiler — Franz Brinkweiler heißt mein alter Spielkamerad. Weißt du, sein Vater war Pastor auf Großmutters Besitzung, und er ist Offizier, steht da irgendwo an der Ostsee.“ Ihr Gesicht hatte

sich mit einer Purpurröte übergossen währenddem, und sie trank hastig die vor ihr stehende Limonade aus.

„Ist er verheiratet?“ fragte ich.

Sie setzte ihr Glas hart auf die silberne Tablette zurück. „Nein! — Warum? Muß denn einer gleich verheiratet sein, wenn er mich besuchen will?“ Das kam mit einer ganz spitzen, schrillen Stimme aus ihrem Munde.

Ich sah sie verständnislos an, dann ward es still zwischen uns. Die sonst so Ruhige hatte ihre Fassung verloren, sie atmete mühsam, und die Farbe kam und ging auf ihren Wangen.

„Ich habe ein wenig Kopfschmerz,“ flüsterte sie endlich, und ich erhob mich zum Gehen, obgleich noch nicht die übliche Zeit unsrer Trennung herangekommen war. Sie drückte mir sonderbar fest die Hand, als wollte sie mich wegen irgend etwas um Verzeihung bitten; dann schloß sich die Stubenthür zwischen uns, und die alte Dienerin leuchtete mir die Treppe hinunter. Sie sah bekümmert aus, die alte Seele, und als sie mir die Hausthür öffnete, sagte sie: „Ich wollt', wir wären ein paar Tage älter, Fräulein — Kommen Sie nur übermorgen mal wieder 'ran, wenn Sie Zeit haben.“

„Wenn ich nur Ihr Fräulein nicht störe?“ wandte ich zögernd ein.

„O, stören Sie sie nur, Fräulein, stören Sie sie nur, das wird gut sein,“ murmelte sie, „und wenn Sie nicht von allein kommen, dann hole ich Sie — Sie werden's erleben — —“

Und die alte treue Person holte mich wirklich, das heißt — auf Befehl ihrer Herrin, die mich zu einem einfachen Mittagsessen um drei Uhr einlud, für unsre schlicht bürgerliche Sitte zur ganz ungewöhnlichen Zeit.

„Kommen Sie nur ja, Fräulein,“ sagte sie ihrerseits bittend, „und bleiben Sie recht lange.“

„Ist noch jemand da?“

„Nein, Fräulein! — Kommen Sie nur recht pünktlich.“

Ich traf Marianne in ihrem Zimmer und schaute ganz betroffen das Bild an, das sie und ihr Gast mir boten. Sie lehnte in einem der tiefen Polsterstühle, die sich förmlich an ihre Gestalt schmiegten, sie verschönernd und verbergend. Vor ihr, auf einem niedrigen Schemel, saß ein junger Mann, der sich bei meinem Eintritt hastig erhob und zu einer imponierenden Größe wuchs. Er hätte Flügelmann eines Garderegiments sein können, eine wahre Reckengestalt, schlank wie eine Tanne und ein bildhübsches Gesicht, ein Gesicht, aus dem der liebenswürdigste Leichtsinn sprach; dunkles dickes Haar über einem Paar strahlender, blauer Augen und unter dem Schnurrbart eine Reihe blitzender Zähne, wenn er lachte.

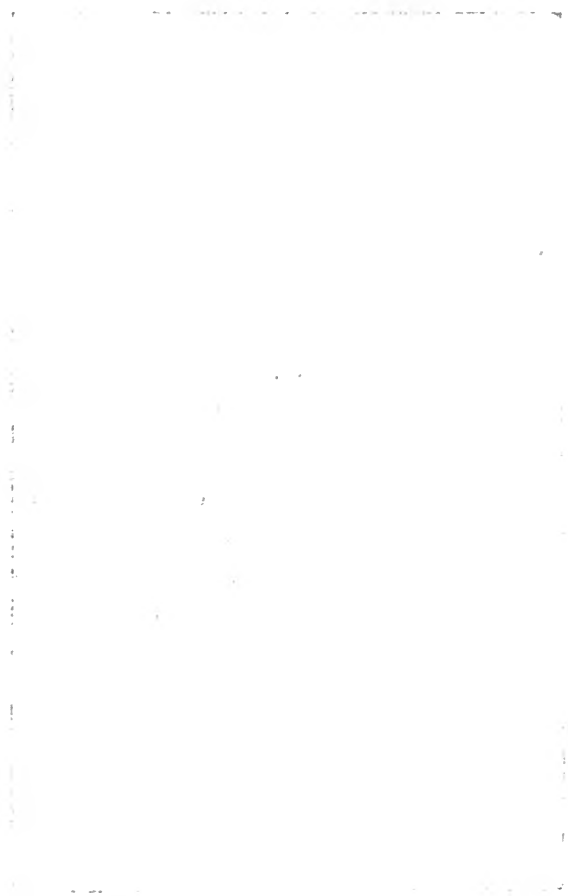
„Lieutenant Brinkweiler,“ stellte sie vor — „meine beste Freundin! — Komm, Herz, setze dich neben mich! Er erzählte eben von einer Regatta in Kiel, nicht wahr, das interessiert dich auch? Fahren Sie fort, Franz.“

Ich sah mir jetzt erst Marianne näher an — fast hätte ich sie nicht wiedererkannt. Sie trug ein seidenes Kleid vom lebhaftesten Rot, das ich nie vorher an ihr gesehen, und zwar nach neuester Mode gemacht, und ein mit Brillanten besetztes Medaillon an dicker goldener Kette. Sie war anders frisiert, ganz neumodisch, und in dem hochgetürmten Puff des braunen, seidigen Haares steckte, die Endchen nach oben, eine flotte Schmetterlingsschleife.

Ich wurde plötzlich rot für sie; die Thränen schossen mir in die Augen, Thränen des Zorns, der Erkenntnis, wie mein Vorbild im Dulden und Entsagen sich so weit hatte verirren können. Gott weiß es, welche Pein mir dieses ausgesucht feine kleine Diner bereitete. Schon der Anblick, wie dieser bildschöne, schlanke Mensch das winzige, verwachsene



„Lieutenant Brinkweiler," stellte sie vor — „meine beste Freundin!" (S. 322.)



Geschöpfchen an seinem Arm in das Eßzimmer führte, dann wie er ihr in aller Form den Hof machte und wie Marianne so ganz zu vergessen schien, was sie war. Ihre Augen strahlten, sie schien so glücklich, sie lachte und scherzte und neckte und ließ sich die Hand küssen von ihm. Und die alte Line bediente uns mit zusammengekniffenen Lippen und zwei abgezirkelten roten Flecken auf den Wangen, die genugsam ihre Aufregung verrieten.

Marianne schlug nach Tisch eine Ausfahrt vor, aber der junge Offizier lehnte ab: es sei so tausendmal reizender und freundlicher in diesen Räumen, und sie fügte sich mit Lächeln, als er sagte: „Was sollen wir unter fremden Menschen?" Wir nahmen den Kaffee auf dem Balkon, der blonde Apollo rauchte eine feine Cigarette nach der andern, trank mehr als einen Liqueur und sprach mit melancholischem Gesicht von der Flüchtigkeit der Stunden und von seiner Weiterreise.

Ich hielt die Zeit zum Aufbruch für mich gekommen und empfahl mich. Marianne nickte mir zu, er begleitete mich sporenklirrend bis zur Treppe, und ich stieg die Stufen hinunter. Vor meinen Augen tanzten in dem Dämmerlicht des großen Flurs ein paar rote Flecken, so rot wie Mariannes Kleid. Mir that das Herz fast körperlich weh — sie, die Bescheidene, Geduldige, Keusche, der das Gebrechen, das sie so ruhig trug, etwas Rührendes verlieh, als webte ihr ein Heiligenschein um den schlichten Scheitel — sie hatte sich in ein kokettes, gefallsüchtiges Geschöpf verwandelt! Ich konnte es nicht überwinden, tagelang nicht; ich mied ihre Straße, ihr Haus, sie selbst, denn ich mußte erst ruhiger werden. Ich wußte, ich hätte meinen Tadel nicht unterdrücken können, und wollte ihn doch so mild als möglich aussprechen.

So verstrichen acht Tage. Da riß es eines Nachts stürmisch an meines Vaters Doktorglocke, und am nächsten

Morgen erfuhr ich, daß Marianne Sievening schwerkrank sei an einem Gehirnfieber. Wochenlang lag sie in größter Lebensgefahr; der Bruder hatte ihr eine Diakonissin geschickt, und mein Vater sandte regelmäßig Nachrichten an diesen über das Befinden der Kranken. Als er dann glaubte, mein Besuch werde ihr willkommen sein, trat ich an ihr Bett. Sie erkannte mich auch, starrte mich dann ängstlich an, als suchte sie nach einer Erinnerung, die mit mir im Zusammenhang stünde, und da verzerrten sich ihre Züge, sie warf sich in die Kissen zurück, schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu schreien, schrecklich, gellend.



Nun durfte ich monatelang nicht zu ihr. Die alte Dienerin und die Diakonissin reisten, als die Krankheit überwunden war, mit ihr in eine Nervenheilanstalt, und erst im Frühjahr, es mochte im März sein, kehrte sie nach halbjähriger Abwesenheit zurück — ganz gesund, wie mein Vater sagte, indem er mir ein Briefchen von ihr überreichte.

Marianne bat mich darin, sie zu besuchen. Die alte Line nickte mir freundlich zu, als ich in der blauen Dämmerung des Märzabends zum erstenmal nach langer Zeit wieder die Wohnung ihrer Herrin betrat.

„Sprechen Sie nur nicht von dem Brinkweiler," flüsterte sie mir zu. Und dann saß ich neben Marianne in ihrem lieben, traulichen Zimmer und sah wieder in ihre klaren Augen, in denen es nur noch wie ein leiser Schatten stand; aber ihr Mund lächelte anders als sonst, ein bißchen wehmütiger vielleicht, im großen und ganzen war's aber doch

die gute, stille, treue Freundin von einst. Das häßliche Zerrbild, in das sie sich damals flüchtig verwandelt hatte, wich aus meiner Erinnerung — Gott sei Dank!

Wir erzählten von der Zeit unsrer Trennung: sie sprach von ihrer Krankheit, von dem Leben in der Anstalt, wieviel Elend es gäbe in der Welt, und wie gut sie es doch eigentlich habe gegen andre — aber von unserm letzten Beisammensein kein Wort; ich berichtete von den Vorkommnissen im Städtchen. Dann kamen wir auch auf Litteratur und nahmen uns vor, viel miteinander zu lesen wie in alten Tagen. Und das hielten wir auch.

Ich habe keine mir liebere, keine treuere Freundin gehabt als Marianne. Als mich mein Geschick hinausführte aus der kleinen Stadt, gab's ein hartes Scheiden. Wir schrieben uns aber sehr fleißig, und sie nahm auch aus der Ferne rechten Anteil an allem, was mich betraf.

Eines Tages in Baden-Baden, nach langen Jahren — es mochten wohl zehn oder mehr sein — wurde ich urplötzlich und mächtig an die Vergangenheit erinnert. Ein großer schöner Mann, elegant gekleidet, der trotz der bürgerlichen Kleidung den Offizier nicht verleugnen konnte, ging an mir vorüber, eine Dame am Arm führend, schlank, elegant und schön wie er — Brinkweiler! Ein bißchen älter geworden natürlich, ein bißchen stärker, aber er war es, unzweifelhaft. Und da stand mir wieder die Scene so deutlich vor Augen: Marianne im roten Seidenkleid und der Halbgott, ihr eine Aprikose schälend.

Was war das nur gewesen? Würde ich es je erfahren?

Seine Frau war eine geborene von Büdlingen, das ersah ich aus der Fremdenliste. Er hatte übrigens den Dienst bereits quittiert, schien aber in guten Verhältnissen zu sein, denn er wohnte in einem der ersten Hotels. Welche Rolle er aber auch in Mariannes Leben gespielt haben mochte,

eine Nebenrolle war es sicher nicht gewesen; denn daß ihre schwere Erkrankung mit seinem Besuch zusammenhing, das ließ ich mir nicht nehmen.

— — — — — — — — — — — —

Nun habe ich es erfahren durch sie selbst und habe ihr längst alles abgebeten, dessen ich sie damals heimlich beschuldigte, die arme, kleine Marianne. Möge sie in besseren Welten für das entschädigt werden, was sie gelitten hier unten!

Ich war vor zwei Jahren gerade im Begriff, nach dem Süden zu gehen, da kam am Abend vor meiner Abreise ein Brief von Marianne, der mich zuerst — ich gestehe es offen — verstimmte; bedeutete er doch nicht mehr und nicht weniger als ein Aufschieben, wenn nicht Aufgeben meiner schönen Reise. Aber der Ton dieses Briefes war so flehend, daß ich nicht einen Augenblick zweifelhaft blieb, was ich thun sollte, und schon am andern Tage nach der alten, so lange nicht geschauten Heimat, zu Marianne, reiste, um sie zu besuchen. Sie war krank und hatte den dringenden Wunsch ausgesprochen, mich zu sehen.

Die „olle Line“ war bereits gestorben. Eine Person von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, mit freundlichen Zügen, über denen es gleichwohl wie Trauer lag, empfing mich und führte mich in die ehemalige Wohnstube Mariannes, indem sie flüsternd berichtete, sobald Fräulein aus ihrem Schlummer erwacht sei, würde sie sie herüberführen. — Es war hier noch alles unverändert, als hätte ich das Zimmer gestern erst verlassen, nur stand jetzt ein Krankenstuhl unweit des Erkers und neben ihm ein Tischchen mit allerhand Fläschchen, einer Porzellanschale mit halb geschmolzenen Eisstückchen gefüllt und einer Vase, in der zwei Treibhausrosen die Köpfe hängen ließen. Dies alles verlieh dem Raume etwas Trauriges und drückte ihm den Stempel eines Krankenzimmers auf.

Lange mußte ich warten, ehe sie erwachte. Die Frau kam noch einmal zurück und brachte mir ein Glas Wein und ein paar kleine Kuchen. Dann blieb sie zögernd stehen, schien sprechen zu wollen und fand doch nicht das richtige Wort.

Ich kam ihr zu Hilfe: „Erzählen Sie mir doch, was fehlt Fräulein Sievening eigentlich?"

Eine Antwort erhielt ich nicht; statt dessen sagte sie hastig: „Ach Gott, Fräulein, wenn Sie ihr doch gut zureden wollten —"

„Wozu denn?"

„Daß sie sich wieder verträgt mit ihrem Bruder. — Ach Gott, es ist doch zu schrecklich!"

Ich sah die Person ganz erstaunt an — Marianne war ja die friedfertigste Seele der Welt!

„Man kann's dem Herrn Amtmann doch nicht verdenken, wenn er böse ist! Er hat vier Kinder, und heutzutage spinnen die Oekonomen keine Seide mehr, das weiß jeder Mensch."

„Kennen Sie denn den Herrn Amtmann?" fragte ich.

„Liebe Zeit, ich bin doch vom Gute. Mein Vater ist der Gärtner gewesen bis vor ein paar Jahren, wo er starb."

„So! Und in welcher Hinsicht soll ich Fräulein Marianne gut zureden?"

Die Frau kam näher und bog sich zu meinem Ohr herunter. „Da ist einer, der dreht ihr die Taschen um nach jedem Pfennig. Ich kenne schon immer die Briefe, sie riechen dem Postboten aus der Tasche heraus nach Moschus, und hinterher muß ich immer Geld auf die Post schaffen, viel Geld — 's ist ein Jammer. Und sie sitzt mit rotgeweinten Augen und gönnt sich selber nichts; immer nur fortschicken, fortschicken! Gott weiß, für was? Und da ist denn mal, als die ‚olle Line' noch lebte — ich war aber auch schon hier, denn Line brauchte Hilfe —, der Herr Amt-

mann angekommen mit rotem Kopf, und ganz kurz ab hat er nach dem ‚Guten Tag!‘ angefangen: die Wirtschaft müsse aufhören; sie, das Fräulein Marianne, wäre verrückt, und falls es nicht anders würde, lasse er sie unter Vormundschaft stellen. Sie sei nicht besser als eine Närrin, die ihr Geld aus dem Fenster in die Gosse wirft, nur noch schlimmer! Und geschrieen hat er, daß ich es in meiner Stube hören konnte, liebes Fräulein. Und seit der Zeit ist sie ordentlich zusammengebrochen; wer sie sieht, begreift's nicht, daß sie überhaupt noch leben kann. Vor ein paar Tagen hat sie ihr Testament gemacht; na, das wird umgestoßen, das hat der Herr Amtmann schon gesagt; sie hätte sich von dem Lumpen umgarnen lassen, hat er gesagt. Ist's nicht schrecklich, so was?"

Ich betrachtete die Sprecherin, die leise und bitterlich schluchzte.

„Sie dauert mich so, sie dauert mich so sehr," stieß sie hervor, „ich kenne sie so genau, sie ist kindergut, und all ihr Unglück ist der Buckel, und wenn sie den nicht hätte, da wäre ihre Liebe kein Unding gewesen wie nun, und sie hätte ihn heiraten können. Ob sie nun glücklich mit ihm geworden wäre oder nicht — so jammervoll, wie es jetzt ist mit ihr, wär's doch nicht geworden. Und wenn der liebe Gott gerecht wäre, dann schaffte er nicht so was, oder er ließ' sie auch gleich ohne Herz auf die Welt kommen."

Das wurde alles rasch, stoßweise gesprochen, und wie Dolchstöße traf's meine Seele.

Arme Marianne! Ja freilich, sie hatte ihn geliebt, den blonden Riesen, und er war gewissenlos genug, ihre Neigung auszubeuten. Ach, welcher Wahnsinn, diese Liebe! Wahnsinn? — Ja, wer begreift denn die Liebe? Wer heißt sie kommen, wer gehen? Und welches Herz entzieht sich ihrer Macht, selbst wenn's in einem verkrüppelten Körper pocht? — Welche Tragik! Das wäre richtiger.

In diesem Augenblick erklang der silberne Ton eines Glöckchens im Nebenzimmer. Die Frau trocknete sich hastig die Augen, strich die Schürze glatt und fuhr sich mit den Händen über den Scheitel, dann eilte sie aus dem Zimmer; und nach weiteren zehn Minuten, während welcher ich meine Selbstbeherrschung einigermaßen wiedererlangt hatte, kam Marianne über die Schwelle, mehr getragen als gehend, und ihre Augen suchten mich mit dem alten gütigen Blicke. Wenn ich nicht gewußt hätte, das ist sie, ich hätte sie nicht erkannt — noch kleiner, noch mißgestalteter, das Gesicht eingefallen, nur die alten hellen Augen noch und der glänzend braune Scheitel.



„Endlich," sagte sie, „nach so langer Zeit! Ach du, hast du mich noch lieb?" Und sie strich über mein Gesicht, als wollte sie sich vergewissern, daß ich es wirklich sei. Dann saß sie, mühsam atmend und eine meiner Hände haltend, im Krankenstuhl und suchte ihrer Erregung Herr zu werden.

„Ach du, ich habe eine so große Sehnsucht nach dir gehabt, du bist ja noch die einzige, die einzige! Ruh' dich nur erst aus; Marie serviert dir nachher ein Mittagsessen, dann schläfst du, und dann — weißt du, viel Zeit habe ich nicht mehr, es kann jede Stunde kommen; lange wirst du auch nicht hier bleiben wollen? — Aber einmal, einmal muß es herunter von der Seele — du bist mir nicht böse darum? Einer muß es wissen, daß ich keine Verrückte, keine Närrin bin, nur ein Mensch wie ihr andern auch!"

„Ich danke dir für dein Vertrauen, Marianne," sagte ich, ihre armen, zitternden Hände festhaltend, „warum willst du nicht gleich sprechen, wenn es dich erleichtert? Ich habe unterwegs Mittag gegessen. Laß mir eine Tasse Thee bringen und das Feuer im Kachelofen schüren, dann kannst du erzählen, alles heraus aus deinem Herzen in das meinige hinein sprechen. Umgekehrt ist's oft genug der Fall gewesen, und ich werde es so treu bewahren, wie du meine verschiedenen Beichten bewahrt hast."

Sie nickte. „Ja? O ich danke dir, aber — aber wirst du mich auch verstehen? Ach Gott, wenn du dächtest wie die andern! Schüttle nicht den Kopf, du ahnst ja nicht, wie albern, wie einsichtslos und vermessen ich gewesen bin; und ich weiß nicht mal, wie das kam — es war wie ein Rausch, wie ein Traum, und ich hatte doch gar kein Recht, so zu träumen!"

Ihre Stimme verklang in einem leisen Jammern.

„Du mußt mir einen Gefallen thun," sagte sie endlich, „mußt eine Reise für mich machen. — Ja, du thust es," fuhr sie fort, nachdem die Dienerin einen kleinen, völlig gedeckten Theetisch hereingetragen hatte, das Feuer brannte und wir nun ungestört miteinander waren, „nicht wahr, du thust es?"

„Ja, von Herzen gern, Marianne, aber erzähle erst!"

Sie zögerte so lange, bis ich meine Tasse ausgetrunken hatte und nun im bequemen Lehnstuhl ihr gegenüber saß. An die Scheiben der Fenster prasselte der Februarregen, und die goldene Wetterfahne auf St. Servatii Turm drehte sich wie toll in einer Art Wirbelsturm.

„Ach, ich danke dir! Wie soll ich nur beginnen? Wirst du auch wirklich zu ihm reisen?"

„Gern, Marianne, sage nur — wohin? Zu wem? Und was ich dort soll?"

Wieder eine lange Pause. Sie sah sehr bleich aus und schauerte in ihrer warmen Hülle. „Ich weiß nicht, ob du dich noch eines Mittags erinnerst, wo wir zu dreien nebenan im Eßzimmer saßen, du, ich und Lieutenant Brinkweiler?" begann sie leise.

„Ja, gewiß, Marianne!"

„Er wohnt jetzt in einem kleinen Nest bei Stettin; es geht ihm schlecht, sehr schlecht, er hat eine kranke Frau und viele Kinder. Ich kann ihm durch die Post nicht so schreiben, wie ich es möchte, ich wage es nicht — ich glaube, man fängt meine Briefe auf. O, willst du ihm eine Bestellung machen, einen Brief übergeben? Natürlich erst, wenn ich tot bin — denn lange habe ich nicht mehr zu leben — ich weiß es, der Doktor hat mir's auch gesagt."

Eine kranke Frau und viele Kinder? fragte ich mich im stillen, und ich hatte ihn doch in höchst angenehmer Verfassung in Baden-Baden gesehen. Ganz entsetzt sah ich zu Marianne hinüber. Armes Kind!

„Mein Bruder sagt, er sei ein Schwindler," fuhr sie fort, „aber das ist nicht wahr, es ist nicht wahr, ich kenne ihn so genau. Wir haben zusammen gespielt in unserm Garten damals, als wir noch Kinder und ich noch kerzenschlank war; wir spielten immer Mann und Frau oder er den Räuber, der mich, die Prinzessin, raubte, und wir hatten uns fest vorgenommen, uns zu heiraten. Dann hat er mich im Uebermut einmal auf des Verwalters Schimmel gesetzt, und das dumme Tier verstand die Sache falsch, es ging wie närrisch mit mir davon; natürlich mußte ich herunterfallen, und daß mich der Huf des Tieres auf den Rücken traf, dafür konnte Franzel doch nicht, ebensowenig wie dafür, daß sich die Verkrümmung ausbildete, nach und nach, bis ich ‚so' wurde. — Erst als Fähnrich habe ich ihn wiedergesehen — er kam bald nach dem Unglücksfall ins Corps — grad zu meiner Konfirmation

kehrte er auf Urlaub heim. Ich habe es gemerkt, wie er erschrak, als er mich erblickte; aber dann war er so gut und lieb, alle Menschen waren so gut zu mir, und ich empfand es gar nicht, daß ich ‚so‘ aussah. Wir sind auch wie sonst miteinander spazieren gegangen und im Kahn gefahren. Ein Jahr später kam er dann als Lieutenant, wie in der Folge jedes Jahr, und immer war er so aufmerksam, so ritterlich, und immer dachte ich — nun wird er gewiß bald sprechen. In meinem dummen, weltfremden Kopfe hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß es bei Liebe und Ehe gar nicht so sehr auf Aeußerliches ankomme, und Papa und Mama küßten es mir auch noch so recht hinein in thörichter Zärtlichkeit, daß es gar nicht so schlimm wäre mit meinem Rücken. Dann war er wieder einmal auf Urlaub gekommen bald nach dem Tode meiner Mutter; Großmutter war noch da, auch mein Bruder, der sich eben verlobt hatte mit Anna, und ich war so trostlos; ich konnte mir ein Leben ohne Mama nicht denken — wie furchtbar viel ich verloren hatte, das wußte ich aber doch noch nicht. So saß ich immer in den Winkeln umher, in Fensternischen und hinter den Vorhängen und weinte, und da hörte ich eines Tages, wie mein Bruder zu seiner Braut sagte: ‚Mache dir keine Vorwürfe, Kind, ich weiß es ja, es gibt so starke Antipathien, daß man mit dem besten Willen nicht darüber hinweg kann. Ich bin viel zu vernünftig, um von dir zu verlangen, daß du, weil du mich liebst, auch meine Schwester lieben sollst. Und später wird sich ja wohl ein Ausweg finden, daß das arme Tierchen, die Marianne, deinen Weg nicht zu oft kreuzt.‘ —

Ich weiß nicht, wie lange ich dagesessen habe in völliger Starrheit. Dann, nach Stunden, raffte ich mich auf und lief zu Mutters Grab. Ich mußte am Pfarrhause vorüber, und da hat er mich wohl gesehen; jedenfalls fand er mich wenige Minuten später über den Hügel hingeworfen, schreiend,

schluchzend, und er hob mich empor. Und in meinem grenzenlosen Paroxysmus von Schmerz und Leid klammerte ich mich an ihn und schrie ihm zu, daß er mich nicht verlassen dürfe, daß er der einzige sei, den ich auf der Welt noch habe. Er sprach mich zur Ruhe, gutmütig, nett — heute weiß ich ja, daß er kein Wort von Liebe geredet hat. Aber damals hielt ich seine verlegenen Trostworte für Versicherungen ewiger Liebe und Treue — was wußte ich denn auch davon! Und mein wilder Schmerz wich einem stillen, tiefen Glück. Ich ging willig neben ihm vom Kirchhofe fort; er begleitete mich bis zum Herrenhause und drückte mir noch die Hand. ‚Auf Wiedersehen, Mariannchen,‘ sagte er, ‚weine nicht mehr. Es kommen bessere Zeiten, ehe du es gedacht,‘ waren seine letzten Worte. Ich verstand sie gänzlich falsch, aber ich fand Kraft, alles zu tragen in dem Glauben auf diese bessere Zeit; zunächst tröstete ich mich, daß man in der Trauerzeit sich nicht verloben könne. Der Trauer um meine Mutter folgte die um den Vater, dann holte mich Großmutter hierher, und ich wartete und hoffte weiter in der völligen Sicherheit meines Glückes, unentwegt, nur selten entmutigt. Wenn ihr von euren Heimlichkeiten schwatztet, dann dachte ich immer: ach, ihr solltet nur wissen, solltet nur wissen! und in all der Zeit schrieben wir uns. Er hatte einmal geklagt, daß er so knappen Zuschuß bekäme; seitdem wanderte mein ganzes Taschengeld zu ihm, anonym natürlich. Er hat's auch nie markiert, die ‚olle Line‘ mußte die Adresse schreiben.

Als Großmutter starb, ward ich Herrin eines großen Vermögens. Mein Bruder kam mit seiner Frau, und die Frage tauchte auf, was mit mir nun werden solle. Ich wollte hier bleiben; man gab es zu, und ich hörte, wie meine Schwägerin sagte: ‚Bei Marianne ist das ja möglich, sie kann doch nicht unter die jungen Mädchen gerechnet werden mit ihrem Gebrechen.‘ — Ich lachte sie heimlich aus; ich

wollte es nicht einsehen, ich glaubte nicht daran, daß ich ausgeschlossen sein sollte von Glück und Liebe.

Ach, und endlich, endlich kam ein Brief, in dem er seinen Besuch ankündigte. Du — wie mir damals zu Mute war! — Verachte mich nur nicht, ich habe ja deinen verwunderten Blick bemerkt, als du mich sahst in dem roten Kleid. Ich wollte so schön als möglich sein, ich vergaß, daß ich ‚so‘ bin; ich war wie im Fieber und meinte, ich hätte ihm so viel zu schenken mit meiner großen, großen Liebe!

Er kam. Er war so gut, so rücksichtsvoll, und ich sah ihm an, daß er eine Last auf der Seele trug, daß er sprechen wollte und den Mut nicht fand. Es entstanden am zweiten Tage seines Hierseins so lange, lange Pausen, und da schickte ich zu dir, und als du dann fortgingst und wir beide allein blieben in der Dämmerung des sinkenden Abends auf dem Balkon und er eine Cigarette um die andre anzündete und verkohlen ließ, und stumm und stummer wurde, da — da habe ich ihn gefragt, obgleich die Worte mir kaum von den Lippen wollten: ‚Was willst du denn, Franzel? Kann ich irgend etwas für dich thun?‘“

Sie atmete mühsam und verstummte. Draußen plätscherte noch immer der Regen, aber der Sturm hatte nachgelassen, und in den Ecken des Zimmers stand schwarz die Dunkelheit; nur ihr Gesicht leuchtete noch seltsam bleich daraus hervor.

„Da,“ stieß sie leise, fast keuchend hervor, „da lag er mir auf einmal zu Füßen, und da“ — ihre Hand krallte sich plötzlich so fest in meinen Arm, daß ich mit Mühe einen Schmerzenslaut unterdrückte — „da sprach er von seiner Liebe, seiner heißen, großen Liebe zu — einer andern!“

„Marianne!“ rief ich, denn sie hatte das letzte fast schreiend gesprochen und mit einem so leidenschaftlichen Schmerz, daß ich einsah, diese Wunde hatte sich nicht geschlossen, würde sich nie schließen, solange sie lebte.

„Sie wäre arm, ganz arm, sagte er, aber so schön! Ach du, ich muß dir ihr Bild zeigen," fuhr sie fort. „Sie hätte die Kaution nicht, und — Nun, es war seine erste Bitte, und ich brauchte ja nicht mein vieles Geld, für was auch? Ich war ja fertig mit dem Leben. — Ich sah ihn nie wieder, nachdem er damals abgereist war, aber er schreibt mir — seine Heilige nennt er mich, seinen guten Engel. Ich besitze auch die Bilder seiner Kinder, schöne Kinder — die Eltern sind ja schön. Ich habe damals in meiner Leidenschaft nicht so weit hinaus gedacht — er hatte ja recht! Wer so ist wie ich, kann nicht Mutter sein!"

Ich drückte ihr nur stumm die Hand. .

„Ich bin ja nun auch zufrieden, daß ich für ihn sorgen kann, und habe mich so hineingefunden in das Leben, aber die Menschen gönnen mir mein bißchen erbärmliches Glück nicht. Sie sagen, er betrüge mich, er lebe in Saus und Braus, er sei ein Erbschleicher! — O, ich bitte dich, reise hin, überzeuge dich, daß er mir die Wahrheit schreibt, gib mir das Vertrauen zu dem einzigen Menschen zurück, dem mein Herz gehört, gib mir meinen Frieden wieder, ehe ich sterbe! In diesem Zweifel kann ich nicht fort aus der Welt!"

Und da saß ich nun, und vor mir stand das Bild des eleganten Menschen, der schönen eleganten Frau, denen beiden die Freude am Leben, die Genußsucht und der Leichtsinn auf den Gesichtern lagen, und ich soll ihr seine Rechtlichkeit, seine Armut bestätigen, sein knappes Leben in dem kleinen pommerschen Neste mit vier Kindern und einer kranken Frau! „Ja, mein Herz," beruhigte ich sie, „ich reise hin und bin überzeugt, er hat dich nicht betrogen. Morgen wollen wir weiter darüber reden — verlaß dich ganz auf mich!"

Da ward sie ruhiger. „Ich danke dir! Ja, ich glaube ihm, ich glaube an ihn."

— — — — — — — — — — — — —

Ich sollte nicht in die Verlegenheit kommen, diese schwere Reise zu unternehmen. In der Nacht weckte mich Marie; sie hatte bereits zum Arzt geschickt.

Die Kranke saß aufrecht in ihren Kissen und streckte mir die Hand entgegen.

„Ich hatte so schön geträumt,“ sagte sie, „den alten Traum, den ich hundertmal in meiner Jugend geträumt



habe und jetzt schon so lange nicht mehr, so sehr ich mich auch zuweilen danach sehnte. Ich war so groß und schlank und wie andre auch, und er stand neben mir und hielt mich an der Hand. — Wenn mich das Pferd nicht so unglücklich getreten hätte damals, dann wäre ich wie andre geworden, und dann — ach, der schöne Traum!“

Und dann verwirrten sich ihre Reden. Sie sprach von dem Garten ihres Vaterhauses, von dem kleinen Dorfkirchhofe und von ihrem rotseidenen Kleid — „es war so schön, ich habe es nie wieder angehabt! Und grüße ihn, grüße



Der Pastor sprach über den Text: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. (S. 341.)

ihn von mir," bat sie, „ich war so dumm, ich vergaß ganz, daß ich ‚so' war."

Am folgenden Tage trat ihr Bruder an das Totenbett. Er hatte feuchte Augen, als er sagte, es sei ihr doch am wohlsten so, und am besten sei es auch, sie wäre schließlich wirklich noch als Bettlerin gestorben.

Ich stand mit an ihrem Grabe. Der Pastor sprach über den Text: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Ach, sie wußten ja alle nicht, wieviel Leid sie getragen hatte!

Ihr Bruder focht in der That das Testament an, in welchem sie den Hauptmann a. D. Brinkweiler zum alleinigen Erben ihres Nachlasses eingesetzt hatte, und mit Erfolg. Man wußte ja, ein Gewissenloser hatte sie hintergangen. Aber, Gott sei Dank, sie erfuhr es nicht mehr, daß es wirklich so war.

* *
*

Die Familie schickte mir die kleine Eichentruhe, in der Marianne ihren Schmuck verwahrt, und einen schönen Brillantring, den sie immer getragen hatte. Das alte geschnitzte Kästchen steht als Zierstück auf einem Möbel meines Zimmers. Neulich nahm ich es einmal zur Hand und schloß es auf; dabei entdeckte ich ein kleines Geheimfach und in diesem die Photographie eines etwa vierzehnjährigen Kadetten, die sorglich in einen Brief eingeschlagen war.

Von recht unbeholfener Jungenhand geschrieben stand da in verblaßter Tinte:

„Liebe Marianne!

Ich denke immerzu daran, wie Du vom Pferde gefallen bist, und daß nun Dein Rücken krumm wird, und ich bin doch schuld daran.

Wenn Du erst meine Frau bist, dann will ich ein ganz zahmes Pferd für Dich kaufen und immer neben Dir reiten, damit Du nicht fällst. Ich danke Dir für den Brief und verbleibe inzwischen

Dein treuer Franzel."

Ich habe den Brief in die Truhe zurückgelegt. Wie mag es dem gehen, der ihn schrieb?

Sie ruht, und die Leute sagen, ihr sei wohl. Sie haben recht!



Moderne Romane, Novellen und Erzählungen.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman. Aus dem Französischen von E. Hecker. Geh. 3 Mark. Eleg. gebunden 4 Mark.
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
—„— Božena. Erzählung. 3. Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
—„— Margarete. 3. Aufl. Geh. 2 Mark. Elegant geb. 3 Mark.
—„— **Moriz v.,** Zwei Wiener Geschichten.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.
Eckstein, E., Nero. Roman. 5. Aufl. Geh. 5 Mark. Eleg. geb. 6 Mark.
Fulda, Ludwig, Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. Erzählung 3. Aufl.
Geheftet 1 M. 50 Pf. Elegant gebunden 2 M. 50 Pf.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Auflage.
Geheftet 2 M. 50 Pf. Elegant gebunden 3 M. 50 Pf.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Lenbach, Ernst, Abseits. Erzählungen.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Lindau, Rudolf, Martha. Roman. Geh. 5 Mark. Eleg. geb. 6 Mark.
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke. Aus d. Französischen von Robert Prölß. Geh. 3 Mark. Eleg. gebunden 4 Mark.
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Prel, K. du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Auflage.
Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Japan. Roman. Deutsch von Anton Hensel. Geheftet 3 Mark. Eleg. gebunden 4 Mark.
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 2. Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Moderne Romane, Novellen und Erzählungen.

Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 36. Aufl. Geh. 3 M. 50 Pf.
In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf. In Halbfranz gebunden 5 Mark.

—„— Geschwister. Zwei Novellen. 16. Aufl. Geh. 3 M. 50 Pf.
In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf. In Halbfranz gebunden 5 Mark.

—„— Der Katzensteg. Roman. 29. Aufl. Geheftet 3 M. 50 Pf.
In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf. In Halbfranz gebunden 5 Mark.

—„— Im Zwielicht. 20. Auflage. Geheftet 2 Mark.
In Leinwand geb. 3 Mark. In Halbfranz gebunden 3 M. 50 Pf.

—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 19. Aufl. Geheftet 2 Mark.
In Leinwand geb. 3 Mark. In Halbfranz gebunden 3 M. 50 Pf.

—„— Es war. Roman. 22. Auflage. Geheftet 5 Mark.
In Leinwand geb. 6 Mark. In Halbfranz gebunden 6 M. 50 Pf.

Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. Erzählung.
Deutsch von Eugen Zabel. Geh. 2 Mark. Eleg. gebunden 3 Mark.

Widmann, J. V., Touristennovellen.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Wilbrandt, Adolf, Der Dornenweg. Roman. 3. Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

—„— Die Rothenburger. Roman. 4. Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 2. Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Wildenbruch, Ernst v., Schwester-Seele. Roman. 9. Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.




89097603104
B89097603104A